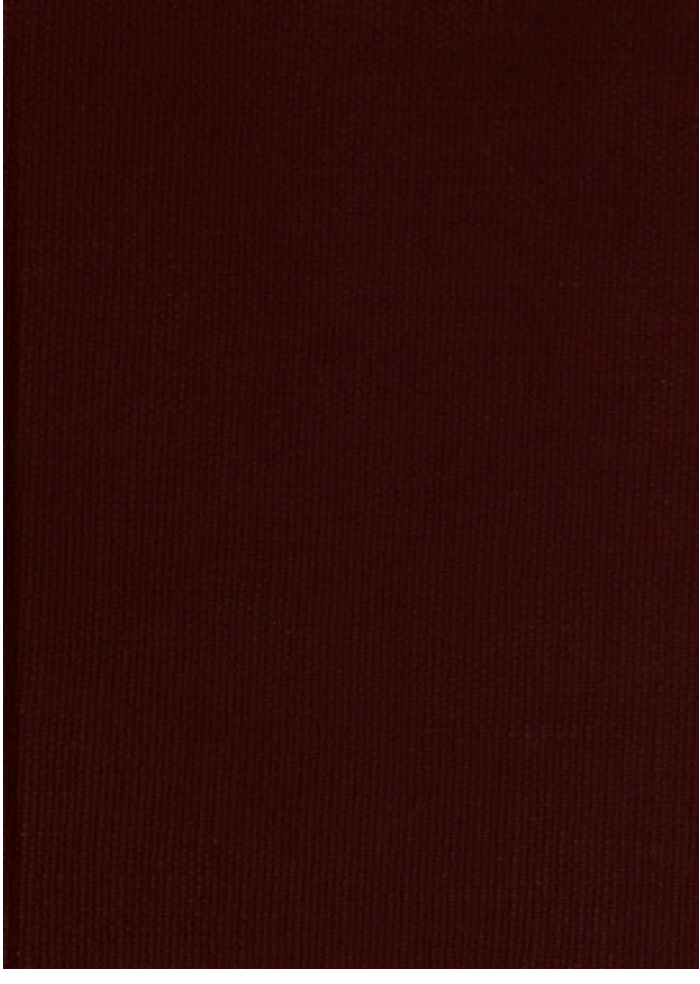


INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Sagen und Geſchichten

von

Hohenſtaufen, Hohenasperg, der Achalm, von Hohenentringen, dem Kloſter Gnadenthal, der Kilianskirche in Heilbronn, dem Ulmer Münſter u. ſ. w. u. ſ. w.

Von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Fol/h/1018

Stuttgart.

Verlag von Eduard Fiſchhaber.

1855

463898

GR166
.S6

I.

Die Achalm.

In der Entfernung einer Meile vom Neckar erhebt sich über die Ebene, welche vom rechten Ufer des Neckars sanft ansteigt, ein freier Berg in der Gestalt eines abgestutzten Kegels und von dem Gebirge der Albkette durch eine tiefe Senkung getrennt, so daß sein schlanker Gipfel frei herausſteht, und an seiner schwarzen Scheitel auf viele Meilen kenntlich wird. Sein alter Name ist Achalm, vom Volke die Achel, der Achelberg genannt. Der Berg ist 2191 Par. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Der Sockel des Berges hat an seiner minder steilen Ostseite Ackerfeld und Baumwiesen, ist auf der ganzen Südostseite, Süd- und Westseite mit Weinbergen und Baumgärten umrankt, auf der Nordseite aber bewaldet. Der mittlere steilansteigende Berg wird von Heide umgürtet und der obere steilste Berg, sein Kapf oder Kopf, ist mit Bäumen und Gesträuchen überwachsen. Auf der Erdstaffel der Westseite, am Ende der Weinberge, liegt die königliche Maierei, von schönen fruchtbaren Obstbäumen umgeben. Die edeln Merino's, sowie Angora-

Ortlieb von Zwiefalten, der älteste Geschichtschreiber über Achalm, sagt: der Berg, vom vorbeifließenden Bache Achalmen genannt u. s. w. Das Wasser, welches Ortlieb nennt, kann ebensogut die nahe Echaz seyn, welche in ältester Zeit auch Achaz hieß, oder der an der Wurzel des Bergs aus der Waldschlucht Dobel fließende Bach, welcher zuerst ohne Namen fließt, dann bei Reicheneck Reichenbach geheißen wird. Achalm wäre also nach dieser Erklärung die Alm (Alp) an dem Bache, über dem Wasser, oder wie der Chronist Fizion meint, Ach-Helm d. h. Helm (Hügel) über dem Wasser. Also so hieß uranfänglich der Berg, und von dem Berge hat, wie der alte Berichterstatter Ortlieb angibt, die Burg den Namen erhalten. Somit gehört die zwar sehr poetische Sage dem Reich der Fabel an, daß der Letzte des Geschlechts, im Angesicht der brennenden Burg im Kampfe fallend, mit brechender Stimme gerufen: Ach Allm...., worauf der Feind, der die Burg wieder aufgebaut, sie nach diesem Ausruf Achalm genannt habe. Nicht minder schön ist die an Ort und Stelle vorkommende Sage, daß der Gründer Eginw Ach Allm.... gesprochen, als er vor Vollendung der Burg verschieden. Doch komisch lautet die Sage, wenn sie berichtet, daß der letzte Römer, welcher das heidnische Castell auf dem Berge zuletzt vertheidigte, im Verzweiflungskampfe seinen Todesseufzer in fremder Sprache Ach Allm.... ausgestoßen.

Der Erste, welcher auf dem schönen Achelberg ur-

kundlich gewiß eine Burg erbaute, war Graf Egino, wohl derselbe, der im Anfang des 11. Jahrhunderts Gaugraf im Swiggersthal (unter Metzingen) gewesen, und einen Vorfahr hatte, welcher den Namen Unruch (der Unruhige, Zänker, Greiner) führte, und der den gemeinsamen Stammherrn der beiden Geschlechter Urach und Achalm gelten kann. Graf Egino erkaufte den Achelberg für sein Gut Schlatt (ein jetzt verschwundener Ort) und eine bedeutende Summe Geldes von den ersten Besitzern, und baute darauf die einer Stadt ähnliche, gewaltige Burg, welcher er nach dem Berg den Namen Achalm gegeben. Graf Egino soll ehelos gestorben seyn, und liegt zu Straßburg begraben. Vielleicht hat sich in dem Namen des flattlichen Eningen (Eginingen) das Andenken an Egino, den Erbauer der Achalm, erhalten. Graf Egino hatte einen Bruder, Namens Rudolf, der mit seiner Gemahlin Adelheid von Mömpelgard-Wülflingen das Geschlecht fortpflanzte, aber nicht dauernd. Graf Rudolf starb und wurde in der Familiengruft zu Dettingen unter Urach begraben. Er hinterließ sieben Söhne: Cuno, Luitold, Egino, Rudolf, Humfried, Beringer, Wernher, und drei Töchter: Willebirg, Matthilde, Beatrix. In dem unglückseligen Streite, den Kaiser Heinrich IV. mit dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden führte, stand Luitold und Cuno auf der Seite des Gegenkönigs, während ihre übrigen Brüder Anhänger Kaiser Heinrichs waren. Luitold erhielt bei der väterlichen

Theilung die Burg Achalm, und Cuno die Burg Wülflingen im Thurgau, welche seine Mutter Adelheid, die reiche Erbin des Grafen Liuto von Mömpelgard und der Willebirgis von Wülflingen, seinem Vater zugedacht hatte. Cuno nannte sich deßwegen in Urkunden Graf von Wülflingen. Beide Brüder stifteten im Jahr 1089 das Kloster Zwiefalten, und waren seine ersten Begaber. Cuno starb ehelos im Jahr 1092 auf seiner Burg Wülflingen, und wurde, da die Klosterkirche noch nicht gebaut war, am Eingang in die Pfarrkirche gegen St. Peters Altar begraben. Der Chronist Berthold von Constanz schildert ihn also: er war berühmt durch seine Macht, unter seinen Brüdern der reichste, unter den übrigen Herren des Landes gar glorreich, freigebig, prachtliebend, bei der Tafel verschwenderisch, den Feinden furchtbar, von Natur groß, und blieb mit seinem Bruder dem römischen Stuhl treuergeben bis ans Ende. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts sah man im Kapitel des Klosters die Figur des Grafen, die an Größe von Niemanden übertroffen wurde. Sein Bruder, Graf Luitold, war Erbe aller seiner Güter, die er aber nur zur Bereicherung des neuen Klosters verwendete. In seinem hohen Alter zog er sich in die Stille des Klosterlebens zurück. Er ließ sich nahe bei dem Kloster Zwiefalten eine niedrige Wohnung bauen, welche er mit zwei Dienern bewohnte. Da war er ein wahrer Vater und eine Zuflucht der Armen. Im Jahr 1098 überfiel ihn ein Fieber; als er fühlte, daß sein Stünd-

kein nahe, verlangte er nach dem Abte des Kloſters. Vor dieſem legte er ſeine Reichthümer dar, das waren ſieben Schaffelle; dieſe bat er unter ſeine zwei Diener, die ihn im Tragſeſſel zu tragen pflegten, zu vertheilen. So ſehr hatte ſich der zuvor im Ueberfluß der Erde ſchwimmende Graf ausgezogen um Gottes willen. Endlich verlangte er noch mit vieler Andacht und vielen Thränen die Mönchskutte, um die er das weiße Kleid des Himmels einzutauſchen hoffte, und den Segen, welches Beides er erhielt. Er lebte darauf noch drei Tage. Er wurde bei ſeinem Vater Rudolf und Bruder Cuno begraben.

Die übrigen Brüder Egino, Rudolf, Hunfried, Beringer, ſtarben in der Jugend; Beringer und Hunfried wurden im alten Familienbegräbniß zu Dettingen begraben, Egino in Straßburg, und ebenſo Rudolf, der noch jugendlich im Elſaß erſchlagen wurde. Werner war Geiſtlicher geworden, und brachte es zur höchſten Würde, indem er zum Biſchof von Straßburg erwählt wurde. Da er von der Parthei Heinrichs IV. war, ſo haben freilich päbſtliche Chroniſten nichts Gutes von ihm berichtet. Durch Geld zum Bisthum in Straßburg gelangt, zog er mit bewaffneter Macht gegen den Abt Wilhelm von Hirſchau, der auf des Pabſtes Seite ſtand. Mit dem Kriegspanzer angethan ritt er ſeinen zagenden Kriegsknechten vor, und ſpornte ſie mit Flüchen gegen die Hirſchauer Mönche an; da fiel er heulend vom Pferde und ſtarb eines jähen Todes (1077). Nach dem Chroniſten Bernold

starb er eines schnellen Todes, als er eben ins Kriegszelt zurückkehrte und sich aufs Bett setzen wollte. Derselbe berichtet auch von ihm, daß er eine Dirne, die einem seiner Lehensleute als Weib angehörte, mit schwerem Geld erkauft, und wider alles canonische Gebot schamloser Weise als sein Kebsweib gehalten habe.

Ein unglückliches Geschick hatte über dem Geschlecht der Grafen von Achalm gewaltet, daß es so bald in allen seinen männlichen Sprossen abging. Das Erbe von Achalm wäre jetzt, ja schon früher, in fremde Hände gekommen, wenn nicht eine der drei Schwestern der Grafen, Willebirgis, einen Sohn gehabt hätte, der sich kräftig des Erbes angenommen. Graf Wernher von Gröningen (an der Donau) war es, der sich schon im Jahr 1090, noch bei Lebzeiten seiner beiden Oheime, Cuno und Luitold, der Verminderung seines Erbes fest widersetzte, denn die beiden Oheime waren daran, der neuen geistlichen Stiftung gar Alles, was sie hatten, mit milden Händen, um des Seelenheils willen, zuzuwerfen. Schon damals hatte er viele Besitzungen sammt der Burg Achalm mit fast allen ihren Burgleuten und Vasallen erhalten. Das war aber nicht die Hauptburg Achalm, welche sein Großvater Rudolf erbaut hatte, sondern diejenige, welche von Graf Luitold gegründet, tiefer an der nordwestlichen Seite auf dem sogenannten Wernsberg lag und ein Vorwerk der größeren Burg bildete, nun aber bis auf die Spur verschwunden ist. Diese war Eigenthum

der Grafen von Achalm, die Hauptburg aber Reichslehen, welche nach dem Tode der Brüder von Achalm wieder an das Reich fiel. Als nun der mächtigste Fürst in Oberschwaben, Herzog Welf VI., vom Kloster Zwiefalten zum Schirmvogt erwählt wurde, da nahm er, als Nachfolger der Grafen von Achalm, die erledigte Reichsburg Achalm ein, und der Graf Wernher mußte es geschehen lassen, weil er der minder Mächtige war. Von Wernher, dem Besitzer der kleineren Burg, hören wir nach dem Jahr 1110 Nichts mehr, aber die Hauptburg auf der Spitze des Achelbergs blieb im Besitze der Welfen. Als im Jahr 1164 Welf der Jüngere ein großes Heer gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen führte, aber siegelos wurde und flüchtete, da barg er sich vor dem nacheilenden Feinde auf seiner Burg Achalm. Von Herzog Welf VI. kam die Burg Achalm nebst Zugehör ums Jahr 1170—73 an das Haus der Staufer, und blieb ununterbrochen staufisch, bis auf den unglücklichen Conradin von Schwaben. Dieser versetzte im Jahr 1262 seine Güter auf Achalm und in Reutlingen an den Grafen von Wirtemberg, Ulrich mit dem Daumen, für 500 Mark. Als Kaiser Rudolf zur Regierung kam, der alle Reichsrechte so sorgfältig wahrte, so brachte er auch die Herrschaft Achalm an das Reich zurück. Er verlieh die große Landvogtei der niederschwäbischen Städte seinem Schwager Albrecht von Hohenberg, und mit dieser übergab er ihm wohl, als einem ritterlichen Manne, auch die Vogtei

Achalm, daß er von hier aus das Land standhaft und treu schützen sollte. Darum kommt dieser Albrecht von Hohenberg auch als Albert von Acheln vor. Seitdem hatte die Burg manche Besuche von hohen Herren. Im Jahr 1281 um Pfingsten kehrte Kaiser Rudolf auf der Achalm ein. Es war nach dem Tode seiner vielliebenden Gemahlin Anna von Hohenberg, und wohl suchte er durch den Aufenthalt auf dieser schöngelegenen Höhe seinen Schmerz um die Verlorne zu mildern. Vielleicht hat Rudolf auch im Jahr 1288 die Achalm besucht, als er im November des Jahrs dem Beilager des Grafen Albrechts von Hohenberg mit der Tochter Heinrichs, des Markgrafen von Burgau, beiwohnte. In den Jahren 1293 und 94 besuchte König Adolf von Nassau mit seiner Gemahlin Imagina die Burg; letztere weilte längere Zeit auf der Achalm. Im Jahr 1300 erscheint Albert von Rechberg als Burgvogt auf Achalm, wohl im Dienste Graf Eberhards des Erlauchten von Wirtemberg, der wahrscheinlich nach der Ermordung Kaiser Albrechts die ihm einst von Rudolf entrissenen Rechte, darunter auch die Burg Achalm, wieder in Anspruch genommen hatte. Aber erst im Jahr 1330 übergab Kaiser Ludwig IV. dem Grafen Ulrich, Eberhards Sohn, mit der Landvogtei über Schwaben auch die Herrschaft Achalm. Im Jahr 1347 bestätigte Karl IV. zu Nürnberg dem Grafen Eberhard dem Greiner und seinem Bruder Ulrich IV. zu der Landvogtei Niederschwaben den Besitz der beiden Reichs-

burgen Achalm und Hohenstaufen. Wie zuvor Kaiser Ludwig gethan, so nennt auch Karl die beiden Grafen seine lieben Oheime und Landvögte auf der Veste Achalm, welche also seither der Sitz der Landvogtei Niederschwaben gewesen. Im Jahr 1360 zog Kaiser Karl beide Burgen wieder für das Reich ein. Aber im Jahr 1361 versetzte er sie an seinen Eidam Herzog Albrecht von Oesterreich, für die Heimsteuer seiner Tochter Elisabeth. Achalm ging jetzt mit Staufen von einer Hand in die andere. Herzog Albrecht und sein Bruder Leopold versetzten die beiden Vesten an Rudolf von Hohburg, dessen Bruder und ihre Erben, für 3000 fl., sie lösten sie aber wieder ein. Im Jahr 1370 verpfändeten die Genannten ihre Vesten aufs Neue dem ehrbaren und vesten Johansen von Rietheim und seinem Bruder Rudolf, für 12000 guter Golddukaten, bedungen sich aber das Oeffnungsrecht zu aller Nothdurft aus. Sechs Jahre darauf gab Wilhelm von Rietheim mit Willen seiner Brüder Conrad und Walther die beiden Vesten Achalm und Staufen mit allen Rechten und Zugehörden an den Grafen Ulrich von Wirtemberg und seine Erben auf; im Jahr 1378 wurde die Uebergabe von dem Landrichter zu Nürnberg, Gerlach von Hohenloh, an des Kaisers Statt für gerecht erklärt. Um diese Zeit wurde die Achalm Zeuge jener traurigen Begebenheit, welche unser edler Sängergreis Ludwig Uhland in dem trefflichen Liede besungen:

Zu Achalm auf dem Felsen da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar.
Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Die 14 schwäbischen Städte, darunter auch Reutlingen, die sich zuerst mit dem Grafen Eberhard verbunden hatten, schloßen seit dem Jahr 1376 unter sich und mit noch andern Städten ein starkes Bündniß, welchem aber der Graf Eberhard mit Macht sich widersetzte, denn er konnte wohl wissen, daß es nicht nur aus Unzufriedenheit wegen der Wahl des elenden König Wenzels, sondern auch gegen das Ueberhandnehmen seiner Gewalt gerichtet war. Bald wurde er von den Städten Ulm, Constanz und ihren Eidgenossen zumal angegriffen, weil seine Amtleute den Frieden überfahren hatten. Während er nun vor die Stadt Ulm zog und sie vergeblich belagerte, verbrannten ihm die Städter seine Stadt Tuttlingen, und zerbrachen ihm seine Burg Mägdberg im Höhgau. Seinen Tuttlingern konnte er nimmer zu Hülfe kommen, dafür wollte er nun die Rottweiler züchtigen. Die Züchtigung der nahen Stadt Reutlingen, welche auch mit den andern Städten gegen Eberhard gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, übertrug er seinem ritterlichen Sohne Ulrich. Dieser legte sich jetzt mit einer auserlesenen Ritterschaar auf die Veste

Achalm und belagerte Reutlingen, aber die Stadt war in guter Fassung, und hatte Zuschuß von ihren Verbündeten. In der Nacht vom 14. Mai 1377 machten die Reutlinger mit 700 Mann einen Ausfall, um Vieh wegzunehmen, und zogen bis vor Urach; sie raubten und zündeten auf ihrer Rückkehr durch das Uracherthal noch das Dorf Dettingen an, tödteten die Bauern, welche Widerstand thaten, und trieben vor dem Mittagessen 700 Stück Vieh weg. Als Graf Ulrich davon hörte, zog er mit 232 Rittern auf einem Umweg ab, der Achalm, und stellte sich hinter St. Leonhard den Rückkehrenden in den Weg. Die Ritter stiegen von den Pferden und fochten zu Fuß. Aber die in der Stadt hatten sich inzwischen bewaffnet, und 600 Mann zogen aus einem unbeachteten, im Frieden geschlossenen Nebenthor aus und über den Hohenschild, und fielen durch die südlichen Weinberge unter der Achalm dem Grafen und seinen Rittern in den Rücken. So nun in der Nachmittagsstunde des 14. Mai von vornen und von hinten von einer überlegenen Anzahl angegriffen, kämpfte die auserlesene Ritterschaar vergeblich; sie wurde mit großem Verluste von den Reutlingern geschlagen und war siegelos. Da die Adeligen Niemanden schonten, so machten auch die Städter nieder, wen sie trafen, und dem Siege folgte ein grausames Abwürgen der zu Boden gestreckten Adeligen auf dem Wahlplatze. Der Graf Ulrich selbst entging verwundet nur dadurch den Feinden, daß er sich unter eine Brücke versteckte,

und entkam auf einem Hengst mit Noth auf die Achalm.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis auf's Mark;
Da haschen sie nach Rossen, und schwingen sich hinauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm —" stöhnt einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

Man zählte auf der Wahlstatt 85 todte Grafen, Freiherrn, Ritter und Knechte, aber nur 16 erschlagene Reutlinger und 8 Verwundete; nur Einer von Sachsenheim wurde gefangen. Die Reutlinger zogen die Todten aus, viele Pferde, eherne Brustharnische, Spieße und Schwerter, auch viel andere Beute wurde in die Stadt gebracht. Die Reutlinger jubelten nicht wenig nach diesem Sieg über die Herren, ja den Reichsstädtern allen schwoll der Kamm, und sie fielen nun von allen Seiten dem Grafen ins Land; aber 10 Jahre später wurden sie gedemüthigt durch den glorreichen Sieg Eberhards bei Döffingen, wo der

ritterliche Graf Ulrich seine bei Reutlingen erhaltene Scharte leider! mit seinem Blute auswetzte.

Einen solchen blutigen Tag, wie den 14. Mai 1377 hat seitdem die Veste Achalm nicht mehr mit angesehen. Aber auch ein ernster Tag war jener im Jahr 1519, da Herzog Ulrich, um an den Reutlingern Rache zu üben, weil sie seinen Burgvogt auf Achalm in einem Wirthshaus der Stadt erschlagen hatten, mit 100 Reitern und 1000 Fußgängern feindselig gegen die Thore rückte, und die Stadt belagerte. Mehr als 700 Kanonenschüsse wurden gegen die Stadt gefeuert und machten die auf den Zinnen aufgepflanzten Stücke unbrauchbar. Der rachsüchtige Herzog setzte den Reutlingern so ernstlich zu, daß sie, verlassen von aller Hülfe, am 28. Januar ihre Stadt aufgaben und dem Sieger ihre Thore öffneten. Der Herzog machte die Reichsstadt glorreichen Andenkens zu einer wirtemberg'schen Landstadt. Aber er erfüllte durch diese rasche That das Wort seines blödsinnigen Vaters Heinrich zu Urach, der, als er den ersten Kriegslärmen hörte, sprach: o, er wird zum Land hinausziehen. Die Gewaltthat gegen Reutlingen ist der Anfang aller Leiden geworden, an denen die schönste Lebenszeit dieses künftigen Landesfürsten so reich gewesen. In der verhängnißvollen Zeit, die auf des Herzogs Vertreibung durch den schwäbischen Bund folgte, kam die Pfandschaft Achalm mit dem Lande wieder in österreichische Hände, aber auch nach Jahren wieder an Wirtemberg zurück. Im dreißig-

jährigen Kriege, nach der für die Protestanten unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, als Herzog Eberhard III. von Wirtemberg Land und Leute verlassen mußte, gab Kaiser Ferdinand II. seiner Schwägerin Claudia, der Wittwe Erzherzog Leopolds, die von ihr angesprochenen Pfandschaften Achalm und Hohenstaufen sammt Urach, Pfullingen und Göppingen ein, die sie auch wirklich in Besitz nahm. Achalm mit den übrigen Besitzungen blieb österreichisch, bis sie durch den Osnabrücker Frieden wieder an Wirtemberg zurückgegeben wurde. Doch brachte Oesterreich auch späterhin noch oft seine Ansprüche wegen des ehemaligen Reichslehens und der Pfandschaft Achalm in Anregung, so wie es bei der alten Felsenburg Hohentwiel geschehen war.

Ueber die Schicksale der Burg Achalm, wann und von wem sie zerstört worden, haben wir keine Berichte. Im leidigen Bauernkrieg, auf dessen Sündenregister in Verwüstung der Burgen Einige auch den Namen Achalm setzen, soll sie die ersten Stöße empfangen haben. Doch stand sie noch im 16. und 17. Jahrhundert als wohnliche Burg. M. Crusius besuchte die Burg im Juli des Jahrs 1587 und erzählt, daß er durch zwei Thüren in den ersten und andern Vorhof, und endlich in den großen und vornehmsten Theil des Schlosses gekommen. Fast in der Mitte, fährt er fort, ist ein hoher Thurm, in welchen wir aus dem Hause, das zur Rechten bei der Mauer ist und welches, dünkt mich, wohl damals die Woh-

nung des wirtembergiſchen Burgvogts war — über einen hohen Gang gekommen ſind; denn unten auf der Erde hat der Thurm keine Thüre. Die Mauern von allen Theilen des Schloſſes ſind ſehr alt und ziemlich hoch. Es iſt auch ein anderer Thurm in dem äußerſten Winkel des Schloſſes zur Linken, nemlich in dem dritten Theil, um deſſen Mauer wir eben herumgegangen.“ Alſo war Achalm noch in den Zeiten des Cruſius von einem Burgvogt bewohnt, und ebenſo auch noch im Anfang des 30jährigen Kriegs. Der letzte wirtemberg'ſche Burgvogt war Ruprecht Hofmann, der, von den Oeſterreichern verdrängt, im Jahr 1634 nach Eningen hinabzog. Im Jahr 1646 lag eine öſterreichiſche Beſatzung auf Achalm, aber eben dieſe gab Veranlaſſung zu ihrer Zerſtörung. Denn, als man erkundete, daß damals die Schweden auf das freilich, ausgenommen den vorderen Bau, meiſten Theils ruinirte Schloß, einen Anſchlag faßten, ſo erhielt der damalige öſterreichiſche Commandant, Obriſt von Haßlang, von der Erzherzogin Claudia allergnädigſten Befehl, das beſagte Schloß ruiniren zu laſſen, damit ſich kein Feind darinnen aufhalten könnte. Alſo ließ der Herr Obriſt die Schloßmauern, welche ohne dieß ganz faul und baufällig waren, niederreißen, wie auch die Ciſternen einwerfen, und allein den vorderen über der Porten ſtehenden, damalen noch einzig übrigen Bau ſtehen. Aber vier Tage darauf wurde dieſer Bau von böſen Leuten angezündet und iſt ganz und gar abgebrannt. Die Zerſtörung, welche

Haus Oesterreich an dem Schloß Achalm begonnen, wurde von Wirtemberg aus vollendet, denn im Jahr 1658 erging an den Keller zu Tübingen der Befehl: „Du Keller hast dich unterthänigst zu berichten, wessen du wegen vollends Demolir- und Rasirung des ganzen abgegangenen Schlosses Achalm hie bevor bereits unterthänigen Bescheid erhalten.“ — Im Jahr 1762 wurde der Achelberg mit seinen Ruinen an die Gemeinde Eningen um 10,500 fl. und von dieser im Jahr 1764 an zwei Bürger daselbst um 13,500 fl. verkauft; seitdem wechselten oft die Besitzer. Im Jahr 1822 ließ S. Majestät der König Wilhelm von Wirtemberg das Gut Achalm von Dr. Camerer und vier weiteren Eigenthümern um 34,000 fl. erkaufen. Es geschah dieß in der schönen Absicht, um hier ein Beispiel von feiner Schafzucht, und weitere Gelegenheit zu Veredlung vaterländischer Schafheerden zu geben. Seit 1831 laufen auf der Achalm neben einer Heerde hochfeiner Schafe von 500 Stücken auch viele Cachemir- und Angoraziegen. So hat dieser historisch merkwürdige Berg auch für das wirtembergische Vaterland wieder eine Bedeutung gewonnen.

Wir könnten manche schöne Sage von dem so sagenhaften Achalmberge zum Schlusse dem Leser erzählen, wie sie sich im Munde des Volks erhalten; wir könnten berichten vom Halbriesen auf dem Berg, von dem goldnen Zauberringe, der auf dem Grunde des Bodens um den ganzen Berg sich schlingen soll, deßgleichen von dem verirrten Grafen im Pfullen,

von St. Martin und Anderm. Wir geben dafür eine Auffassung der Sage von der Erbauung der Achalm, wie sie ein andrer Verfasser mit der Welfenfehde von Tübingen in Verbindung gebracht hat.

Die Sage vom Bau der Achalm.

In der Nähe von Ravensburg auf einem Hügel, drunten der Flecken Altorf, stand eine Burg, drin hauste ein altes, berühmtes Geschlecht, das der Welfe. Sein Alter läuft bis in das Heidenthum hinauf; seine späteren Nachfolger saßen auf manchen Thronen Europas, und noch blüht das Geschlecht in den Königen von Hannover und England.

Zur Hunnenzeit, vor 1400 Jahren — waren sie schon Besitzer großer Strecken Landes am Bodensee, und ihren Namen hatten sie wahrscheinlich von Wolf, als einem besonders kampffähigen und listigen Thiere, oder von Welf (junger Hund), wie die Sage meldet.

In späteren Jahren erbauten sie neben ihrem Stammschoß die Burg Ravensburg, und durch Glück und kriegerische Unternehmungen wuchsen die Güter und die Macht des welfischen Hauses sowohl im Lande Schwaben, als in Italien. Bald nahmen sie den Herzogstitel an, welcher ihnen von dem Kaiser verliehen wurde, und herrschten über Kärnthen und Baiern; ja von den Alpen bis zur Nordsee erstreckte sich nach und nach ihre Herrschaft. Darum entspann sich bald ein Hunderte von Jahren dauernder

Streit zwiſchen dem Haus der Welfen und der Hohenſtaufer um die höchſte Macht, und die Herzoge, Fürſten, Grafen und Edle von ganz Deutſchland hielten zu der einen oder andern Parthei, die in ewiger Fehde mit einander begriffen waren. Ein Nachkomme dieſes Geſchlechts, Herzog Welf VII., war um das Jahr 1150 aus ſeinen italieniſchen Beſitzungen nach Schwaben zurückgekehrt, um hier ſeinen zahlreichen Erbgütern vorzuſtehen. Da ritt er eines Tages über die Alb dem Neckar zu und nahm ſeine Nachtherberge in der Stadt Reutlingen. Hier zündete die Schönheit einer Jungfrau in ſeinem Herzen eine ſo heiße Flamme der Liebe an, daß er beſchloß, in der Nähe einen Ort auszuwählen, um dort ſeinen Aufenthalt zu nehmen und nahe bei der engelſchönen Jungfrau zu verweilen. Sein erſtes Augenmerk fiel auf den herrlichen Berg, der wie eine Krone ſich über Reutlingen zum Himmel erhebt und weit umher in das Schwabenland ſein Haupt ſtreckt. Eine alte Burg ſtand oben, die gehörte dem Wirtemberger Grafen Wernher zu Grüningen, und dieſe erſah ſich Herzog Welf zu ſeinem Sitze. Bald hatte er Burg und Berg um ein ſchön Stück Geld erworben, und nun begann er, Alles niederreißen und für ſich und ſeine Geliebte neu erbauen zu laſſen.

Nach der Art jener Zeit ließ er durch ſeinen Baumeiſter einen Riß und Plan machen, um die neue Burg aufzuführen. Die Bauart der damaligen Zeit aber war folgende: Es wurden ungeheuer dicke Mauern und Thürme angelegt. Dazu nahm man

zum Theil ungeheure große Steine, theils kleine, und goß die Zwischenräume mit Kalk und Gips aus, der jahrelang in tiefen Gräben gegohren hatte. So wurden die Steine ganz mit einander verschmolzen und bildeten eine Masse. Außerhalb den Mauern lief ein einfacher, doppelter oder gar dreifacher Graben herum, worüber man eine Zugbrücke legte, welche, wenn sie herabgelassen wurde, zur Einfahrt diente und an schweren Ketten hinaufgezogen das Thor bildete. Ein Thurm erhob sich über dem Thore, worauf der Thorwärter saß und in das Land hinaus spähte. Nur wenige Burgen hatten einen bedeutenden Raum, und die inneren Gebäude enthielten die Wohngemächer und den Rittersaal nebst den Vorrathskammern und Speichern, so wie die Gelasse für das Gesinde und die Stallungen.

In diesen Wohngelassen der Herrschaft herrschte meist Düsternheit, da die Fenster schmal und klein waren. Aber das Feuer auf dem Kamin des Zimmers und die blanken Waffen und Rüstungen im Saal erhellten statt der Sonne Glanz diese Räume.

Größere und kleinere Thürme, so wie Söller und Altane dienten zur Fernsicht und zum Schutz der Burg, und ihre Eingänge waren alle hoch angebracht und mit hölzernen Stiegen versehen, die man nach sich ziehen konnte.

Für den Fall der Noth waren verborgene Gänge angelegt; diese führten unter der Erde, oft sogar unter Flüssen weg, wie bei manchen Neckarburgen.

Wollte man eine geheime Botschaft aus der belagerten Burg bringen, so geschah es auf diesem unterirdischen Wege, oder wenn der Feind die Mauern erstiegen hatte, so flüchteten sich die Ritter mit ihren Familien und Knechten und ihren besten Schätzen in diese verborgenen Gänge, warfen die eisernen Thüren hinter sich zu, und suchten eine benachbarte Burg oder einen Wald zu erreichen, wohin die Gänge ausführten.

Tief unter der Erde, meist unter einem Thurme, war das Burgverließ oder das Gewölbe für die Gefangenen. Es waren schreckliche Behälter, in welche die Gefangenen oft 50 Fuß tief hinunter gehaspelt wurden. In diesen Burgverließen lagen die Gefangenen lebendig begraben. Die modernden Gebeine derer, die hier umgekommen waren, die schlechte Kost, die verpestete Luft, die Schlangen und Molche wurden das Mittel, den Gefangenen ein hohes Lösegeld abzupressen, oder, wenn sie ein Opfer der Rachsucht waren, erblickten sie nie mehr das Tageslicht und mußten elend verkümmern.

Nicht der Trieb nach einer schönen Aussicht war es, welcher die Ritter bewog, ihre Burgen oft auf die schauerlichsten Felsen, wie Schwalbennester zu bauen, sondern es war der Trieb des Adlers und des Geiers, der von der Höhe aus die Niedern beherrschen, und auf die ersehnte Beute der Bauern, Wanderer und Kaufleute herunterstoßen wollte.

Dieses Raubwesen und Ueberfallen der Wehrlosen

nannte man „Niederwerfen“, und der niedere, wie hohe Adel trieb nach der Sitte jener Zeit diese jetzt so verpönte Straßenräuberei.

Herzog Welf also begann den neuen Aufbau eines gewaltigen Schlosses; er wohnte abwechselnd viele Wochen in der Stadt Reutlingen, und bei seiner heißgeliebten Agnes. Obwohl er unter hundert Fürstentöchtern die Auswahl gehabt hätte, so konnte doch keine Solche ihn fesseln, wie das Reutlinger Bürgerkind mit seinen goldnen Locken, dem feinen Wuchs und den seelenvollen Augen. Ja, wenn sie in den prächtigen Gewändern, die ihr der Herzog schenkte, über die Straße schwebte, so glaubte man eine Kaiserstochter zu sehen, so fein und edel war ihre Haltung, so glänzend ihre Erscheinung und eine solche Anmuth strahlte aus ihren Blicken.

Jahrelang hatte schon dieses Bündniß der Liebe gewährt, und die Burg erhob sich alle Tage höher und stolzer. Da trat eines Tages der Welf in das Gemach seiner Agnes. Eine Zornesader schwoll auf seiner Stirne, und unmuthig warf er Helm und Schwerdt in eine Ecke.

Erschrocken fuhr Agnes auf und ging ihm entgegen, die Hand schmeichelnd auf seine Schulter legend: Was ist dir, mein Geliebter? frug sie mit ihrer sanften, melodischen Stimme.

Was mir ist? antwortete Welf mit stechendem Blick und zitternd vor Grimm — hab eine Botschaft erhalten, die jagt mir das Blut durch alle Adern.

Nein, ich will blutige Rache für den Schimpf, den ein Pfalzgraf an mir, dem Herzog, verübt, deſſen erlauchter Name durch Italien und Deutſchland ſchallt. O, ſo ſprich! bat Agnes und drückte ihm einen bittenden Kuß auf die heiße glühende Stirne — wer mag dich erzürnen, mein Heißgeliebter? Der Pfalzgraf von Tübingen iſt es, ſprach der Welf gelaſſener, denn die Nähe dieſes Engels vermochte Alles über ihn — der Pfalzgraf hat einige meiner Vaſallen und Rittersleute auf ſeinem Gebiete gefangen und ließ ſie hängen als überführt des Straßenraubs, ja er zerſtörte ihre Burg zu Möhringen. Wohl mögen ſie die Strafe verdient haben, aber mir ſtehet das Recht zu, ein Urtheil zu ſprechen über die, ſo meine Güter zu Lehen tragen. Hätte er ſie mir zugeſandt zur Beſtrafung, ich wäre ihm willfährig geweſen, obgleich der Pfalzgraf nicht zum Hauſe der Welfen hält, ſondern ein Anhänger und Freund der Hohenſtaufer iſt.

Schon habe ich Genugthuung gefordert, aber ſpöttiſch hat der Pfalzgraf meine Boten abgefertigt mit der Antwort: Saget Eurem Herrn, daß ein Verbündeter der Hohenſtaufer den erſten Raubritter wird mit eigener Hand aufknüpfen, der ſich zu den Vaſallen Welfs zählt!

Ha! ſolche Schmach meinem edlen Hauſe, das ebenbürtig iſt dem Kaiſerhauſe Hohenſtaufen — ich will ihm ein Feuer anzünden, wie er noch keines geſehen und dem Pfalzgräflein — ja der Hohenſtaufer und ſein Vetter, Herzog Friedrich von Schwaben, ſie ſollen

es inne werden, daß Welfs Macht die Wage hält allen seinen Feinden!

So entbrannte denn rasch eine mächtige Kriegsflamme. Zu Welf stellten sich die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen von Vohburg und Baden, die Grafen von Habsburg, von Pfullendorf, Calw und Berg und viele andere Herrn, und nach einigen Wochen sammelten sich ihrer gegen 600 geharnischte Reiter.

Aber auch der Pfalzgraf von Tübingen erhielt einen mannhaften Zuzug, denn ihm stellte sich zur Seite der hohenstaufische Schwabenherzog Friedrich, König Conrads Sohn, die Grafen von Zollern, von Wirtemberg und viele andere edle Herrn, und warfen sich mit ihren Reisigen in das feste Schloß Tübingen.

Auf einem schmalen Bergrücken zwischen dem Neckar und der Ammer erhob sich die uralte Pfalz Hohentübingen an der Stelle, wo jetzt noch das Schloß steht. Hier und dicht um das Schloß herum lagerten die Freunde des Pfalzgrafen, drüben aber im Thale bei Derendingen erhoben sich Hunderte von Zelten und wimmelte es von Kriegsleuten und Rossen, denn Welf mit seinen Freunden hatte dort sein Lager aufgeschlagen und saß in seinem Zelte; nicht ferne von ihm stand ein wunderschöner Page in Sammt und Seide gekleidet — es war Agnes. Als die Fehde ausgebrochen, da hatte sie Welf inständig gebeten, sie mitzunehmen in Männertracht, denn jetzt erst fühlte sie es, daß sie

es nicht ertragen könnte, ihn ferne von ſich zu wiſſen, und daß ſie alle Gefahren mit ihm theilen wolle. Umſonſt hatte Welf die ſchöne Geliebte zurückgewieſen; ſie klammerte ſich an ihn an, bis er, überwältigt von ihren Bitten, einwilligte, ſie als Page mitzunehmen.

Es war Sonntag Vormittags, und Tags zuvor war das Lager aufgeſchlagen worden. Schon in der Frühe war ein Kriegsrath gehalten worden und von beiden Seiten waren Fürſten und Edle zuſammengetreten, um einen friedlichen Vergleich zu ſtiften und alles Blutvergießen zu verhindern. Auch Agnes lag ihrem Geliebten an, ſeine ſtolzen Forderungen zurückzunehmen und ſich gütlich zu vertragen, denn, wenn ſie die hohen und feſten Thürme der Pfalz betrachtete, ſo dünkte es ihr ein blutiges Unternehmen, eine ſo mächtige Burg zu erſtürmen.

In beiden Lagern ruhten die Kriegsleute bei ihren Feuern und luſtig gingen die Krüge und Becher umher. Nur die Wachen ſtanden gerüſtet auf der Vorhut. Boten ritten alle Augenblicke hin und her von Tübingen nach Derendingen und von da zurück, um die gegenſeitigen Anträge, Forderungen und Bewilligungen hin und her zu bringen.

Eben war wieder ein Ritter zum Lager hinausgeſprengt mit neuer Botſchaft nach Tübingen, da erſcholl von ferne ein heftiges Geſchrei, und man ſah, wie drüben vor dem Schloß dichte Haufen Gewaffneter ſich zum Neckar herunter zogen.

Welf ſprang auf, warf ſich auf ſein Roß und jagte mit ſeinen nächſten Zeltnachbarn, dem Markgrafen von Baden, dem Neckar zu. In dichten Haufen ohne Ordnung und Glied ſtürzten Reiſige nach dem Wöhr vor Tübingen, wo ſchon ein heißer Kampf entbrannt war.

Als Welf in die vereinzelten Haufen ſeiner Leute hinein geſprengt war, die es verſuchten, unter dem Pfeilregen der Pfälzer über den Neckar zu ſetzen, kam ihm ein Ritter entgegen und brachte ihm die Botſchaft — daß aller Vergleich zu nichte. Ich komme vom Schloß, ſagte er, und wir waren nahe daran, dem unſeligen Spiel ein Ende zu machen, da erblickte ich vom Fenſter aus, wie ein ſtarkes Häuflein Reiſiger, die auf den Vorwachen ſtunden, auf eigene Fauſt und von Raufluſt entzündet, mit hellem Geſchrei auf den Neckar zu ſprengten und ſich um die Neckarbrücke tummelten.

Ich ſaß ſogleich zu Pferde, um herabzureiten und den nahen Kampf einzuſtellen, aber als ich die Brücke erreicht hatte, da waren aus der Stadt ſchon die leichten Reiſigen des Herzogs Friedrich durch das Thor unterhalb des Schloſſes hinausgeſtürmt, und mitten im Neckar ſtießen die Haufen auf einander.

Die Kampfwuth des welfiſchen Heeres war losgebrochen und ließ ſich nicht mehr zügeln, denn die Edlen ſelbſt geriethen jetzt in die Hitze und ſuchten ihre in großer Unordnung aus dem Lager herbei eilenden Fähnlein zu ordnen.

Auch vom Schloß herab wälzten ſich immer neue

Streiter und legten sich hinter die angelegten Schanzen des Schloßberges, von wo aus sie einen Hagel von Pfeilen auf die Angreifer schleuderten.

Vergebens stürmten die Welfischen fort und fort mit neuen Haufen gegen die Höhen, sie wurden stets zurückgedrängt, und Leichen an Leichen thürmten sich an den Ufern des Neckars. Schon hatte der Kampf zwei Stunden angehalten und noch war kein Schritt Boden gewonnen, da stieg Welf, der auf dem Wöhrd mit den Edlen die Schlacht leitete, selbst vom Rosse, ergreift ein Panier und stellte sich an die Spitze einer 400 starken Schaar Reisiger, die gleichfalls abgesessen waren.

Ein fest geschlossener Leib, stürmten sie gegen die Verschanzungen, aber nach kurzem Anprall wurden sie unter dem Hohngelächter Derer oben auf dem Schloß mit Hellebarden und Steinwürfen zurückgetrieben, und in gleichem Augenblick setzten Friedrichs Schwergeharnischte über den Neckar und hieben auf die ermatteten Kämpfer ein. Jetzt löste sich Alles in wilder Flucht auf, und kaum gelang es dem Welfen, sein Roß zu erreichen, das sein Knappe ihm gehalten. Rasch sprang er hinauf und jagte über den Wöhrd. Da erblickte er im Getümmel Agnes, die vom Lager her ihm zu Pferd entgegen kam, als sie vergebens auf das Ende des Kampfes geharrt hatte. Eine Ahnung hatte ihr gesagt, daß ihr Geliebter in Gefahr schwebe und daß es schlimm um den Ausgang stehe, da alles Kriegsvolk ausgezogen war und nichts als Schwerverwundete zurück kamen.

Dicht an ihn sich anschließend, ritt sie im Getümmel der Flucht dahin und suchte das Lager zu gewinnen, aber des Herzog Friedrichs Reiter waren schneller und umflügelten sie, so daß ihnen nur noch der Weg nach Reutlingen frei blieb.

Wie eine Schaafheerde von Wölfen umringt, so wogte die Flucht dahin, an der Neckarbrücke vorüber und nach den Wiesen, die sich gegen das Burgholz hinziehen. Neue Feinde fielen zum Neckarthor heraus, und so ward das welfische Heer auf beiden Seiten vom Feind angegriffen und in die Flucht geschlagen.

Schon hatten Welf und Agnes das Burgholz erreicht und die Steige, welche den Wald hinauf führt; da sprengte ein Graf von Zollern eilend ihnen nach und führte einen Streich von hinten auf den Helm des Welfen, dem schon beim Schloß ein Schlag mit der Hellebarde den rechten Arm gelähmt hatte. Mit einem fürchterlichen Schrei des Entsetzens sank Agnes fast vom Pferde, als im gleichen Augenblicke der Knappe des Welfen den Hieb mit der Lanze schwächte, und sich gegen den Grafen wendete, um seinem Herrn die Flucht möglich zu machen.

Das ganze Heer war nach einer Stunde aufgelöst und zersprengt, und nur mit Agnes und zwei Grafen von Calw erreichte Welf sein Schloß bei Reutlingen, das jetzt schon so weit aufgebaut war, um Sicherheit zu gewähren.

Die Schlacht bei Tübingen blieb lange im Andenken der dortigen Umwohner, und eine alte, kleine Kapelle,

die auf den Neckarwiesen stand, erinnerte noch vor 300 Jahren, da sie niedergerissen wurde, durch ihren Namen „Wendfeld“ an die Geschichte dieses Tages. — Zwei Jahre waren indessen verflossen, und fort und fort ward an dem Schlosse gebaut, um es zu einem der schönsten des Landes zu machen. Von Zeit zu Zeit kehrte Welf nach seiner väterlichen Burg bei Ravensburg zurück, bald verweilte er wieder in Reutlingen bei seiner Agnes. Da suchte der Kaiser Friedrich von Hohenstaufen das Haus der Welfen zu gewinnen und nöthigte seinen Anhänger, den Pfalzgraf von Tübingen, einen Fußfall vor Welf zu thun und ihn um Verzeihung anzuflehen.

Nun aber ersuchte er den Herzog Welf zu einem Kriegszug gegen die aufrührerischen Städte Italiens und den Pabst Alexander, der den Bannfluch auf den Kaiser geschleudert hatte.

Auch diesesmal ließ Agnes nicht eher mit Bitten ab, als bis sie ihrem Geliebten als Page in männlicher Tracht folgen durfte.

So zog denn Welf mit dem Kaiser nach Italien und führte ihm eine mannhafte Zahl Reisiger zu. An seiner Seite ritt der Erzbischof Christian von Mainz, ein kriegerischer Priester, der lieber Schwerdt und Kolbe schwang, als die Messe las. Es war eine hohe Riesengestalt, auf dem Haupte trug er einen goldnen Helm, um die Brust einen eisernen Panzer, darüber einen veilchenblauen Sammtrock. In der gewaltigen Faust führte er einen dreizackigen eisernen Streitkolben, wo-

mit er im letzten Kriege acht und dreißig edlen italiäniſchen Rittern die Zähne eingeſchlagen hatte. Welf und der Erzbiſchof zogen eine Tagreiſe dem Kaiſer voraus, mit ihnen der Schwaben Herzog Friedrich. Aber als ſie in die Nähe von Rom kamen, trafen ſie auf 30,000 Römer, aber ihr Häuflein beſtand nur aus 1500 Reiſigen. Schon wollte das Häuflein der Uebermacht weichen, da ergriff der rieſige Erzbiſchof eine Fahne, ſtimmte den Schlachtgeſang „Chriſt, der du geboren biſt“ mit donnernder Stimme an, und wetterte mit ſeinem Kolben auf die feſtgeſchloſſnen, geharniſchten Reihen des Feindes. Zugleich bricht Herzog Welf mit 500 leichten Reitern in vollem Rennen auf den Flügel der Gegner, und nach kurzer Zeit iſt die Schlacht gewonnen, der Feind flieht, und der rieſenhafte Erzbiſchof, allen voran, ſchlägt die Flüchtigen zu Hunderten nieder. Als ein Wunder des Herrn pries der Kaiſer dieſe That ſeines Vortrabes, denn 30,000 Römer wurden flüchtig von 1500 kaiſerlichen Kriegsleuten, und 2000 wurden erſchlagen.

Jetzt ſchlugen die Sieger ihr Lager vor Rom. Acht Tage dauerte der Kampf um die Stadt. Die Kriegsmaſchinen und großen Wurfgeſchoſſe prallten erfolglos an die Mauern der heiligen Stadt und der feſten Peterskirche. Da warfen die Deutſchen feurige Pfeile in die Marienkirche. Bald loderte ſie in hellen Flammen auf und ſank in Aſche. Mit ihr ſchmolz ein wunderthätiges Chriſtusbild vom reinſten Golde. Drauf zündete die Flamme auch in der Peterskirche, und während

dieſes Schreckens drang der Schwabenherzog Friedrich und an ſeiner Seite Herzog Welf mit ſtürmender Hand in die feſte Peterskirche und pflanzten die Reichsfahne zwiſchen römiſchen Leichen auf dem blutigen Altar auf.

Nun wollte der Kaiſer gegen die aufrühreriſchen Städte ziehen, aber ehe das Heer noch Rom verließ, ſchlug der Engel der Peſt das Heer mit ſeinem Schwerdt. Tag für Tag und Stunde für Stunde ſtürzten Ritter, Fußknechte und Knappen zu Boden, wälzten ſich in Krämpfen, und ſtarben ſo ſchnell hinweg, daß man kaum alle den Tag über begraben konnte. Während des Begrabens ſanken oft die Begrabenden den Todten in die Grube nach. Nach wenigen Tagen waren Haufen von Leichen in den Tiberfluß geworfen und tauſend andere vergifteten unbeerdigt die Luft. Ein Heer von Geiern und Raben bedeckte den Himmel und fiel über das Leichenfeld her. Kein Stand blieb verſchont, und von den Häuptern der Fürſten bis zum geringſten Knecht herab ging der Todesengel mit gleicher Strenge. Es ſtarben der Schwabenherzog Friedrich an der Seite Welfs, des Kaiſers Kanzler, die Biſchöfe von Speier, Regensburg, Prag, Augsburg und andere, der Pfalzgraf von Tübingen, Naſſau, Hochberg und über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und am Rhein nebſt faſt allen Knechten, im Ganzen 25,000 Krieger.

Auch Welf war von der Peſt ergriffen und voll Jammer pflegte ihn ſeine Agnes. Sie lief in der

ganzen Stadt Rom umher, bis ſie den geſchickteſten Arzt fand und gegen ein Säcklein Gold ihn bewog, ihrem Welf zu Hülfe zu kommen.

Mit deſſen Unterſtützung brachte man Welf in ein abgelegenes Haus auf einem freien Hügel ferne vom Peſtgeruch, und nun wachte Agnes Tag und Nacht neben dem Kranken und pflegte ihn nach der Vorſchrift des Arztes.

Am dritten Tage gingen dem Herzog alle Haare aus und ſein Antlitz ward aſchfarb und fahl — das war ein Zeichen, daß die Wuth der Krankheit nachgelaſſen, und nun ſchaffte Agnes zwei Maulthiere herbei und folgte mit ihrem Geneſenden dem Ueberreſte des Heeres, mit welchem der Kaiſer, wie mit einem Leichenzug, von Rom abzog. Todesſchwach, als Jammergeſtalten, ſchattenartig und haarlos und die Seuche im Herzen, ſchleppte ſich das zuſammengeſchmolzene Heer der Heimath zu gegen die Alpen.

Nach einem mühſamen Uebergang über die hohen Eisgebirge und vom Heere getrennt, wandte ſich Agnes nebſt zwei Knechten und ihrem Kranken in die Thäler der Schweiz und der ſchwäbiſchen Heimath zu. Wohl ſchien manchmal der Herzog ſich zu beſſern in den reinen Lüften ſeiner Heimath, und eine Röthe flog wieder über ſeine Wangen, wenn er die treue Liebe betrachtete, mit der Agnes ſtündlich ihn pflegte; aber er hatte den Todeskeim im Herzen und der Wurm nagte fort und fort, welchen die Peſt in ihn gelegt.

Es war ein warmer Septemberabend, die Sonne

vergoldete die prächtigen Zinnen der neuen Burg auf dem Berge bei Reutlingen, denn die Burg war juſt ausgebaut und ſchaute ſtolz in die Lande umher. So zog das Häuflein langſam den Berg hinauf und neue Hoffnung ſchwoll in der Bruſt des kranken Welf, denn da oben in den Prachtgebäuden wollte er mit ſeiner Agnes ein neues Leben beginnen und ihr für Alles danken, was ſie an ihm gethan. Schon öffnete ſich das hohe Thor und der Burgvogt trat ihm mit den Werkleuten und dem Baumeiſter entgegen, den Schlüſſel in der Hand — da auf einmal ſank der Herzog vom Maulthier in die Arme ſeiner Agnes — krampfhaft preßte ſein Arm die treue Geliebte an ſein Herz — ſein Blick richtete ſich auf das prächtige Thor, und dann warf er einen zweiten voll Schmerz und Innigkeit in ſeiner Agnes Augen, und mit einem tiefen Seufzer „ach! Allm — ſchloßen ſich ſeine Lippen, und ſein Auge brach.

Ach! Allmächtiger! ſchrie Agnes — und ſank ohnmächtig neben die Leiche ihres Geliebten — der Todesengel hatte auch ihr Herz gebrochen und ſie für immer vereinigt mit dem Geliebten ihres Herzens. Tief erſchüttert ſtanden der Vogt, Baumeiſter, die Schloßknechte und Werkleute um die beiden Leichen. Da ſprach der Baumeiſter: Gott habe ſie im Frieden, ſie ſind in ein herrlicheres Schloß dort oben in den lichten, ewigen Höhen eingezogen, als dasjenige, welches ich für ſie erbaut. Noch harrte dieſer Bau auf den Namen, welchen ihm der Schloßherr geben ſollte —

Ach! Allm — waren seine letzten Worte — wohlan so nennen wir es von nun an: „Ach — allm!“

II.

Kloster Maria-Gnadenthal (Stetten)

unter Hohenzollern.

Tief unten am Fuße des Zollerbergs, am Ufer der kleinen Killer gen Hechingen hin, liegt das friedliche Dörflein Stetten mit dem ehemaligen Kloster Maria-Gnadenthal, das durch einen unterirdischen Gang mit der Burg Zollern verbunden war. Schon um das Jahr 1259 soll dieses Klösterlein gestiftet worden seyn, denn im J. 1261 nimmt Pabst Alexander das Kloster Gnadenthal Augustinerordens in seinen Schutz, und bestätigt alle demselben von seinen Vorfahren verliehenen Privilegien. Ferner im Jahr 1264 übergab Pfalzgraf H (ugo) von Tübingen alle Güter, welche Walther, genannt Maistiman von Rotenburch, von Ritter Berthold von Ehingen erkaufte. Der Stifter war Graf Friedrich der Erlauchte von Hohenzollern mit seiner Gemahlin Udilhilde von Dillingen. Graf Friedrich soll aus folgenden Gründen das Kloster gestiftet haben. Als viele Herren des Schwabenlandes von Kaiser Friedrich II. abfielen, stellte auch er sich unter die Zahl seiner Gegner. Doch, als sich das Blatt

wendete und Friedrich in Deutſchland anerkannt wurde, da unterwarf ſich der Graf dem Kaiſer, und ſoll nur unter der Bedingung Gnade erlangt haben, daß er gelobte, ein Frauenkloſter zu gründen. Zuvor ſoll an ſeiner Stelle ein Johannithaus geſtanden ſeyn. Auch ſoll beim Bau dieſes Kloſters vorgekommen ſeyn, was man von manchen andern Klöſtern und Kapellen erzählt. Zuerſt war das Fundament zum Kloſter an einem andern Platz gelegt. Da wurden in der Nacht bis an den frühen Morgen durch die Engel die Steine dahin getragen, wo nunmehr das Kloſter ſteht. Mit dem Jahr 1267 erweiterte Graf Friedrich mit ſeiner Gemahlin dieſe Stiftung laut des Stiftungsbriefs, wo es heißt: Friedrich, von Gottes Gnaden Graf von Zolre, erweitert die Stiftung des von ihm zum Gedächtniß ſeiner Gemahlin Udilhildis und ſeiner Kinder gegründeten Kloſters Stetten Auguſtinerordens, baut den Nonnen eine neue Wohnung und beſtätigt die denſelben verliehenen Güter und Privilegien. Zugleich beſtimmte er die der Jungfrau Maria geweihte Kloſterkirche zur Grablege ſeines Geſchlechts. Graf Friedrich ſtarb im Jahr 1289 und war der Erſte ſeines Geſchlechts, deſſen irdiſche Hülle im Kirchlein des Kloſters eingeſenkt wurde. Nach dem Tode ihres Gemahls zog ſich Udilhildis in das Kloſter Stetten zurück, wo ſie bis an ihren Tod als Schweſter lebte. Ihre Tochter Williburgis ließ ſich ebenfalls in dieſes Kloſter aufnehmen, und ſo finden wir noch mehrere des Geſchlechts, die nach ihr in

Stetten den Schleier genommen: Sophia von Zollern im Jahr 1300, Agnes im J. 1354—66, Luitgard, Beatrix, Sophia im J. 1418, Anna † im J. 1418. Im J. 1278 wurden die Nonnen zu Stetten dem Predigerorden einverleibt. — In Folge mancher Jahrzeitstiftungen, die besonders von Frauen des Geschlechts von Zollern und Andern ausgingen, erwuchsen dem Kloster Stetten mancherlei Güter und Einkünfte. So stiftete im J. 1351 ein gewisser Albert Walch der Jüngere zum Heil der Seelen seiner verstorbenen Gattin eine Jahrzeit, auf immer zu feiern. Ein Johannes Walch that zu dieser Stiftung noch 5 fl. hinzu. Im Jahr 1380 stiftete das hochgeborne Fräulein Beatrix von Zollern-Schalksburg für ihren Bruder, Graf Friedrich von Zollern-Schalksburg, den Ritter, einen Jahrtag: dieselbe starb als Nonne zu Stetten. Im J. 1382 begaben Fritz von Altdorf und Werner der Schenke von Staufenberg das Kloster. Im Mai des Jahrs 1384 gab Frau Agnes von Gundelfingen, geb. Gräfin von Zollern, mit ihrem Sohne Friedrich dem Kloster den Hof zu Meidelstetten, zur Stiftung eines Jahrtags für ihren seligen Gemahl, Swigger von Gundelfingen; sie erweitert im Jahr 1384 mit ihrem Sohn Friedrich diese Stiftung. Im J. 1390 verkaufen Schenk Werner von Staufenberg und seine Gattin Ursula, Tochter des weiland Friedrich von Altdorf, der Priorin und dem Convent zu Stetten einen Hof mit ihren Gütern zu Niederhechingen, namentlich Pfawenhof u. s. w., welche sie von Volkard

und Eitel Walch so wie Albert von Synhingen, denen sie verpfändet waren, wieder gelöst hatten. Im Jahr 1392 machen der genannte Volkard Walch und seine Hausfrau Adelheid dem Kloster eine Schenkung. Im Jahr 1394 empfängt Aberli der Schmid, weiland Vogt zu Hechingen, von der ehrwürdigen, geistlichen Frauen Adelheid, der Priorin und dem Convent des Klosters zu Stetten, Prediger Ordens, zu einem rechten Lehen anderthalb Mansmad Wiesen, gelegen im Gailkofen, mit guter Gunst und Willen Guten der Walchin, Klosterfrauen zu Stetten in dem Kloster, und Itel Walchs, ihres Bruders. Im Jahr 1397 verkauft Wilhelm Schenk von Staufenberg 30 Schillinge Einkünfte an das Kloster. — Dieses Wenige aus der Klosterchronik von Stetten zeigt uns, wie sich besonders im 14. Jahrhundert die Einkünfte des Klosters schnell mehrten. Sie reichten so weit hin, daß in alter Zeit an 20 Nonnen zu Stetten ihr Unterkommen fanden. Aber durch die Ungunst der Zeiten, besonders aber, so berichtet Franz Petri in seiner „Chronik schwäbischer Klöster vom Jahr 1699“ durch Bedrückung von Seiten Andersgläubiger, wohl im 16. Jahrhundert, wurden die Einkünfte bis zur Hälfte geschmälert. Auch wurde das Kloster am Ende des 15. Jahrhunderts von einem Brandunglück heimgesucht, in welchem das Archiv zu Grunde gegangen. Doch erhielt sich das Kloster in gutem Wesen noch im 17. und 18. Jahrhundert. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde es aufgelöst, doch behielten

die überlebenden Nonnen darin ihren Aufenthalt. Noch vor dreißig Jahren hat der Verfaſſer dieſer Blätter bei einer Fahrt auf den Zollerberg drei Kloſterfrauen zu Maria-Gnadenthal begrüßt und recht freundliche Aufnahme bei ihnen gefunden, denn längſt hatte bei ihnen, die mit einander über 200 Jahre zählten, die ſtrenge Clauſur aufgehört.

Kloſter und Kirche, von denen das erſtere bald zu einer Kaſerne eingerichtet wurde, hatten ſchon damals wenig Merkwürdiges mehr aufzuweiſen. Die alten Leichenſteine lagen zerſtreut im Garten umher, und wurden zu dieſem und jenem ökonomiſchen Zwecke benützt, wie es ſo oft ſchon mit ſolchen Grabmälern gegangen iſt. Manche alte Gemälde, gemalte Fenſter, Sculpturarbeiten u. dergl. waren in früheren Zeiten in der Kirche, aber ſie wanderten im Jahr 1823 in die alte Michaeliskapelle auf dem Hohenzollern. Mit einem in derſelben befindlichen alten Marienbild, ſo wie einem früher da geweſenen gemalten Chriſtusbilde verbinden ſich einige Legenden, welche uns der ſchongenannte Franz Petri ganz treuherzig erzählt. Zuerſt ſtand das Marienbild auf einem Altar im Dorment des Kloſters, wo es ſeit Gründung deſſelben alle Zeit Gegenſtand der Verehrung geweſen. Graf Eitelfriz nahm es aus dem Dorment und ſtellte es in der an die Kirche anſtoßenden ſehr alten Kapelle Johannis des Täufers auf, um vor demſelben ſeine täglichen Gebete darzubringen. Aber die h. Jungfrau wollte lieber, wie bisher, im Kloſter verehrt werden,

und ſo wanderte das Marienbild, (wie wir hörten, ſagt der Berichterſtatter) es ſelbſt ganz allein wieder auf das Kloſterdorment, und das iſt dreimal in der Nacht geſchehen. Daſſelbe Bild iſt auch nachher bei einem Brand unverſehrt geblieben, und darum auch von den Gläubigen in großen Ehren gehalten worden. Auch befand ſich in der Kirche ein altes Gemälde, welches den Heiland vorſtellte, wie er das Kreuz trägt, und hieß das Zolleriſche. Daſſelbe ſoll die merkwürdige Eigenſchaft gehabt haben, daß es allen Herren von Hohenzollern und ihren Kindern als Vorbote diente. Es war gewöhnlich verſchloſſen. Starb nun ein älterer Graf von Zollern, ſo war drei Tage zuvor das Gemälde aufgeſchloſſen und Jedermännigliſichtbar; ſtarb aber ein Minderjähriges aus der Familie, ſo war nur der Riegel zurückgeſchoben. Zum letzten Mal ſoll dieß vor dem Tode des Grafen Eitelfriz II. geſchehen ſeyn. Sobald derſelbe von den Nonnen erfahren, daß das erwähnte Gemälde geöffnet ſey, ſo ließ er ſo ſchnell als möglich ſeinen Bruder, der zu Haigerloch darnieder lag, davon in Kenntniß ſetzen, er ſelbſt aber erkannte, daß auch ihm ſolcher Geſtalt ſein Sterbeſtündlein prophezeiht ſey. Wirklich ſtarb auch der gute Herr Eitelfriz drei Tage darnach unvermuthet von einem Schlage gerührt, den 9. Febr. 1488. Er war der Erſte des Geſchlechts, der in der Kirche zu Hechingen begraben worden, wohin von nun an das Familienbegräbniß verlegt wurde. Das genannte Gemälde ging leider! wenige Jahre nach dem

Tode des Eitelfriz in dem ſchon genannten Brand zu Grunde, während ein großes hölzernes Cruzifix, gleichfalls der Gegenſtand großer Verehrung, in deſſen Nähe das Gemälde gehangen, von dem Feuer nicht einmal angebrannt wurde. Ein weiteres Bild in der Kloſterkirche zieht unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Das iſt eine Art Votivgemälde und berichtet eine Geſchichte, die mit einem an dem Wege auf dem Zollerberg ſtehenden Bildſtock (Bild des Gekreuzigten) in Verbindung ſteht.

Der Schuß in das Chriſtusbild.

Am Hofe des Grafen Eitelfriedrich von Zollern diente als Knappe der Junkherr Kuno von Baldegg, den ſein Vater ſeit zwei Jahren dahin geſendet hatte, um Ritterſchaft zu erlernen. Der Knappe Kuno ſtand bei ſeinem Herrn in großen Gnaden, denn er war alle Zeit bereit in ſeinem Dienſte, und zeigte in allen ritterlichen Dingen großes Geſchick und ſeltene Gewandtheit. Graf Eitelfriedrich hatte ein einziges Töchterlein, die minnigliche Bertha. Kuno, der oft mit Aufträgen ſeines Herrn in das Frauenzimmer der Gräfin Gertrud von Zollern kam, ſah die liebreizende Bertha, und war bald in Liebe gegen ſie entzündet — ja er liebte ſie mit ganzer Inbrunſt ſeiner Seele, und nur ſie war der Gegenſtand ſeiner Gedanken bei Tage, und wenn er ſchlief, das Bild ſeiner Träume. Doch ſo ſehr ſich Kuno um die Liebe

der jungen Gräfin bewarb, und ihr auch bewies, wie er ohne ihre Liebe ſich unglücklich fühle, es war umſonſt all ſein Werben, denn Bertha, das erſt aufblühende Fräulein, wollte noch Nichts von Liebe wiſſen. Wie glücklich hätte ſich Kuno gefühlt, wenn ſeine Liebe nur mit einem freundlichen Worte erwiedert worden wäre, aber es war nicht des ſtrengen Schickſals Wille, daß ihn Berthas Liebe beglücken ſollte. Lange trug er in ſich das geheime Leid — das Leben mit allen ſeinen Reizen war ihm zuwider geworden; doch er ſollte noch ſchwerer geprüft werden. Der Sohn eines Ritters aus der Nachbarſchaft, Wolfhard von Schramberg, war ſeit wenigen Wochen ebenfalls an den Hof des Grafen von Zollern gekommen, um Ritterſchaft zu erlernen. Der war ſchlank von Wuchs und ſchön von Angeſicht, und was er ſprach, war holdſelig zu hören, und gefiel wohl den Frauen wie den Herren. Da trat Kuno in den Hintergrund, der doch zuerſt vor Jedmänniglich ſo gar hoch geſtanden war, und die Gunſt Aller, beſonders den Frauen, wandte ſich auf Wolfhard von Schramberg, der kunſtgeübt die Herzen zu gewinnen wußte. Aber Kuno verſtand das nicht, denn ſein Weſen war ehrlich und gerade, und er kannte keine Kunſtgriffe. Sein Harfenſpiel, mit dem er oft Ritter und Frauen ergötzt hatte, galt Nichts mehr, denn der Wolfhard von Schramberg war ein gewandter Bogenſchütze, und Alles, nach dem er zielte, mußte ſeinem Schuß erliegen. Darüber grämte ſich Kuno wenig, daß alle Anderen ſich ihm zuwen-

deten, und allein ihn lobten und prieſen, aber das machte ihm Höllenqualen, daß Bertha, die bisher ſtets die Geſellſchaft der Männer gemieden hatte, ſich an Wolfhards Umgang erfreute, daß ſie oft mit Wohlgefallen an ſeinen ſchönen Geſichtszügen und an ſeinem ſchlanken Wuchſe hieng, und nicht ihr Auge von ihm verwandte, wenn er im Hof ſtand und nach einem Vogel ſchoß, während ihr Kuno's Harfenſpiel eine gleichgültige Unterhaltung geworden war. Es regte ſich in ſeinem Innern die Eiferſucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er ſahe Mehr, als wirklich der Fall war, er wähnte, Bertha fühle Liebe für den Wolfhard, und doch war es Nichts anderes als freundliche Hinneigung zu ſeinem Gemüthe, das mehr weibiſch als männlich war. Und doch liebte Kuno das Fräulein noch mit ganzer Seele, ja mit Leidenſchaft. Er mußte ſie lieben, ſo ſehr er ſich Mühe gab, aus ſeinem Herzen ihr Bild zu verdrängen.

Da geſchah es einmal, daß der Graf von Zollern ein Feſt feiern wollte; zu dieſem Feſte ſollten Alle, die im Bogen geübt wären, einen Wettkampf halten, und wer das Beſte thun würde, der ſollte den Siegerdank empfahen aus der Hand der jungen Gräfin. Das freute den Junker Wolfhard, denn ſeine Eitelkeit ſagte ihm, daß dieſer Wettkampf nur ihm gelte, auf daß er ſeine Kraft zeige, und als Sieger aus dem Kampf hervorgehe. — Alles rüſtete ſich auf dieſen Tag; es kamen Schützen aus der ganzen Umgegend. Auch Kuno rüſtete ſeinen Bogen und Köcher, aber er

meinte wohl, daß er umſonſt nach dem Siegerdank ſtrebe, denn er führte zwar das Schwerdt mit Kraft und Geſchick und konnte die Saiten der Harfe ſchlagen, aber im Bogen war ſeine Hand unſtät. Betrübt ging er am Abend vor dem Feſt unter der Burg im Thale. Gern wäre er dem Feſt entgangen, um nur nicht ſehen zu müſſen, wie er zu Schanden würde, während der Schramberger triumphirte und den Preis empfänge. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Kuno ſchaute ihm in das Angeſicht, und erſchrack, denn es waren ſchreckliche Züge, wie er noch nie geſehen hatte. Was fehlt euch, edler Junker? fragte ihn der Mann mit einer Freundlichkeit, die ihm durch Mark und Bein drang; ihr geht ſo düſter, und morgen iſt ja ein luſtiger Tag. Für mich nicht, entgegnete Kuno. Ah bah! lachte der Rothmantel, ihr dürft nur gut treffen, und ich wüßt' ein Mittel, daß ihr auch mit eurer unſtäten Hand treffen könntet, und wenn das Ziel auch das fernſte wäre. So nenne mir doch dieſes Mittel, bat Kuno den Rothmantel. Ich will euch das Mittel ſagen, und es iſt bewährt, verſetzte der Rothmantel mit Grinſen. Dort an der Kreuzſtraße ſteht ein Bild aus Holz. — Das Chriſtusbild meinſt du? fragte Kuno, und der Rothmantel ſchreckte ſichtbar zuſammen, als er den Namen des Gekreuzigten nannte. Ja, ſagte der Rothmantel, das mein' ich. Nun nehmet ihr euren Bogen, belehrte ihn der Rothmantel, zielt mit eurem Pfeil auf das Bild, bis ihr es dreimal getroffen,

und jedes Mal zieht ihr wieder den Pfeil heraus. Mit dieſem Pfeil dann — das ſeid verſichert — treffet ihr euer Ziel, und ihr erhaltet den Preis aus der Hand des Fräuleins. O Gott! rief Kuno, das kann ich nicht vollbringen. Nun, lachte der Rothmantel, ſo will ich euch nur ſagen, morgen iſt der Junker Wolfhard Sieger; wenn er aber den Preis erlangt, wird ihm vollends des Fräuleins Huld, deſſen Herz er gefeſſelt, und ihr könnet ihm zuſehen, wenn er die Braut zum Altare führt. Nein, bei Gott! rief Kuno, und die Eiferſucht regte ſich heftiger, denn zuvor in ihm, das ſoll nicht geſchehen, er ſoll nicht triumphiren der Milchbart, ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbring es. So gebet mir euer Wort, ſprach der Rothmantel, daß ihr den Geſcheidten machen wollet. Der Junker reichte ihm die Hand, aber es war ihm, als ob ſie zwiſchen zwei glühende Eiſen gedrückt würde. Der Rothmantel verließ ihn und verſchwand im Gebüſche. Kuno ging auf die Burg zurück.

Blaß ſchien der Mond über das weite Thal, als er, den Köcher und Bogen um den Nacken, von der Burg wieder zu Thale ſtieg. Bald war er zur Stelle. Lieblich beſtrahlt vom Monde, ſtand auf der Kreuzſtraße das hölzerne Bild des Gekreuzigten, vor dem er ſchon oft gekniet und ſeine Andacht verrichtet hatte, wenn er des Wegs kam. Er ſtellte ſich in geringer Entfernung von dem Bilde, und wollte den Bogen faſſen; da rührte ihn Jemand am Kleide; er ſah hinter ſich. Ein kleines Männlein ſtand hinter ihm: es däuchte

ihn, es wäre der arme Mann, der oft vom Dorfe auf die Burg kam, um ein Almoſen zu erflehen. Edler Junkherr, begann das Männlein, was habt ihr im Sinne? thut doch das nicht! was ihr vorhabt, iſt die größte Sünde. Was gehet es dich an? fuhr ihn Kuno mürriſch an — mach', daß du nach Hauſe kommſt, es iſt ſchon ſpät. Der Junkherr erhob den Bogen, und legte einen Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da zerrte das Männlein wieder am Kleide. Ich bitt' euch um Gotteswillen, flehte es, laſſet ab. Kuno hörte nicht auf den warnenden Eccard, und ſtieß mit dem Fuße nach ihm; da verſchwand das Männlein. Er legte noch einmal an, ſeine Hand zitterte, als er den Bogen ſpannte, er drückte ab und ging zum Bilde — da haftete der Pfeil in des Bildes Haupt. Kuno zog den Pfeil heraus und ging wieder zur Stelle. Der Pfeil flog zum zweiten Mal, und er haftete in des Bildes Füßen. Er flog zum dritten Mal; Kuno ging hin, und der Pfeil ſaß in dem Herzen des Gekreuzigten. Kuno zog nun den Pfeil heraus, aber es war ihm, als ob er alle Kraft anſtrengen müßte. Das Bild blickte ihn an, und es däuchte ihn, als ob das lebloſe ſeine Augen öffne und ihn ſtarr anblicke. Endlich gelang es ihm, den Pfeil aus dem Bilde zu ziehen, aber blutroth quillte es hinter dem Pfeile, der wie in Blut getaucht war. Da überfiel den Junkherrn ein kalter Schauer, Hände und Füße bebten ihm, er konnte nimmer von der Stelle und war wie ein Gelähmter. Da lag er, dem

die Strafe ſeiner Sünde auf dem Fuße folgte, vor dem Bilde des Gekreuzigten, todesmatt wie ein Sterbender, bis zum frühen Morgen. Da kam der Beichtiger von Maria-Gnadenthal des Wegs, der gewöhnlich um dieſe Zeit von Hechingen her kam, um den Frauen im Kloſter die Frühmeſſe zu leſen. Betet für mich, frommer Bruder, rief Kuno dem Prieſter zu — und es war wie die Stimme eines Sterbenden — er konnte nicht mehr ſein Haupt in die Höhe heben vor Mattigkeit. Da kniete der Prieſter vor ihm nieder, und hörte die Beichte des größten, aber auch reuigſten Sünders; er erquickte ihn nach der Beichte mit dem Leib des Herrn, der ja auch dem reuigen Petrus verziehen, welcher ihn dreimal verläugnet hatte. Ein Kreuz außerhalb des Kirchhofs zu Stetten bezeichnet die Stätte, wo der Leichnam des ſündigen Junkherrn eingeſenkt wurde.

III.

Schloß Sachſenheim.

Auf einer Anhöhe über dem Flüßchen Metter liegt das Städtchen Groß-Sachſenheim mit ſeinem Schloſſe, das jetzt noch bewohnbar und mit einem Vorhof und Graben umgeben iſt. Das frühere ſtattliche Ausſehen

des Schlosses, welches einst der Sitz eines bedeutenden ritterlichen Geschlechts gewesen ist, ist ganz und gar verschwunden. Auch ist es nicht mehr jenes „schöne fürstliche Schloß und fürstlicher Wittumssitz", wie es noch im Jahr 1699 der alte ehrliche Pfarrer J. M. Rebstock gesehen; aber immer ist das Schloß Sachsenheim noch ein schöner Herrenhof, da können immer noch adeliche Herren aus- und eingehen. Schloß Sachsenheim war in alten Zeiten der Sitz einer Herrschaft, zu der außer Groß- und Kleinsachsenheim noch mehrere Dörfer gehörten.

Wenn wir dem Namen Sachsenheim einen recht alten Ursprung geben wollen, so erklären wir Sachsenheim für eine Niederlassung der alten Sachsen, welche einst Karl der Große nach Unterjochung des alten Sachsenvolkes in die süddeutschen Lande nach Schwaben und Franken versetzt haben soll, um sie mit den süddeutschen Völkerstämmen zu amalgamiren. Eine andere Erklärung, die schon der ehrenwerthe wirtembergische Historiograph Sattler aufstellte, wäre die, daß Sachsenheim, in alten Urkunden auch Sassenheim geschrieben, ganz einfach seinen Namen von Sassen (Insaßen) erhalten hätte. Schon im Jahr 1161 kommt ein Gut in Sachsenheim unter den Besitzungen des Klosters Odenheim vor, und wohl um eben diese Zeit besitzt das Kloster Reichenbach im Schwarzwald daselbst Güter; es ist aber wohl das Dorf Klein-Sachsenheim darunter verstanden. Doch auch um

dieſelbe Zeit werden Güter des letztgenannten Kloſters in beiden Sachſenheim aufgeführt.

Das edle Geſchlecht, das ſich vorzugsweiſe von Großſachſenheim nannte, gehörte zu der Vaſallenſchaft der mächtigen Grafen von Vaihingen, und erſcheint erſt ein Jahrhundert ſpäter in der Geſchichte. Ein Hermann von Sachſenheim lebte bereits vor dem Jahr 1284, denn ſeine Söhne zeugen in dieſem Jahr in einer Urkunde ihres Lehensherrn des Grafen Cunrad von Vaihingen. Sie führen im Wappen einen Huth mit zwei gegeneinander gebogenen Ochſenhörnern über einem Schild mit einem Kreuze. Die Namen Hermann und Friedrich (Fritz) ſcheinen häufige Familien-Namen geweſen zu ſein. Darum war jener Heilwig von Sachſenheim, der im Jahr 1289 mit ſeiner Hausfrau Guta alle ſeine Güter, bewegliche und unbewegliche, für ein jährliches Leibgeding dem Kloſter Rechenshofen vermachte, wohl Keiner von der adelichen Familie von Sachſenheim.

Von den beiden Brüdern Hermann und Friedrich ſcheint der Stamm der Herren von Sachſenheim ſich in zwei Zweige getheilt zu haben. Zwei Söhne Hermanns, Bernold und Hermann, leben im Jahr 1324. Hermann hatte einen Sohn gleichen Namens und eine Tochter Irmendrut. Der Sohn erſcheint ſpäter im Jahr 1368 unter dem Namen „den man nennet von Helfenberg“ (einer nicht fernen Burg) und wurde wohl der Gründer des Nebenzweigs. Söhne dieſes Hermanns waren Fritz und Hermann von Sachſenheim,

welche im Jahr 1385 mit Graf Eberhard von Wirtemberg Fehde anfingen. Als ihnen der Graf ihre Güter verheerte, baten sie um Frieden und unterwarfen sich wieder ihren Lehensherren. Hermann hatte einen Sohn desselben Namens, der im Jahr 1395 als Probst zum h. Kreuz-Stift in Stuttgart vorkommt. Dieser gab im Jahr 1402 seine Einwilligung dazu, als sein Vater alle seine Güter bei Stuttgart an den Grafen Eberhard von Wirtemberg verkaufte. — Der Hauptzweig blühte in zahlreichen Gliedern fort und erwarb noch bedeutende Güter zu den frühern Besitzungen. So kaufte Friedrich von Sachsenheim, wohl der Sohn des erst genannten Friedrich, im Jahr 1336 von dem Markgrafen Rudolf von Baden seine Stadt Bönnigheim sammt der Burg Magenheim, die er vom Hochstift Mainz zu Lehen getragen. Diese Stadt blieb von nun an bei der Familie von Sachsenheim, nur wurde es ein Ganerbenbesitz, da noch mehrere Edelleute daran Antheil hatten. Friedrich von Sachsenheim hatte wahrscheinlich drei Söhne, Kunz, Hans und Bernold. Kunz von Sachsenheim versetzte im Jahr 1368 unter Bürgschaft dieser seiner Brüder, so wie seines Vetters Hermann, gen. v. Helfenberg, den Frauen zu Rechenshofen verschiedene Gülten. Kunz ist wohl derselbe, welcher noch im Jahr 1378 auf der Burg Magenheim gesessen, während vielleicht Hans, sein Bruder, den man auch Kleinhans nannte, zu Bönnigheim saß. Daselbst ist seit dem Jahr 1384 weiter begütert ein Walther von Sachsenheim. Im Jahr 1388 schließt

Wilhelm von S. einen Burgfrieden mit ſeinen Ganerben zu Bönnigheim. Im Jahr 1390 trat ſein Bruder Hans demſelben auch bei. Ein Fritz v. S. verkauft im Jahr 1408 ſeine Güter zu Bönnigheim an Weiprecht von Fürhenfeld. Im Jahr 1441 verſchreiben ſich Bechtold und Schwarzfritz v. S. gegen den Domdechant zu Speier wegen der Löſung des ihm von ihnen verſetzten Viertels an der Stadt Bönnigheim. Noch im Jahr 1452 iſt Schwarzfritz v. S. zu Bönnigheim; aber im Jahr 1465 verkauft er ſeinen Antheil an Bönnigheim an Adam Schenk von Winterſtetten. Dann im Jahr 1479 verkaufen Hans und Reichard von Sachſenheim, Gebrüder, ihr Drittel und Achtel zu Bönnigheim an Ludwig von Nippenburg, und ſo kam die Beſitzung zu Bönnigheim von der Familie. Der ſchon genannte Schwarzfritz, der Aeltere, beſaß noch die Burg Magenheim, die er im Jahr 1465 von Wirtemberg zu Mannlehen empfangen hatte, und die er nun zu ſeinem Wohnſitz wählte. Seine Söhne Martin und Schwarzfritz erhielten im Jahr 1474—75 dieſe Burg gemeinſchaftlich zu Lehen. Schwarzfritz wohnte auf Burg Magenheim, er verlor ſie aber widerwärtiger Weiſe. Als er um die genannte Zeit den Sebaſtian von Neuhauſen und ſeine Geſellen, welche im Wirtemberger Lande Straßenraub getrieben, mit ihrer Beute in ſein Schloß einnahm, wurde er darin aufgehoben und ins Gefängniß gelegt. Auf Fürbitte des Pfalzgrafen Philipp wurde er zwar wieder frei gegen eine Urphede,

er mußte aber sein Schloß Magenheim abtreten, und nun kam sein Bruder Martin in den alleinigen Besitz. Nach ihm werden wieder zwei Besitzer des Schlosses, Reinhard und Wilhelm v. S. genannt. Im Jahr 1509 streiten Beide mit einander wegen eines Lehensstücks, das Hermann von Sachsenheim hinterlassen, und es ward dahin gethädigt, daß Wilhelm das Schloß behalten und im Bau erhalten soll, wenn er aber ohne Nachkommen stürbe, soll es an Reinhard wieder lediglich heimfallen. Das geschah auch, denn schon im Jahr 1534 übergab Wilhelm, der alle Hoffnung zur Nachkommenschaft verloren hatte, seinem Vetter Reinhard das Haus Magenheim, doch so, daß er es erst nach seinem Tode beziehe. Reinhard, der Schwäher des berühmten Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, empfing im Jahr 1553 das Schloß von Wirtemberg zu Lehen, und wohnte wohl bald hier, bald auf dem Schlosse zu Sachsenheim. Er vereinigte alle Besitzungen der Familie in seiner einen Hand, aber diese waren ziemlich geminbert. Zudem, daß Bönnigheim nicht mehr zur Familie gehörte, war auch von den Stammgütern des Hauses Manches veräußert worden. Im Jahr 1471 hatte Conrad v. S., Berchtolds Sohn, mit Bewilligung seines Bruders Hansen und dessen Sohn Conrad, seinen dritten Theil an den Dörfern Groß- und Klein-Sachsenheim und Sersheim an Graf Eberhard von Wirtemberg veräußert. Im Jahr 1481 aber verkaufte Frau Helene Kaibin, Hansen v. S. Wittib,

ihren Theil an den beiden Sachsenheim, sowie an Zimmern (Metterzimmern) und Sachsenheim unterm Berg, gewöhnlich Untermberg genannt, auch ihre Güter zu Bissingen an den genannten Grafen Eberhard von Wirtemberg gegen ein jährliches Leibgeding. Als Reinhard alleiniger Besitzer war, baute er das Schloß zu Großsachsenheim wieder auf, das im Jahr 1542 mit der Hälfte des Orts Großsachsenheim abgebrannt war. Er vollendete den Bau im Jahr 1544. Von Reinhard ging Sachsenheim mit dem Schloß Magenheim an seinen Sohn Bernhard über, der bei Herzog Christoph in großen Gnaden stand. Bernhard starb ohne männliche Erben im Jahr 1562, und so wäre die Familie erloschen, wenn nicht der als Besitzer von Schloß Magenheim genannte Wilhelm v. S. einen Sohn Gall hinterlassen hätte, den er mit einer Magd erzeugte, die er nachher ehelichte. Gall bewarb sich um die eröffneten Sachsenheim'schen Lehen, erhielt aber nur das Schloß Magenheim, das er bis zum Jahr 1592 besessen. Die älteren Lehen und Güter des Geschlechts, Groß- und Klein-Sachsenheim u. dgl. fielen an Haus Wirtemberg zurück, das nach Aussterben der Grafen von Vaihingen die Lehenschaft überkommen hatte. Herzog Christoph verglich sich mit den Allodialerben, welche noch vorhanden waren, und zahlte namentlich den 13 Tochterkindern Reinhards von Sachsenheim je einem 500 fl., und so verzichteten diese auf alle ihre Ansprüche. Aus der Sachsenheim'schen Herrschaft wurde nun ein eigenes Amt

gemacht, das im Jahr 1581 der Landschaft, jedoch unter gewissen Vorbehältnissen, einverleibt wurde; denn es wurden viele Gefälle und Gerechtigkeiten der Frau Herzogin Wittib Johanna Elisabetha von Wirtemberg überlassen. Im 30jährigen Kriege, besonders aber auch im französischen Krieg, im Jahr 1693, hatte das Amt durch Plünderung Viel zu leiden; im letzteren Kriege wurde auch das fürstliche Schloß sehr übel ruinirt. Doch hat es sich noch in gutem wohnlichen Stand erhalten, wohl in eben der Gestalt, in welcher es Reinhard von Sachsenheim im Jahr 1544 erbaute, wie noch jetzt die Inschrift über dem Thore es anzeigt. Damals war das Schloß noch ein fürstlicher Wittumsitz, später wurde es die Wohnung der Oberamtleute, bis im Jahr 1806 das Amt aufhörte. — Ehe wir das Schloß Sachsenheim verlassen, gedenken wir noch eines ritterlichen Dichters, der diesem Geschlecht angehörte. Es ist Hermann von Sachsenheim, der wohl am Hofe der Grafen von Wirtemberg lebte, im J. 1458 starb und in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben liegt. Sein größeres Gedicht heißt die Mörin, ist in kurzen Reimzeilen abgefaßt, und wurde zu Worms im J. 1536 gedruckt. Es enthält die Erzählung, wie der Verfasser an den Hof der Frau Venus gezaubert, dort wegen mehrfacher Vergehungen gegen die Majestät der Göttin vor Gericht gestellt, und von einer der Hoffrauen, Brinhilt, einer Möhrin, hart verklagt, endlich aber wieder befreit wird. Er findet an diesem Hof einen

Freund und eine Stütze an einem alten grauen Bruder von treuer Art, mit Namen Eckart, der ihn vertheidigt. Besonders ergötzt und gewinnt Hermann den Hof durch mannigfaltige Erzählung von allerlei Schwänken und Geschichten, unter denen sich auch jener Schwank findet, wie eine Hexe bei Urach ihren Mann auf ein Kalb setzte, mit dem über das tiefe Albthal bei Lenningen setzte, und in Einer Nacht eine Botschaft des Grafen von Wirtemberg nach Prag förderte.

Mit dem Brande des Schlosses Sachsenheim im Jahr 1542 verbindet sich eine Sage, die sich von Enkel zu Enkel erhalten hat.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Im alten Schlosse zu Sachsenheim lebten vor mehreren hundert Jahren zwei alte, fromme Leute, welche sich wohlthätig gegen die Armen, fleißig in ihren Verrichtungen, und andächtig in ihren Gebeten zeigten. Mit ihnen lebte eine Magd, die ebenso fromm und fast eben so alt war. Seit grauen Jahren aber bemerkte man auf Sachsenheim einen Kobold, der einen kleinen Kopf und feurig blitzende Augen hatte, sich beständig im Keller aufhielt und zu seinem Vergnügen an die Fässer pochte, daher er Meister Klopferle genannt wurde. Uebrigens war er sehr gutmüthiger Natur, spielte wohl auch mit den Kindern im Freien, und half hin und wieder, wenn es viel zu thun gab. Besonders gutthätig war er gegen die

zwei alten Leute; er verfertigte ihnen faſt alle Arbeit, ſchleppte Holz herbei, ſcheuerte und fegte, brachte wohl auch Braten, oder beſonders guten Wein und manchmal auch ein paar Goldſtücke. Dafür liebten ihn auch die drei alten Leute ſehr, ließen ſich von ihm, wenn er guter Laune war, Märchen erzählen, und betrugen ſich überaus freundlich und zuvorkommend. An jedem Feſttag wurde ihm ein Teller mit fein zubereitetem Braten und Backwerke in den Keller geſtellt, wofür er gewöhnlich ein Goldſtück zurückließ; bezahlte er aber manchmal ſeine Zeche nicht, ſo war man gegen ihn nicht minder freundlich, als wenn er es gethan hätte.

Nun ſtarben die alten Leute, welche ſich ſo herzlich geliebt hatten, in einer und derſelben Stunde, und ein geiziger Vetter erbte das Schloß, der, wie er von dem Kobold hörte, ſogleich die bejahrte Magd zwang, den Geiſt aufzufordern, ſeinen ganzen Schatz herauszugeben. Der Geiſt ließ ihn warnen, dieſes nicht wieder zu verlangen. Darüber ergrimmte der Geizhals, nannte den Kobold filzig, ſchimpfte und bedachte nicht, daß er ſelbſt mit Leib und Seele an ſeinem Gelde hing, und überhaupt gar kein Recht habe, ſolch eine habgierige Forderung zu machen. Nachdem auch eine zweite Aufforderung vergeblich war, drohte man dem Geiſte, ihn aus dem Schloſſe bannen zu laſſen. Die Drohung wurde jedoch nur mit Hohnlachen von demſelben aufgenommen, und die folgenden Nächte rumorte es in dem Keller, daß Niemand ein Auge ſchließen

konnte. Man hörte die Fäſſer herumrollen, ja ſie ſogar an die Wand werfen. Ging man die Treppe hinab, ſo war alles ruhig, die Fäſſer befanden ſich auf ihrem gewöhnlichen Platze und auf dem größten ritt der Kobold, was wegen der kleinen Beine höchſt poſſirlich ausſah. Den Ankommenden blitzte er mit gräulichen Augen entgegen, daß ihnen das Lachen gar nicht in den Sinn kam, und ſie mit geſträubten Haaren die Treppe hinaufliefen. Am fünften Tage endlich wurde ein Geiſtlicher hinabgeſendet, der Weihwaſſer, einen Wedel und ein Brevier mitnahm. Alles wurde mit dem Waſſer beſprengt, es wurden geiſtliche Lieder geſungen, aus dem Brevier gebetet, aber es half alles nichts; der Kleine ſaß unbeweglich auf dem Faſſe. Vielleicht verſtand er kein Latein und konnte ſo dem Bannſtrahl nicht Folge leiſten. Als ihm aber die Sache zu bunt wurde, ſprang er auf, drohte mit der Fauſt, und ſogleich ſchlugen aus allen Fäſſern Flammen empor und ſetzten das ganze Schloß in Feuer, das bis auf den Grund niederbrannte, ſo daß kein Menſch ſich retten konnte. Ueber der Glut aber ſchwebte der Kobold, einen Zweig im Munde haltend, an dem ein Blatt und drei Eicheln ſich befanden.

IV.

Ober-Klingenstein

im Blauthal.

Ueber dem kleinen Dorfe Klingenstein, hoch auf einem steilen Felsen an dem rechten Ufer der Blau, steht Schloß Klingenstein. Es ist ein neueres Herrenhaus von freundlichem Aussehen, mit einer Kapelle zur h. Dreifaltigkeit, und wurde im Jahr 1756 auf den Mauern der alten Burg Klingenstein erbaut, und ist dermalen von einem Forstwart, Meßner und Schloßmaier bewohnt. Das alte Schloß Klingenstein bestand eigentlich aus zwei Burgen, wovon die eine ihren Eingang südlich, die andere nördlich hatte. Von der ersteren, welche auf einer höheren Felsenkuppe stand, sind noch Trümmer vorhanden. Es ist ein zur Hälfte abgetragener Thurm, worauf Geländer und Ruhebänke angebracht sind. Von hier aus hat man eine freundliche Aussicht in das Blauthal. Hat man sich unten am Fuße des Schlosses in der sogenannten kalten Herberge, einer seit alten Zeiten beliebten und billigen Einkehr, leiblich gestärkt und erquickt, so ist hier oben auf dem freundlichen Aussichtspunkte der Genuß der schönen Natur gar labend und wohlthuend.

Die Burg Klingenstein war schon in alten Zeiten

ein Anſitz des weit verbreiteten Edelgeſchlechts der Herren von Stein, die ſich davon Stein zu Klingenſtein geſchrieben und in dieſer Gegend ſehr begütert war. Jedoch zuverläßig gehört jener Rudolf von Klingenſtein, der im Jahr 1299 ein Gut zu Ermingen an das Kloſter Söflingen verkaufte, zu den älteſten Beſitzern dieſer Burg, denn zu jener Zeit war die doppelte Benennung bei edlen Geſchlechtern noch nicht im Brauch. Im Jahr 1349 begaben Wolf von Stein einer Seits, und Berchtold und Ludwig von Stein anderer Seits den Altar der Kapelle zu Klingenſtein, die ihr Vater und Uenlein (Oheim) Herr Berchtold von Stein ſel. geſtiftet. Im Jahr 1480 erkaufte Burkhard von Freyberg zu Bach von Hans von Stein auf Klingenſtein deſſen von Wirtemberg und Fürſtenberg zu Lehen getragenen Antheil an Klingenſtein. Doch müſſen noch die älteren Beſitzer Antheil an der Burg gehabt haben, denn im Jahr 1499 ſiegelt noch ein „Peter Stein v. Klingenſtein“ eine Kaufsurkunde zu Gerhauſen. Auch die von Schwendin, ſo wie die Schenken von Winterſtetten erſcheinen als Beſitzer der Burg Klingenſtein. Wilhelm von Schwendin verkaufte im Jahr 1501 an Wilhelm von Bernhauſen ein Viertheil, das er von Fürſtenberg zu Lehen trug für 1500 fl., und Werner von Schwendin im Jahr 1534 anderthalb Viertheile, die er als Allodium beſaß, an Burkard von Bernhauſen. Am längſten beſaßen die Schenken von Winterſtetten die Burg. Im Jahr 1512 ſtarb Schenk

Bernhard von Winterſtetten der alt zu Klingenſtein, und im Jahr 1534 Bernhard Schenk von Winterſtetten (der jüngere) zu Klingenſtein. Beide liegen im Kreuzgang des Kloſters zu Blaubeuren begraben, wo noch ihre Denkmale mit Wappen und Inſchrift zu ſehen. Im Jahr 1575 kaufte Ludwig von Bernhauſen vollends den Antheil der Schenken v. Winterſtetten, der ebenfalls Lehen von Fürſtenberg war, mit Ausnahme des wirtemberg'ſchen Lehens, das erſt im Jahr 1604 von denen von Bernhauſen erkauft wurde. Unter denen von Bernhauſen blieb Klingenſtein bis auf unſre Tage. — Von einem der alten Beſitzer der Burg Klingenſtein hat ſich eine ernſte Sage erhalten.

Wolf von Klingenſtein.

An einem ſchwülen Sommerabend des Jahrs 1290 ſaß auf dem Söller ſeiner Burg der Ritter Wolf von Klingenſtein mit einem ſeiner Knappen und ſtierte auf die Straße hinab. Man ſah es ihm an, daß er einen ſchlimmen Gedanken in ſich trug und auf etwas lauerte. Zwar war es heute kein Kaufherr, der von Ulm nach Blaubeuren oder hinab nach Urach zog und den er zu berauben gedachte. Er hätte ihn heute ruhig ſeines Weges ziehen laſſen, denn ſein einziges Sinnen und Trachten ging auf einen andern Gedanken. Nicht Raubluſt, ſondern Durſt nach Rache braunte in ſeinen Adern. Am nemlichen Morgen

hatte er nemlich den Edlen von Ehrenſtein die Straße daher reiten ſehen mit ſeinem Knäblein von vier Jahren vornen droben auf dem Sattel. Dem galt nun ſein Lauern und ungeduldiges Spähen, denn er war ihm Todfeind. In einem Streite um ein Erbgut, welchen vor einiger Zeit die Beiden mit einander gehabt, da ein kinderloſer Verwandter geſtorben, mit dem ſie durch ihre Familien verbunden waren, hatte der Klingenſteiner den Kürzern gezogen, und da er falſche Zeugen gebraucht, ſo wurde er von ſeinem Gegner zu einem Zweikampf gefordert, bei dem er das rechte Auge durch die Lanze ſeines Feindes verloren. Der Verluſt der Erbſchaft und des Auges ließen ihn nicht ruhen und er ſann auf Rache. Vermummt als gemeiner Knappe lauerte er nun mit ſeinem Knecht, bis ſein Opfer zurückkehrte. Und der Weg mußte dieſen vorbeiführen, denn ſein Schloß ſtand nur eine Viertelſtunde unter der Mühle auf der linken Seite der Blau. Aber ſchon ſank der Abend herein und eine finſtere Nacht breitete ſich über das Thal aus, und noch ließ ſich kein Hufſchlag vernehmen. Dagegen wetterleuchtete es im Hintergrund des Thales und ein ſchweres Gewitter drohte für die Mitternacht aufzuziehen.

Endlich ließ ſich in der Ferne der dumpfe Trab eines Roſſes vernehmen, und der Klingenſteiner griff nach ſeinem Schwerdt, zog es aus der Scheide und eilte vor die Mühle hinaus mit ſeinem Knechte, um ſich auf ſein Pferd zu werfen und ſein Opfer zu

empfangen. Wieder verſchlang der Sturm, der ſich indeſſen erhoben, den Hufſchlag des ſich Nahenden, und die Dunkelheit der Nacht hüllte Alles ſo ſchwarz ein, daß der Rachedurſtige nicht im Stande war, den nächtlichen Reiter zu erkennen, ſelbſt wenn er dicht an ihm vorüber geritten wäre.

Sorglos dagegen trabte der Ehrenſteiner der Mühle näher und hatte ſeinen Knaben in den weiten Mantel gehüllt, um ihn vor den ſchon einzeln fallenden Tropfen zu ſchützen. Er kam aus dem Nonnenkloſter Blaubeuren, wo er ein Gelübde erfüllt hatte für ſein Gemahl. Dieſe hatte nemlich vor vier Jahren, ehe ſie das Knäblein gebar, das Gelübde gethan der heiligen Mutter Gottes, daß, wenn ſie eines geſunden Knäbleins geneſe, ſolches vom vierten Jahre an, alle Jahre an ſeinem Geburtstag ſelbſt in die Kloſterkirche nach Blaubeuren zwei große, wächſerne Kerzen und einen friſchen Kranz um die Schläfe des Muttergottesbildes bringen und opfern ſollte, nebſt einer Gabe in den Opferſtock. Heute war dieſes Gelübde zum erſtenmal gelöst worden und der Ritter von Ehrenſtein hatte ſein Kind aufs Roß genommen, damit daſſelbe zu Blaubeuren ſein Opfer bringe, wie es die Mutter gelobt. Nicht entfernt ahnte der Heimkehrende, welch ein Mordanſchlag ihm drohe, und nur die dunkle Nacht ſchützte ihn noch vor dem Erkennen. Aber kaum war er nahe bei der Hohlmühle bei Herrlingen und ſah ſchon von Ferne die Lichter ſeiner Burg blinken, da zuckte ein heftiger Blitzſtrahl durchs

Thal, der weit umher Alles für einen Augenblick erleuchtete; rechts und links an der Straße gewahrte er zwei Reitersknechte, von denen einer das Schwerdt gezogen hatte. Im nemlichen Augenblicke stürzte einer derselben auf ihn zu, während der andere seinem Rosse in die Zügel fiel, und schrie schnaubend vor Wuth: habe ich dich, verruchter Ehrenräuber? Wohlan, ich will dich zur Hölle schicken. Aber, da ein zweiter Blitzstrahl das Knäblein verrieth, das jetzt schreiend sich an den Vater anklammerte — schrie der Klingensteiner: ha! ha! die junge Brut! desto besser! Ihr seid Eures Lebens frei, denn ein besseres Opfer habe ich gefunden — mag sein Blut statt des Euren meine Rache söhnen. Und mit diesem Rufe stieß er mit dem scharfen Schwerdt nach der Brust des Kindes. Aber, o Wunder, das oft erprobte zerspringt, als wäre es von Glas, und bei dem Schein eines neuen Blitzes bäumt sich des Klingensteiners Roß und schlägt mit ihm rücklings über, während ein heller Schein ein Muttergottesbild ihm zeigte, das den Knaben auf dem Schoos hielt und mit der Hand seine Brust beschützte. Verwirrt und mit Entsetzen in der Brust arbeitete sich der Klingensteiner unter seinem Rosse hervor und eilte, vom Schrecken gejagt, zu Fuße nach seiner nahen Burg, wo er sich auf sein Lager warf und das Geschehene nicht aus dem Sinne zu bringen vermochte. Geisterbleich erhob er sich des andern Tages, denn die wundervolle Erscheinung war ihm die ganze Nacht vor dem Bette gestanden und sein Frevel nagte nun

an seinem Gewissen. Mit dem Frühesten des Tages bot er Steinmetzen und Gesellen auf, und führte sie hinunter auf die Straße unterhalb der Mühle. Daselbst ergriff er eine Spate und grub selbst die erste Schaufel Erde aus und sprach: Hier, Gesellen, will ich eine Kapelle bauen zu Ehren der Mutter Gottes, die mir heute Nacht hier erschienen als Beschützerin der Unschuld, die ich zu ermorden gedachte in meinem sträflichen Sinne. Und fleißig machten sich nun die Gesellen an die Arbeit, also, daß im nächsten Jahre an demselben Tage, wo das Wunder geschehen, die Kapelle eingeweiht wurde, auf deren Altar ein schönes Gemälde von einem Ulmer Meister angebracht war, darauf der mörderische Anfall abconterfeit, wie die Mutter Gottes das Kind schützend im Schooße hält.

Längst ist diese Kapelle verschwunden, aber an ihrer Stelle wurde im Jahr 1708 eine andere Kapelle, genannt „Maria hilf," erbaut, an die sich die Sage knüpfte.

V.

Ruine Reißenstein.

Die Ruine der Burg Reißenstein, nach dem Lichtenstein eine der schönsten der schwäbischen Alb in Beziehung auf kühne Lage und Bauart, liegt eine

ſtarke Meile von der Stadt Kirchheim unter Teck, links von dem Teckberg auf der ſüdöſtlichen Bergwand des Neidlinger Thals.

Der Reißenſtein ſteht auf ganz iſolirten, wie Kryſtalle aufſprießenden, nur in ihrer Tiefe mit Wald bewachſenen Felſen. Mit Mühe durch Dornen und Hecken bergauf und bergab, durch einen Schloßgarten, den die Natur gebildet und mit Wald bedeckte, erklimmt man den Felſen. Jetzt kommt man durch eine Höhle, den einzigen Eingang in die alte Veſte, aber ſo eng, daß man mit Händen und Füßen durchkriechen muß. Dann aber ſteht man mitten in den Ruinen des Felſenneſtes, die ſich an Maße und Geſtalt mit manchen Burgen des Neckars- und Rheinthals meſſen dürfen. Betrachten wir das Innere der Ruine näher, ſo haben wir vorerſt vor uns das ziemlich vollſtändige Gerippe eines großen Wohnhauſes, der eigentlichen Burg; drei der 40 bis 50 Schuh hohen und 6 Schuh dicken Mauern ſtehen noch ganz, die vierte iſt zur Hälfte zerfallen. Das Dach fehlt ganz und der Himmel ſchaut hoch herein. Im Ganzen ſind an allen Wänden zuſammen 17 Fenſteröffnungen angebracht; in der weſtlichen Mauer ſind zwei runde gewölbte Fenſterrahmen, mit kleineren Oeffnungen. Den Fenſtern nach zu urtheilen, war dieſes Haus dreiſtockig: an der ſüdlichen Mauer iſt ein Thor, das wahrſcheinlich auf einen Balkon führte; jetzt führt es in die freie Luft. Auf eben dieſer Seite finden ſich die Spuren eines Kamins. Der Boden der Burg iſt jetzt mit wucherndem Ahorn,

Eschen und Steinlinden angefüllt. Gegen Nordosten steigt ein viereckigter Thurm 70—80 Fuß in die Höhe. Nordöstlich von ihm stieß an diesen noch ein drittes Gebäude, dessen Giebel an dem Thurme Spuren zurückgelassen. Auf dieser Stelle stehend, ein Gewölb unter den Füßen, hat man gegen Norden und Nordosten die herrliche Ansicht des hier geöffneten Neidlinger Thals, vor sich den ungeheuren Abgrund, aus dem der Felsen emporsteigt, der das Schloß trägt, und rings um denselben eine doppelte Reihe von Mauerruinen und Vorwerken — alles halbverwitterte Tuffsteine. In den Thurm führt ein Loch statt der Thüre; oben allein hat er eine ummauerte Oeffnung statt des Daches. Einige Querbalken laufen ganz oben von innen herunter. Eine dicht von dem Thurme auslaufende Mauer, die nach innen die Vorhalle oder einen unbedeckten Gang beschlossen zu haben scheint, verbindet ihn mit dem Wohngebäude. Aus dem Felsen, auf dem sie ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die schon genannte Höhle herauf, die jetzt den einzigen Eingang bildet. In dieser Mauer befinden sich zwei große gewölbte Oeffnungen, die wohl beide zu gewaltigen, übereinander hinlaufenden Zugbrücken die Eingänge bildeten. Auf diesen Brücken ging man etwas abwärts über die Kluft, durch die sich der Burgfels gegen Südosten von der Alb abreißt. Noch gewahrt man mitten in diesem natürlichen Burggarten unter dem Gestrüppe die Bruchstücke von zwei Pfeilermauern, welche jenen Brücken wohl zur Stütze dienten.

Ueber die Geschichte der Burg Reißenstein ist nur Weniges überliefert. Schon im Jahr 1284 soll ein Geschlecht vorkommen, das den Namen Reißen von Reißenstein führte, und mit den Reußen von Reußen-Rußen-Schloß (Gerhausen) bei Blaubeuren eines und dasselbe gewesen. Sie haben wohl von den Herzogen von Teck die Burg zu Lehen getragen. Schon frühe kam Burg Reißenstein in andere Hände. Im Jahr 1394 wurde sie von dem Grafen Eberhard von Wirtemberg dem Ritter Hans von Lichtenstein als Lehen übertragen, das Oeffnungsrecht jedoch vorbehalten; das auch dann, als der von Lichtenstein seinen beiden Tochtermännern Fritz von Sachsenheim und Heinrich von Mansperg die Burg abgetreten. Im Jahr 1441 wurde sie von Dietrich Spät von Eßtetten an den Grafen Johann von Helfenstein um 1900 fl. verkauft, und gehörte von nun an zur Reichsherrschaft Wiesensteig. Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts führte wohl der Letzte seines Geschlechts, das längst Nichts mehr an der Burg besessen, ein Michael Reiß von Reißenstein auf Filseck, das Commando zu Hohenstaufen. Er machte aber seinem Geschlecht wenig Ehre, denn als im J. 1525 die Bauern vor die alte Kaiserburg zogen, nahm Reiß schmählich die Flucht, worauf sich die Besatzung nach kurzer Gegenwehr übergab und von den Bauern zerstört wurde. — Während Burg Reißenstein zu Wiesensteig gehörte, wurden ihre Gewölbe sehr oft zur Aufbewahrung der vielen Hexen verwendet, welche dort gerichtet

und verbrannt wurden. Bei der Ruine befindet sich der Reißensteiner Hof.

Ueber die Gründung der Burg Reißenstein, die jetzt selbst wie ein uralter Riese dasteht, hat sich eine Riesensage erhalten.

Der Bau des Reißensteins.

Hoch über dem Neidlinger Thal, gerade gegenüber dem Reißenstein, ragt der Fels Heimenstein mit seiner merkwürdigen Höhle. In dieser lebte der Riese Heime, der gewaltig reich war, indem sein Vater und Großvater ungeheure Schätze zusammengeschleppt und in die Höhle des Felsen verborgen hatten. Wie nun beide todt waren, führte der junge Riese, der nie etwas arbeiten mochte, ein gar gemächliches Leben. Den ganzen Tag hindurch lag er in der Sonne und lugte aus seiner Höhle so vor sich hin; erblickte er einen Zug Reisender, so lachte er über die Kleinen so aus Leibeskräften, daß diese vor Schreck über den gewaltigen Spektakel, den sie auf dem Berge hörten, zu Boden fielen. Dann aber hörte der Riese auf zu lachen, und bedauerte die Angst, welche er den Vorübergehenden eingejagt, denn er war sehr gutmüthig. Einst aber kam ihm das Verlangen, auch eine Burg zu besitzen, wie er auf den entfernten Bergen sehen konnte. Sogleich beschloß er, die Arbeit selbst auszuführen. Da bewährte sich aber augenscheinlich das Sprichwort: „Groß ist ungeschickt.“ Er schleppte eine ungeheure Menge Steine zusammen, daß er kaum

zu Athem kam und legte immer einen auf den andern, aber es wollte durchaus keine Burg daraus werden. Da wurde er fast wüthend, und wollte schon alle Steine den Berg wieder hinab werfen, besann sich aber noch eines Bessern und schrie durch seine großen Hände, die er wie ein Sprachrohr an seinen Mund legte, er wolle eine Burg bauen und man soll hinauf zu ihm kommen. Da kamen von allen Seiten Maurer, Zimmerleute und Steinmetzen herbei. Rasch förderte sich das Werk, und der Riese hatte seine Freude daran, wie er die starken Gewölbe, die Thürme und die weiten schön verzierten Säle sah. Kaum konnte er erwarten, bis der ganze Bau fertig seyn würde.

Endlich kam auch dieser Augenblick heran, und der Riese wußte sich vor Freude kaum zu fassen; da fällt ihm auf einmal noch ein, er wolle über dem höchsten Fenster des Thurmes noch einen Nagel einschlagen lassen, weil er dort einen Vogelbauer aufhängen wollte. Dazu aber wollte sich keiner der Arbeiter verstehen, weil sie die schwindelnde Höhe scheuten. Endlich faßte ein Schlossergeselle Muth, ließ sich von dem Riesen bei den Beinen zum Fenster hinaushalten und schlug beherzt den Nagel ein. Dafür wurde er aber auch zum Schloßvogt gemacht, und durfte sein Weib und seine Kinder mitbringen, was dem Riesen viele Freude machte. Als der Riese Heim nach vielen Jahren starb, vermachte er die Burg seinem Vogt. Den Namen Riesen- oder Reißenstein aber behielt sie von dem ersten Besitzer bei.

VI.

Hohenentringen.

Nur ein Paar Stunden von der Musenstadt Tübingen, ein freundlicher Nachbar des noch bedeutenderen Schlosses Roseck, liegt die Burg Hohenentringen, welche man mit Fug das Bruderschlößlein nennen könnte, denn es ist ein Denkmal brüderlicher Eintracht alter Zeit, die in unsern Tagen so gar selten geworden.

Ein nicht unbedeutender Bergvorsprung des Schönbuchwaldes, dessen hintere Seite, vermittelst des die Burg umgebenden Grabens vom übrigen Berge getrennt ist, so daß der Berg isolirt erscheint, trägt das uralte Schlößlein. Die äußeren Mauern desselben sind so ziemlich alle im Verfall, die eigentlichen wohnbaren Gebäude scheinen noch der frühesten Zeit anzugehören. Sie bestehen aus einem Hauptgebäude, der früheren Ritterwohnung (jetzt wieder recht wohnlich eingerichtet) und einem Nebengebäude, das zu einer Scheuer bestimmt ist. Das erstere hat seinen Eingang in einem Thörchen von unbedeutender Höhe, in dem eine kleine Wendeltreppe angebracht ist. Im Inneren des Gebäudes scheint noch die ältere Einrichtung zu herrschen, abgerechnet einige unbedeutende neuere Aenderungen. Noch zeigt man uns den Saal, in dem die fünf Ritter mit ihren Kindern in Eintracht hausten. Er liegt dem Dorf Entringen zu, und gewährt eine

äußerst liebliche Aussicht auf das sogenannte Gäu hinab. Außerdem ist noch auf dem Schlößlein bemerkenswerth ein schöner ausgemauerter Brunnen von bedeutender Tiefe; die Eimer darin werden vermittelst eines Rades heraufgezogen. Noch in neuerer Zeit befand sich ein eisernes Ausgangsthor auf der Seite gegen das Thal hinab, das wahrscheinlich noch der alten Burg angehörte. Nach der schwäbischen Chronik des M. Crusius soll der Ausgang aus der Burg in uralter Zeit eine unterirdische Höhle gewesen seyn; er wurde schon im 16. Jahrhundert verschüttet. Wer mit Leuchten bis an das Ende dieser Höhle gehen wollte, dem verlöschten sie, und wenn man ein wenig hineintrat, vernahm man ein starkes Getöse.

Ueber die Entstehung des Namens Entringen hat der genannte alte Crusius nach dem Vorgang eines Geistlichen im Dorfe Entringen eine naive Erklärung gegeben: der Name soll von ENTR (Equites Neronis Tributarii Romani) und ingen (was so viel als heimisch bedeutet) herkommen. Es sollen sich nemlich in dieser Gegend römische Cohorten aufgehalten haben, unter denen viele heimische Krieger (indigenae) gedient. Daß sich auch bis in diese Gegend römische Niederlassungen erstreckten, ist um so wahrscheinlicher, als Entringen nicht gar weit von der alten Römerstadt Samolucenne (Rotenburg am Neckar) entfernt liegt.

Schon in den frühesten Zeiten nennen sich Herren von Entringen oder Antringen, und sie scheinen dem

Stande der Edelherren angehört zu haben. Der erste, welcher erscheint, ist Herr Adalbert von Antringen, der in der Bestätigungsurkunde des Klosters Hirsau durch Heinrich IV. im Jahr 1075 neben dem Grafen Liutold von Achalm zeugt. Nach diesem kommen zwei Friedriche von Entringen, Vater und Sohn, unter einer Anzahl von Begabern des Klosters Hirsau vor, was in die Zeit von 1091—1121 fällt. Beringer von Entringen zeugt zweimal im Jahr 1188 unter mehreren Ministerialen der Speirer Kirche, als Pfalzgraf Rudolf von Tübingen zum Bau des Klosters Bebenhausen gewisse Besitzungen gegen Abtretung bischöflicher Güter übergeben. Dieser Beringer, zuerst Adjutor des Bischofs von Speier, wurde nach vier Jahren dessen Nachfolger im Amte. Ein Eberhard von Anthringen, auch Edelherr, ist Zeuge in einer Urkunde des Pfalzgrafen Rudolfs von Tübingen, die er im Jahr 1192 zu Gunsten des Klosters Bebenhausen ausstellte. Ein Otto von Antringen zeugt in einer Urkunde des Klosters Reichenbach neben Graf Bertold von Achalm. Ein zweiter Beringer von Entringen erkennt im Jahr 1259 einige Güter zu Königsbach (Schloß und Dorf im Badischen) für sein Lehen an. Nach ihm werden Keine dieses Geschlechts mehr genannt. Von nun an ist Entringen, Burg und Dorf, was wohl immer zusammengehörte, in verschiedenen Händen. Die von Sigmaringen, Vöhringen, Hohenzollern u. A. werden von M. Crusius als Theilnehmer an der Burg Entringen aufgeführt;

namentlich nennt er im Jahr 1296 einen Friedrich von Zollern als Besitzer von Gütern zu Entringen. Um dieselbe Zeit sind auch die Edlen von Hailfingen an der Burg Entringen betheiligt. Im Jahr 1298 überläßt ein Peter von Hailfingen seinem Vetter Anselmen, was er an der Burg Entringen gehabt. Daraus können wir schließen, daß unter die ältesten Besitzer der Burg, nach den eigentlichen Herren von Entringen, die Edlen von Hailfingen gehörten. Dieses Geschlecht führt seinen Namen von dem in der Nähe von Hohenentringen liegenden Dorfe Hailfingen, wo man aber nur noch die Stätte der früheren Burg zeigen kann. Sie waren früher Vasallen der Pfalzgrafen von Tübingen, später der Grafen von Zollern. Diejenigen des Geschlechts, die auf Hohenentringen saßen, hießen gewöhnlich die von Hailfingen, die man nennt die Entringer. Am Schlusse des 14. Jahrhunderts saß neben denen von Hailfingen ein Hugo von Ehingen auf der Burg. Derselbe war auf folgende Weise Ganerbe auf der Burg geworden. Im J. 1328 hatten zwei Töchter eines Hugo v. Hailfingen, Sophia und Anna, ihren beiden Gatten Burkhard und Reinhard von Ehingen, deren Stammburg nur noch in wenigen Resten auf einer Anhöhe hinter dem Bade Niedernau vorhanden, mit Bewilligung ihrer Verwandten, Anselm und Hugo von Hailfingen, ihre Güter zu Entringen vermacht. Hugo, der Sohn Burkhards von Ehingen und Bruder Burkhards mit dem Zopf, hatte Frau Agnes von Gültlingen zum Gemahl, aber diese gebar ihm keine

Kinder. Da beschickte er vor seinem Tode seinen Neffen Rudolf, Sohn Burkhards mit dem Zopf, der lange Zeit in Ungarn und andern umliegenden Gegenden gedient hatte, und sagte ihm: er solle ein Erbe seyn alles seines Guts, welches denn besser war, als 3000 Gulden jährlichen Einkommens, mit Begehr, daß er sich in seinem Vaterland niederlasse und ehlich verheirathe, was Herr Rudolf gethan, denn er nahm eine Agnes Truchseßin von Heimerdingen zur Gemahlin. Als im Jahr 1417 Herr Hugo v. Ehingen verstarb — vielleicht auch schon früher — da nahm Rudolf seinen Sitz zu Entringen, und erhielt im Jahr 1418 auch den Theil an der Burg, welchen Reinhard besessen hatte, denn dessen Tochter, die fromme Hailwig, vermachte, was sie besessen, noch lebend ihrem Vetter. Um die Zeit, da Rudolf seinen Besitz zu Entringen antrat, waren noch vier Ritter auf der Burg seßhaft, nemlich drei Herren von Hailfingen und Einer von Gültlingen. Das wären nun die fünf Ganerben, welche um diese Zeit sammt ihren hundert Kindern mit einander so einträchtig auf der kleinen Burg gewohnt. Wir geben hierüber, um alle Zweifler an dieser historischen Thatsache zu widerlegen, wörtlich den Bericht aus dem alten seltenen Buche „Fahrten des Ritters Jörg von Ehingen, von ihme selbst beschrieben," der also lautet:

„In der Zeit (1417) und darnach sind fünf Edelmann sammt ihren ehlichen Hausfrauen zu Entringen auf dem Schloß beieinander gesessen, welche freund-

lich und friedlich bei einander gelebt, und hundert Kinder gezeugt haben, wie hernach folgt, als nemlich:

Herr Hans von Hailfingen, Ritter, und Frau N. von Nippenburg zeugten 20 Kinder.

Herr Rudolf von Ehingen und Frau Agnes von Heimerdingen, 19 Kinder.

Item Märk von Hailfingen und Frau Ursula von Bubenhofen zeugten 19 Kinder.

Item Georg von Hailfingen und Frau Kaibin zeugeten 19 Kinder.

Item Hugo von Gültlingen und Frau N. zeugten mit einander 21 Kinder."

Was hier berichtet wird, stammt von einem der Zeit nahe stehenden und wohl mit der Familie von Ehingen verwandten Manne, einem Herrn Sigmund von Hornstein, welcher zu Georgs von Ehingen Ritterfahrten, die derselbe mit eigener Hand beschrieben, einen kleinen Vorbericht über das Geschlecht der Ehinger, von Burkhard mit dem Zopf an, vorausgeschickt hat, wie die Handschrift davon in der Bibliothek zu Stuttgart noch zu sehen ist. Demnach haben wir nicht nöthig, die Wahrheit der Sache zu bezweifeln, da auch der spätere Chronist M. Crusius, welcher denselben alten Bericht benützte, die Geschichte auf Treu und Glauben angenommen. Crusius fügt noch hinzu: alle diese Familien sollen in der größten Eintracht bei einander gewohnt haben, und ebenso ihre Kinder; wenn diese hundert Kinder zur Kirche ins Dorf hinabgingen, soll es ein Zug gewesen seyn, der sich von der Burg

an bis zur Kirche ausgedehnt habe. — Der Weg von der Burg zu der alten Kirche, welche viele alte Grabsteine und einen Thurm mit spitzigem Dache hat, der, wie der berühmte Thurm zu Pisa, seit vielen Jahren krumm hängt, beträgt eine kleine Viertelstunde. Demnach müssen diese hundert einträchtigen Kinder wohl, wie der edle vaterländische Rudolf Magenau singt:

Jedweden Morgen wallte
Der Kinder fromme Schaar,
Sobald das Glöcklein schallte,
Zum Kirchlein Paar und Paar.

ganz fein und sittig, Paar für Paar in gehöriger Entfernung hinter einander in die Kirche gezogen seyn, wie man jetzt noch auf alten Bildern die Andächtigen ins Gotteshaus wallen sieht.

Nach dieser Zeit, da die hundert Kinder auf der Burg wohnten, kam dieselbe, wie wir uns wohl denken können, wegen der Söhne und Tochtermänner, in noch mehrere Hände. Außerdem, daß die von Bubenhofen allda ihren Ansitz hatten, besaßen die Grafen von Hohenzollern, wahrscheinlich schon früher, fünf Theile an der Burg sammt Zugehör, deren einen der schon genannte Hans von Hailfingen im Jahr 1412, dann Wolf Dietrich von Stadion im Jahr 1479, endlich Hans von Gültlingen im Jahr 1488 und Craft von Hallfingen in demselben Jahr vom Hohenzollern zu Lehen getragen. Der Ehingen'sche Antheil

an der Burg kam im Jahr 1468 durch Diebold und Burkard, Rudolfs von Ehingen Söhne, für 300 Gülden an Graf Eberhard von Wirtemberg, der im Jahr 1485 den Wendelin von Hailfingen damit belehnte, nachdem dessen Vetter Märk bereits im Jahr 1483 seinen Antheil an der Burg dem Grafen Eberhard zu Lehen aufgetragen hatte. So war die Burg ihrem Haupttheile nach wieder Hailfingisch geworden. Als aber Wendelin von Hailfingen, der Letzte seines Geschlechts, im Jahr 1527 verstorben war, da wurden die beiden wirtemberg'schen Lehens-Antheile zusammen an Sebastian von Gültlingen transferirt. Da auch die zuvor getrennten vier hohenzollern'schen Antheile zusammen an genannten Sebastian fielen, so war nun Alles auf Hohenentringen unter Einer Hand. Im Jahr 1553 war Balthasar von Gültlingen, wirtemberg'scher Erbkämmerer, Besitzer von Hohenentringen, der im Jahr 1609 die hohenzollern'schen Lehensantheile gegen 1000 Gulden Lehensofferirung allodial machte, worauf diese im Lauf der Zeit an verschiedene Besitzer übergingen. Die wirtemberg'schen Lehensstücke blieben bei der Familie von Gültlingen, und wurden noch in späterer Zeit von jedem Aeltesten von Gültlingen lehensweise genossen. In neuerer Zeit wurde die ganze Besitzung wieder zu Einem Rittergut vereinigt, das zuerst zur Finanzkammer gehörte, dann an die Familie von Pfeffel kam, von der sie in die Hände des jetzigen Besitzers übergegangen.

Mit Recht fügen wir der Geschichte der Burg

Hohenentringen die Erlebniſſe des Ritters Jörg von Ehingen bei, welcher unter jene hundert Kinder gehörte, die auf der Burg geboren wurden, und unter allen den größten Ruhm erlangt hat.

Ritter Jörg von Ehingen, der Landfahrer.

Jörg von Ehingen wurde im Jahr 1428 geboren und überlebte alle jene 100 Kinder, mit denen er auf Hohenentringen erzogen wurde. Noch als Knabe kam er an den Hof nach Insbruck, wo der junge Herzog Sigmund ſeinen Sitz hatte. Später gefiel es ihm hier nicht mehr, und er zog, um Ritterſchaft zu lernen, zu Herzog Albrechten von Oeſterreich, der damals zu Rottenburg am Neckar Hof hielt. Lange war er bei dieſem Fürſten, ohne ein Amt zu bekleiden, da geſchah es einmal (1453), daß man einen Beſuch des Herzogs Sigmunds bei Albrechten zu Rottenburg erwartete. Dieſe Gelegenheit ergriff der junge Jörg, um ſich ein Amt zu verſchaffen. Auf den Rath ſeines Vaters nämlich, den er ſtets einholte und der ihn bei jeder Gelegenheit zur Rittertugend ermahnte, erbat er ſich von Herzog Albrecht zu einer Zeit, als er gerade guter Laune war, ein Aemtlein, indem er ſagte: er möchte doch gern auch was vorſtellen, wenn Sigmund, ſein früherer Herr, ankäme, damit deſſen Diener keinen Anlaß hätten, ſeiner zu ſpotten. „Potz hinken der Gans“ ſprach Albrecht mit Lachen „das ſoll ſein!“

und er gab ihm das Amt eines Kämmerers. Dieſes neue Amt verſah er gar brav, und ließ beſonders vor dem nun angekommenen Sigmund ſeine vielen Schlüſſel wacker ſehen. Er brachte es endlich bis zu einem Erzkämmerer. Im nämlichen Jahre mußte er mit ſeinem Gebieter zur Krönung des Königs Ladislaus von Ungarn ziehen. Sein Vater rüſtete ihn dazu mit einer vollen Ritterrüſtung, Knappen und Roſſen aus, und rieth ihm, ſich bei Gelegenheit zum Ritter ſchlagen zu laſſen. Dieß zeigte ſich bald, und Jörg wurde am Krönungsfeſte zu Prag mit noch fünf Edlen von dem Gefolge des Herzogs zum Ritter geſchlagen. Zugleich ward er der Ehre theilhaftig, den goldenen Wagen einer zu Prag einziehenden Königin mit noch drei andern Rittern zu tragen; mit dieſen hielt er ein Scharfrennen, um ſeine neue Ritterſchaft zu zeigen. Nach der Krönung kehrte Jörg mit ſeinem Herrn wieder in die Heimath zurück.

Da kam ſein Vater Rudolph gen Rottenburg, er wünſchte ihm Glück zu ſeiner neuen Ehre und hieß ihn ſelbſt nach Kilchberg kommen. Dort hielt er dem jungen Ritter in einem Stüblein, das über dem Thore war, eine lange Rede über die Tugenden des Ritterſtandes; er ſchenkte ihm 400 Goldgülden, und rieth ihm, unter die Johanniter-Ritter gen Rhodus zu ziehen, um mit ihnen wider die Türken zu ſtreiten. Von da ſoll er zum heiligen Grabe fahrten, weſſen er ſelbſt nie theilhaftig geworden; die nöthige Ausrüſtung wolle er ſelbſt hergeben. Dieſem Rathe ver-

ſprach Jörg treulich nachzukommen. Er verließ in Gnaden ſeinen Gebieter, und zog mit einigen Ritter-Kommenthuren gen Rhodus. Da wurde er vom Großmeiſter wohl aufgenommen, und focht oft auf dem Waſſer mit den Türken. Nach 11 Monaten verließ er, mit einer Reliquie von der Dornenkrone des Heilandes vom Großmeiſter beſchenkt, die Inſel Rhodus, um jetzt das h. Grab zu beſuchen. Nachdem er mehrere merkwürdige Orte Paläſtina's durchwandert hatte, kam er nach Jeruſalem, an das Ziel ſeiner Wünſche, und verweilte dort 15 Tage, um die heiligen Orte zu beſichtigen. So that er auch zu Damaskus; er ſchloß ſich von da an eine Reiſekaravane an, mit der er einmal unterwegs in die Gefangenſchaft von Arabern gerieth, ſich aber bald wieder loskaufte, und dann ungehindert weiter zog. Nach einem Abſtand in Cypern, bei deſſen König er durch ſein Empfehlungsſchreiben, das ihm der Großmeiſter der Johanniter mitgegeben hatte, gnädig aufgenommen wurde, kam er wieder in Rhodus an. Dort erkrankte er; wurde aber von den Aerzten des Großmeiſters wieder geheilt. Jetzt kehrte Jörg über Venedig in ſeine Heimath nach Kilchberg zurück, und erfreute ſeinen alten Vater mit Geſchenken (1454). Hierauf begab er ſich wieder an den Hof ſeines vorigen Herrn, der noch zu Rottenburg ſich aufhielt, und ihn wieder gnädig aufnahm. In dieſer Zeit gewann ſich Jörg einen Freund am Hofe in einem Namensbruder Jörg von Ramſiden, aus den Salzburger Bergen, der mit ihm die Neigung zu

Fahrten theilte, welche seit seiner Wallfahrt in ihm Wurzel gefaßt hatte. Sie vereinigten sich bald zum Entschlusse: mit einander in fremde Lande zu fahrten. Herzog Albrecht, ihr Gebieter, der sich ihre Bravheit zur Ehre rechnete, unterstützte ihren Entschluß durch Empfehlungen an König Ladislaus, und durch diesen an die Könige von Frankreich und Spanien, indem er ihnen sogar noch einen Dollmetscher mit gab. Sie traten nun mit 10 Pferden den Weg an.

Ihre erste Fahrt führte sie gen Frankreich zu König Karl, der sie ehrbarlich aufnahm. Sie waren noch nicht lange bei diesem, als eine Gesandtschaft von Heinrich IV. von Kastilien aus Spanien ankam, um Leute für einen bevorstehenden Feldzug gegen die Sarazenen zu werben. Dieß war eine erwünschte Gelegenheit für die kampflustigen Jünglinge, und sie erboten sich zum Feldzug. Seinen Beifall über diese Bereitwilligkeit der Beiden gab der König durch bedeutende Geschenke zu verstehen, und er entließ sie gnädig mit Empfehlungen an den König von Spanien. Sie waren schon auf dem Wege zum König von Spanien, als sie hörten, daß der Feldzug noch nicht vorwärts gehe, sie begaben sich daher an den Hof des Königs von Navarra, bei dem sie zwei Monate unter vielen Ehrenbezeugungen verweilten. Von da aus zogen sie über St. Jakob nach Lissabon, und thaten dem König Alphons, als sie vernahmen, daß er einen Krieg gegen Fez vorhabe, von sich Meldung.

Sie fanden bei ihm eine ehrbare Aufnahme, und

beſonders, als er hörte, daß ſie Willens wären, ihm ihren Arm gegen die Sarazenen zu leihen, überhäufte er ſie mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen. In dieſer Zeit, ehe der Feldzug gegen die Sarazenen begann, brachten beide Jünglinge am Hofe Alphons die Zeit unter Tänzen, Jagden und Spielen, aber auch in ernſteren Vorübungen zur bevorſtehenden Kriegsfahrt zu. Der König, ein freundlicher und ſchöner Herr, ſah immer mit Wohlgefallen zu. Zuweilen wurde ihnen als geehrten Fremdlingen ſogar die Ehre zu Theil, im Frauengemach der Königin zu erſcheinen (vielleicht, um Vergleichungen anzuſtellen unter den hier verſammelten Schönen des ſüdlichen Himmels und den einfachen ſittigen Schwabenmägdlein). Von dieſem Hofe aus hatten beide auch Gelegenheit, die ſchöne Umgebung Liſſabons und überhaupt den Ueberfluß und die herrliche Natur des Landes kennen zu lernen.

So lebten die deutſchen Jünglinge herrlich und in Freuden, da kam auf einmal die Nachricht, daß der König von Fez ſich rüſte, um die ihm entriſſene Stadt Septa (jetzt Ceuta) wieder zu erobern. Alphons ſandte nun unter andern mit einem wohlgerüſteten Heere Jörgen von Ehingen ab, um gegen den Feind die Stadt zu behaupten. Das Heer ſetzte nach Septa über, wo es ſich mit der früheren Beſatzung der Stadt vereinigte. Der Befehlshaber der Stadt theilte nun das Heer in vier große Fähnlein, von denen er eines Jörgen von Ehingen zur Führung gab. Nach vier Tagen ging der Befehlshaber mit Jörgen an die Meeresküſte, an

der die Stadt lag, auf Kundschaft, und sie fanden das feindliche Heer in ungefähr 10,000 Zelten gelagert. Demungeachtet vermeinten sie, gegen eine solche Anzahl Feinde die Stadt vertheidigen zu können, die dem Ehinger größer, als die Stadt Cöln zu sein schien. Am folgenden Tage versahen sich alle Christen der Stadt mit dem h. Sakrament auf den bevorstehenden Kampf. Kaum war die Handlung zu Ende, als schon der Feind vom Berge herab gegen die Stadt rückte. Die in der Stadt vertheidigten sich wacker von der Mauer herab mit Steinen und Pfeilen, und der Kampf währte den ganzen Tag mit Verlust auf beiden Seiten. Drei Tage lang stürmten die Feinde trotz ihres großen Verlustes, und sie wären durch ihre Gräben und Minen zuletzt noch in die Stadt gekommen, wenn sie nicht von den zwischen der Mauer und Brustwehr der Stadt stehenden Leuten des Befehlshabers zurückgeschlagen worden wären. Endlich hoben die Feinde die Belagerung auf, genöthigt durch den fürchterlichen Todtengeruch, der von den Erschlagenen aus den Gräben vor der Stadt aufstieg. Auf dieses jagte ihnen die in der Stadt Befindlichen mit 400 Reitern und 1000 Mann Fußvolk nach, und es gab häufige Scharmützel, bis sich beide Theile auf zwei Bergen lagerten, zwischen denen ein Thal war.

In dieser Zeit meldete man, daß unter dem Heer der Feinde ein sehr tapferer Kämpfer sei, der sich mit einem Christen messen möchte. Da trat Jörg von Ehingen hervor und bot sich zu einem Zweikampfe

mit jenem an. Man hinterbrachte es den Feinden, und auf beiden Seiten ſtellten ſich ſchon die Heere als Zuſchauer auf. Der Befehlshaber ließ durch einen Trompeter das Zeichen zum Kampfe geben.

Als der erſte rückte der Ehinger heran auf dem Pferde und mit den Waffen, die ihm der König Alphons gegeben, und bezeichnet mit dem Speere ein Kreuz auf den Boden; gegen ihn auf einem trefflichen Roſſe reitet der Sarazene, und es beginnt der Zweikampf. Sie greifen einander hitzig an, der Sarazene deckt ſich mit dem Schilde und legt die Lanze in den Arm; der Ehinger, die Lanze an den Schenkel angelegt, iſt ſchon näher und rennt auf den Schild des Sarazenen, ſo daß er ihn ſammt ſeinem Pferde zu Boden wirft. Die Lanze haftet im Schilde des Gegners und hindert Jörgen, vom Pferde zu ſpringen, während der Sarazene ſchon wieder auf den Füßen iſt. Bald ſtehen ſie einander gegenüber, die Schwerdter entblößt. Gegenſeitig Hieb auf Hieb, Stich auf Stich. Jörg ſucht mit der Spitze des Schwerdts die Lenden des Gegners hinter dem Schilde zu treffen, vergebens. Auch des Gegners Streiche bringen den Ehinger nicht zum Fall. Da ſtürzen ſie einander in die Arme, umſchlingen ſich und ringen, bis ſie niederfallen. Der Sarazene entwendet ſich mit Wunderkraft. Beide ſtützen ſich jetzt mit aufrechter Bruſt auf die Kniee. Jörg ſtößt den Gegner von ſich, um Raum zu haben, das Schwert zu ſchwingen. Es gelingt; er trifft den Sarazenen ins Geſicht, daß er ihm die Augen umdunkelt: trifft

ihn noch einmal an den Hals, der Gegner fällt und verströmt mit vielem Blute sein Leben.

So ward nun Jörg Sieger; er nahm das Schwerdt des Erschlagenen und ging zu seinen Genossen zurück. Einige der Portugiesen schlugen dem Erschlagenen das Haupt ab, steckten es an eine Lanze und nahmen ihm noch Schild, Pferd und seine schönsten Waffen. Jörg wurde vor den Befehlshaber geführt, der ihn glückwünschend umarmte unter dem allgemeinen Jubel. Auf Veranstalten des Befehlshabers wurde nun ein kleiner Triumphzug bereitet, bei dem Jörg, während des Sarazenen Haupt, Schild und Schwerdt vorgetragen wurde und die Trompeter bließen, an der Seite des Befehlshabers unter Freude und Glückwünschen des Volks durch die Stadt zog. Von Gott allein komme sein Sieg, sagte Jörg von Ehingen in bescheidener Demuth, unter den sich häufenden Ehrenbezeugungen. Bald wurde des Ritters That dem König von Portugal kund gethan: der freute sich darob und berief den Ehinger wieder an seinen Hof. Als Jörg mit seinem Freunde und dem übrigen Heere in Portugal ankam (von dem Feind hatte man durch Jörgs Sieg Ruhe erhalten), so beschenkte ihn der König mit einer Schewren (Becken) voll Portugaleser Gülden, welche Jörg noch in seine Heimath mitbrachte.

Während dieser Zeit (J. 1457) bereitete sich Heinrich, König von Kastilien, zum Kriege gegen Granada; beide Jünglinge gedachten nun ihres Versprechens: sie beurlaubten sich bei Alphons von Portugal, der

ſie noch mit Empfehlungsſchreiben verſah und zogen zum König Heinrich IV. von Kaſtilien. Bei dieſem wurden ſie gut aufgenommen, und ſie traten ſogleich unter ſein Heer, bei dem ihnen beiden die Obhut der königlichen Fahne übertragen wurde. Das Heer des Königs zog nun aus gegen Granada, und rückte ſchon bis in die Nähe der Stadt. Da thaten die Bürger einen Ausfall und kämpften zwei Tage hindurch. Lange kam es zu keinem eigentlichen Treffen; nur Scharmützel, jedoch bei ſtarkem Verluſt auf beiden Seiten. Daher wichen die Spanier zuletzt von der Stadt, und verbreiteten ihre Verheerungen da und dort in Feindesland. Da geſchah es einmal bei Beſtürmung einer Stadt, daß ein Schleuderwurf dem Ehinger das Knie verwundete. Die Wunde wurde wieder geheilt, aber in der Heimath brach ſie ihm wieder auf und blieb ſtets ein fließendes Loch.

Nach fünf Wochen kehrte das Heer wieder nach Hauſe. Jagden, Tanz und Ritterſpiel reihten ſich jetzt bei Hofe aneinander. Die beiden Jörge wurden vom Könige reichlich beſchenkt, und noch in die ſpaniſchen Ritterorden aufgenommen. Im Jahr 1457 verließen ſie den König von Spanien. Sie zogen wieder zu Alphons von Portugal: der beſchenkte ſie reichlich mit Geld, Kleidern und Roſſen. Von da kamen ſie über Saragoſſa zu König Johann von Navarra, und ließen ſich nach England einſchiffen. Dort wurden ſie von dem König Heinrich VI. mit der Aufnahme in ſeinen Orden beehrt. Jetzt trennte ſich

von dem Ehinger Jörg ſein Kumpan; er ſelbſt aber zog noch hinüber zu Jakob II. König von Schottland. Der König und die Königin beſchenkten ihn mit Gold, Pferden und Koſtbarkeiten, und er blieb daſelbſt ziemlich lang unter Spielen, Jagen und Tanzen. Endlich im Jahr 1459 kehrte er wieder in die Heimath zurück. Sein Vater Rudolph, ſchon ein ehrwürdiger Greis, und ſeine drei Brüder empfingen ihn voller Freuden in dem Schloſſe Kilchberg. In demſelben Jahr, da Jörg von Ehingen von ſeinen Fahrten in die Heimath zurückkehrte, vertheilte der alte Rudolph von Ehingen alle ſeine Güter unter ſeine vier Söhne, aber ſeinem Sohn Jörgen, den er ausbündig lieb hatte, vermachte er 1000 Gulden zu einem Voraus in ſeinen Ritterſtand. Bald darnach begab er ſich in das Kloſter Güterſtein, wo er ſeine Tage beſchloß.

Jörg von Ehingen widmete ſeit ſeiner Rückkehr ſeine Dienſte dem Hauſe Wirtemberg. Im Jahr 1460 wurde er Rath und Diener Graf Eberhards von Wirtemberg, der aber noch nicht bei ſeinen Jahren war und zu Stuttgart und Urach ſeine Hofhaltung hatte. Im Jahr 1462 vermählte ſich Jörg von Ehingen mit Rath, Wiſſen und Willen ſeines Vaters zu Güterſtein, mit Fräulein Anna Söler von Richtenberg, einer Tochter des Hoch- und Deutſchmeiſters Heinrich Söler von Richtenberg. Um dieſelbe Zeit wurde er wirtembergiſcher Diener von Haus aus, und er zeigte ſich von nun an auch durch Treue werth des Vertrauens, das man in ihn geſetzt hatte. Im Jahr 1454

schickte ihn Graf Ulrich, der Vormünder seines Neffen Eberhard, gen Mantua in Italien, allda um die junge Markgräfin von Mantua zu werben für seinen nunmehr 19jährigen Herrn Graf Eberharden. Diese Werbung seines Herrn richtete er mit allem Fleiß aus, also, daß er seiner Werbung gewährt worden und mit einer fröhlichen Botschaft heim kommen. Im Jahr 1480 wurde Jörg von Ehingen als Obervogt gen Tübingen verordnet, welches Amt er etliche Jahre treulich und wohl versehen. Seine Güter mehrte er um diese Zeit durch mehrere Ankäufe, dabei war er aber immer noch bei solchem Vermögen, daß er seinen gnädigen Herren von Wirtemberg dienstlich und förderlich sein konnte mit Bürgschaften und Anleihen, wie er denn oft gethan. Aber auch sonst wurden des Ritters Verdienste und seine Tüchtigkeit anerkannt. Denn im Jahr 1488, als der schwäbische Bund seinen Anfang genommen, ward er einer der fünf Hauptmänner des Bundes, und zwar des Theils am Neckar und Schwarzwald. Wie tapfer er diesem Amt vorgestanden, das haben etliche Bundestage, die von ihm ausgeschrieben worden, hernach genugsam bewiesen. Im Jahr 1495, als Herzog Eberhard Todes verschieden, und Eberhard der Jüngere die Regierung antrat, aber nicht zum Heil des Landes, da wurde Jörg von Ehingen einer der Mitregenten und Vormünder der beiden Söhne des Herzogs, der schnöder Weise das Land verlassen hatte. In diesem Amte hat er sich neben den andern Regenten in Wir-

temberg so wohl gehalten, daß ihm hernach Herzog Ulrich sammt einer gemeinen Landschaft darum Dank sagte mit einem öffentlichen Edikt, darin neben Andrem gemeldet wird, er woll ihm solche seine angewandte Müh und Arbeit zu ewigen Zeiten nimmermehr vergessen. Des Ritters Bestallung lautete: Herr Jörg von Ehingen soll stets am Hof mit vier oder fünf gerüsteten Pferden in allen Geschäften, dazu er bräuchig ist, gehalten werden. Bis an sein End ist Herr Jörg bei dieser Regierung mit allen Treuen und Fleiß blieben, und wurde bei Wirtemberg redlich und ehrlich gehalten. So hat er auch seine Söhne dahin gewiesen, mit ihrem Dienst sich an Wirtemberg zu begeben. — Gleichwie seine Voreltern, so hat auch er viele Kirchen und Altäre gebaut und manche Pfründe aufgerichtet. So stiftete er im Jahr 1488 eine Caplanei zu Wankheim; im Jahr 1490 baute er eine eigene Kapelle in seinem Schloß Kilchberg. Im Jahr 1500 am Matthiastag starb seine Hausfrau; am Matthäustag desselben Jahrs folgte er ihr im Tode nach, seines Alters im 80. Jahre. Er hatte mit ihr 14 Kinder gezeugt, 8 Söhne und 6 Töchter, von denen er die meisten überlebte. Gott verleihe ihm eine selige Auferständniß! Amen.

VII.

Hohenasperg.

Ueber dem Neckar zwiſchen Ludwigsburg, Bietigheim, Marbach und Markgröningen liegt 464 Fuß hoch ein mit Reben umgürteter iſolirter Bergkegel, deſſen Krone mit altergrauen Wällen, Mauern und Thürmen geziert iſt. Eine herrliche Ausſicht bietet ein Gang rings um die Wälle. Gegen Oſten mitten im Panorama, dehnt ſich die Ebene am Neckar aus, inmitten Pleidelsheim; an der ſteilen Neckarthalwand, die aus Weingeländen beſteht, hängt Ingersheim, und im Hintergrund heben ſich die Gebirge des Mainhardter Waldes empor, ſo wie der Stocksberg bei Löwenſtein mit dem Jägerhaus, während vor ihnen das Schloß Lichtenberg und der Wunnenſtein herüber blicken. Gegen Süden und Südoſt begrenzt den Horizont die Bergkette des ſchwäbiſchen Jura, die Alb mit der Ruine von Hohen-Neuffen — näher der Lemberg und die Berge des Remsthales, während von Oſt nach Süd unmittelbar vor dem Blicke die Stadt Ludwigsburg mit ihrem ſtattlichen Schloſſe und noch näher das parkartige Seegut (Monrepos) und deſſen Teiche erſcheinen. Gegen Weſten trifft das Auge auf das uralte Markgröningen und den Leonberger Wartthurm — ſüdweſtlich glänzt das Schloß Solitude von den waldigen Höhen herab, und noch weiter öſtlich grüßt

der rothe Berg aus dem Neckarthale. Gegen Norden öffnet sich das Enzthal, im Hintergrunde erscheinen der Stromberg, der Michelsberg im Zabergäu und Wartberg bei Heilbronn, sowie in der weitesten Ferne der Katzenbuckel hinter Mosbach im Odenwald. Näher grüßen die Thürme von Bietigheim herauf und die zahlreichen Bogen des Enzviaducts. Gegen zweihundert Städte, Dörfer und Weiler überblickt das Auge, und das ganze Land umher ist ein blühender Garten, durch welchen zahlreiche Eisenbahnzüge mit Personen und Waaren Thal auf und ab fliegen und hart am Fuße des Berges vorüber streifen. Mancher Kriegssturm fegte um diese Veste und mancher Gefangene schmachtete darin bis in dieses Jahrhundert; erinnern wir nur an die Namen Süß, Wolf, Bilfinger, Rieger, Huber. Neun Jahre lang war dieser Berg auch das lebendige Grab des genialen Dichters der „Fürstengruft," der ob seines freien Gesanges hier eingesetzt wurde — dann wurde er das Demagogen- und Demokraten-Verließ seit den Freiheitskriegen bis in die fünfziger Jahre, und wieder der Käfig, aus dem der Reichs-Kanarienvogel Rösler von Oels (Mitglied des Rumpf-Parlaments) entfloh. Noch ist das Gefängniß Schubarts so ziemlich in seinem früheren Zustande zu sehen. Ein gewölbtes kleines Gemach im zweiten Stocke eines Thurmes, auf welchem jetzt der Besucher des Berges mittelst des dort aufgestellten Tubus eine weite Rundschau halten kann. Noch ist das schmale Fensterlein vor-

handen, das auf ein Dach hinausging, und durch welches dem Gefangenen einige spärliche Sonnenblicke zufielen — noch der Ring an der Wand, an welcher eine Kette hing, wie das Schwerdt des Damocles, da beim geringsten Ungehorsam ein Blick darauf ihm zeigte, daß er in der Gewalt eines unbarmherzigen Schicksals sey. — In den Urkunden heißt der Berg Assesberc, Asperch, Asberc, Asberg, und die Geschichtskundigen leiten ihn bald von Asen (Götter-) Berg ab, bald von Aspenberg, weil der Berg einst ein dichter Aspenhain gewesen seyn soll. Einst bildete der Asperg, auf dem neben der Stadt und Burg noch ein Schloß Richtenberg (wahrscheinlich die Richtstätte des Gaus) stund, den Mittelpunkt des Glemsgaus, der nördlich und nordwestlich an den Enzgau, nordöstlich an den Murrgau, östlich an den Remsgau und südwestlich an den Würmgau gränzte. Außer der zum königl. Kammergute gehörigen Stadt Gröningen mit der Schlüsselburg gehörten folgende Ortschaften zu diesem Gau: Altenstatt (verschwunden), Benningen, Egolsheim, Geisingen, Aspach, Beihingen, Gemlingen, Hirschlanden, Höfingen, Zazenhausen, Zuffenhausen, Heimerdingen, Höpfigheim, Ingersheim, Otmarsheim, Pleidelsheim, Sulzbach, Feuerbach, Bothnang, Hessigheim, Schöckingen, Weil im Dorf, Pflugfeld, Kornwestheim und Ditzingen. Sämmtliche Ortschaften finden sich in den Urkunden der Jahre 769—814. In frühester Zeit hatten zwei Herzogthümer und zwei Bisthümer Antheil an diesem Gau,

und zwar so, daß die linke Seite der Glems zum Herzogthum Franken und Bisthum Speier, die rechte aber zum Herzogthum Alemannien und Bisthum Constanz gehörte. Als erster Herr des Asperges und Glemsgaus erscheint in der Geschichte um das Jahr 902 ein Graf Gozbert aus dem Elsaß, welcher laut einer Urkunde die Besitzung Assesberg an das Kloster Weißenburg über dem Rhein verschenkt. Fast 300 Jahre später finden wir eine Seitenlinie der Grafen von Calw, die Grafen von Ingersheim, als die Herren im Glemsgau, und wie selbige die Herrschaft Asperg an die Pfalzgrafen von Tübingen abgegeben haben. Im Jahr 1181 ist nach einer Urkunde der Pfalzgraf Hugo von Tübingen Patronatsherr der Kirche und des Gutes zu Asperg. Ein Enkel dieser Pfalzgrafen, Graf Wilhelm, gründete 1228 die Linie der Grafen von Asperg. Indessen erlosch diese Linie schon wieder im 14. Jahrhundert. Wilhelms Sohn, Graf Ulrich I., ward zuerst Graf von Asperg genannt, und wurde 1283 in der Gruft zu Bebenhausen beigesetzt. Er bekriegte den tapfern Grafen Hartmann II. von Grüningen und nahm ihn gefangen auf den Asperg, wo derselbe 1280 starb. Der Urenkel des Stifters, Graf Ulrich III., erwarb die Herrschaft Beilstein, eine calwisch-löwensteinische Besitzung durch Heirath mit einer Gräfin von Löwenstein, und behielt diese Burg auch noch im Besitz, nachdem er schon 1308 Asperg an den Grafen von Wirtemberg, Eberhard den Erlauchten, veräußert hatte. Der Graf von Wirtemberg

hatte längſt ein Auge auf den Asperg, aber erſt im Jahr 1308 am 24. März kam der Kauf wirklich zu Stande, und es wurde Stadt und Burg Asperg, Schloß Richtenberg, der Glemsgau mit Grafſchaft und Zubehör, mit Lehensleuten und Dienſtleuten an Eberhard abgetreten. Die Lehensleute der Pfalzgrafen v. Tübingen und Asperg aber waren: die Vögte und Truchſeße v. Ruck und Breitenſtein, die Maiſer von Malmsheim, die v. Gerlingen, die Vögte v. Thailfingen, v. Weil im Schönbuch, die Herren von Bach, v. Echterdingen, v. Möhringen, Hartner v. Hartneck, v. Luſtnau, v. Münklingen, v. Spät, v. Aldingen, Bondorf, Donnſtetten, Dürner v. Dürrnau, v. Ehningen, v. Entringen, v. Ergenzingen, v. Gärtringen, v. Gomaringen, v. Nufringen, von Weihingen, von Renningen und v. Riedern. Im Jahr 1309 ward Eberhard vor Kaiſer Heinrich auf dem Reichstag zu Speier von den Reichsſtädten wegen allerlei Gewaltthaten als Reichsſtörenfried verklagt worden, und ſein trotziges Erſcheinen mit vielen Gewappneten haett den Kaiſer ſo aufgebracht, daß er ihn in die Reichsacht erklärte. Bei Untertürkheim gänzlich geſchlagen, hinter ſich ſein Stammſchloß in Flammen, ſowie das Begräbniß ſeiner Ahnen, Stift Beutelſpach, Stuttgart und Marbach gebrochen, floh der Graf nach Asperg, und als ihm die Mauern nicht feſt genug däuchten, nach Beſigheim zu ſeinem Vetter, dem Markgrafen von Baden. Das Reichsheer aber, unter Führung des kaiſerl. Landvogts Conrad v. Weinsberg,

erſchien 1312 vor Asperg, eroberte im Sturm die Veſte und zerſtörte Burg und Stadt, ſo wie das Schloß Richtenberg von Grund aus. Indeſſen ward mit Erlaubniß Kaiſer Karl IV. 1360 Burg und Stadt wieder aufgebaut und ſtattlicher denn zuvor. Es erhob ſich ein Schloß mit einem geräumigen viereckigen Hofe, ſtarken Thürmen, Vorwerken und Gräben, und dicht daran ſchloß ſich auf der Südweſtſeite ein kleines Städtchen von zwanzig Häuſern. So blieb es bis 1400 bei dem Hauſe Wirtemberg, worauf es als Lehen einem Herrn von Zilnhart abgetreten ward. Im Jahr 1420 findet ſich Stadt und Burg Asperg als Reichslehen mit Dörfern und Weilern, und 1441 fiel es bei der Theilung des Landes in die Stuttgarter und Uracher Linie letzterer zu und verblieb dabei bis zum Jahr 1450. In dieſe Zeit fällt die Erfindung des Pulvers und Geſchützweſens, und Graf Ulrich ließ zwei werfende Geſchoße ausrüſten, die er auf den Asperg brachte. — Im Jahr 1450 entſtand am ſüdlichen Fuß des Berges das Dörflein Weichenberg. Im Jahr 1510 erhielt Asperg einen Vogt, ſowie Stadtknechte und Steuerfreiheit aus Rückſicht auf die Schwierigkeit, den hohen Berg mit allen nothwendigen Gegenſtänden zu verſehen. Im Jahr 1519 wurde Herzog Ulrich vom ſchwäbiſchen Bund wegen der widerrechtlichen Eroberung und Einverleibung Reutlingens zu einer wirtembergiſchen Landſtadt auf Befehl des Kaiſers der Regierung entſetzt. Nach dem Fall von Tübingen und Stuttgart zog das bündiſche Heer

mit albaneſiſchen Hülfsvölkern (Stratioten) unter dem Bundeshauptmann, Georg v. Frondsberg, den Herzogen v. Braunſchweig und Baiern, ſowie dem Markgrafen v. Brandenburg vor Asperg und ſetzten ihm vom 16—21. Mai ſo heftig mit der Beſchießung zu, daß ein Theil der Wälle, ſowie das Schloß zuſammenſtürzte und der tapfere Commandant, Leonhard von Reiſchach, mit 500 Mann kapituliren mußte. Das eroberte Geſchütz ward nach Baiern abgeführt und auf die Veſte bündiſche Beſatzung gelegt, bis 1520 der ſchwäbiſche Bund das Herzogthum Wirtemberg, aus welchem Ulrich geflohen, dem Kaiſer Karl V. um eine ſchöne Summe überließ, der ſeinen Bruder Ferdinand damit belehnte. Während des Bauernkriegs 1525 verſuchte Ulrich die Veſte Asperg durch Beſtechung zu gewinnen und wandte ſich an den kaiſerl. Burgvogt Baſtian Emkart. Derſelbige ließ ſich durch die verſprochenen Summen verblenden, ließ die Schlüſſel in Wachs abdrücken — aber die Sache wurde entdeckt und der Burgvogt lebendig eingemauert, während ſein Mitgehülfe, Hans Fritz, lebendig geviertheilt ward. Erſt nach der Schlacht bei Laufen, welche Ulrich 1534 mit Hülfe des Landgrafen von Heſſen gewann, zog er wieder ſiegreich in ſein Erbland ein und belagerte Asperg, wohin der ſchwerverwundete Heerführer des öſterreichiſchen Heeres, Pfalzgraf Friedrich, zum Commandanten Dietrich Späth geflüchtet war. Eine heftige Beſchießung erfolgte. Am erſten Tage fielen 532 Schüſſe und 8000 Bauern ſchanzten. Wiewohl der

Pfalzgraf auf die Aufforderung zur Uebergabe antwortete: „der Asperg müsse sein Kirchhof werden,“ so widerstand er doch dem Anfall nicht und schon am zweiten Tag kapitulirte er. Im Jahr 1535 ließ Ulrich die Veste ganz neu herstellen, brach das Städtlein Asperg ab, sowie die Schlösser Asperg und Richtenberg, worauf die Einwohner in das Dörflein Weichenberg zogen und demselben den Namen Unterasperg gaben. Nun erhob sich eine regelmäßige Vestung mit Bastionen und Thürmen, und es wurde ein Brunnen gegraben, der über 400 Fuß tief, bis auf den Spiegel des Nekars reichte. Leider ward derselbe im Jahr 1804 verschüttet und zugedeckt. Im Jahr 1546 zog Herzog Alba am Fuß der Veste vorüber und nahm sein Hauptquartier in Markgröningen und beschoß die Vestung, da Ulrich als protestantischer Fürst Mitglied des schmalkaldischen Bundes gegen den Kaiser geworden. Commandant war damals Wilhelm von Massenbach mit 800 Mann unter den Hauptleuten Eklin und Schlichter. Im December 1546 rückte der Feind in die Umgegend unter großer Verheerung. Der Prinz von Sulmona plünderte Bottwar und Marbach, und der Herzog von Alba lag drei Wochen lang mit dem Hauptquartier in Markgröningen, von wo aus er Asperg zur Uebergabe aufforderte, und als diese abgeschlagen, die Vestung einschloß. Genöthigt durch den unglücklichen Ausgang dieses Bundes, ließ Ulrich in Heilbronn dem Kaiser Abbitte thun, entsagte dem Bunde, versprach 300,000 fl. Entschä-

digung zu zahlen und die Vestungen Schorndorf, Kirchheim und Hohenasperg den Kaiserlichen zu übergeben. Am 15. Febr. 1547 zog der herzogl. Commandant Massenbach ab, und spanische Truppen unter Obrist v. Madrutsch und Hauptmann v. Zinzineres, auf welche als Commandanten Heinrich v. Waldburg und Graf von Hohenzollern folgten, besetzten die Vestung, um sechs Jahre hier zu bleiben, bis Kaiser Karl V. von Brüssel aus im Jahr 1553 die Veste dem Herzog Christoph wieder zustellte. Nun besetzte es der Commandant v. Massenbach und der Vestungshauptmann Janowiz mit 40 wirtemb. Knechten, und Herzog Christoph verwandte 60,000 fl. auf die Wiederherstellung der Werke und ließ zu Urach und Metzingen Pulvermühlen errichten und neue Geschütze gießen. Im Jahr 1620 war die Vestung in einem respectablen Zustand, denn unter dem Commandanten Böklin befanden sich in ihr 200 Mann Besatzung, 45 Stücke schweren Geschützes nebst vielen Doppelhecken, Musketen und Rüstungen, so wie reichlicher Munition. Nach der Schlacht von Nördlingen, im Laufe des 30jährigen Kriegs, an welcher auch 4000 Mann herzoglicher Truppen Theil genommen, fiel das kaiserl. Heer mit Sengen und Brennen in das Land ein. Von den umliegenden Orten flüchteten sich 85 Männer, 112 Weiber und 236 Kinder auf die Veste, und bei dem Vorüberzug des fliehenden protestantischen Heeres, das aus schwedisch-weimarschen und rheingräflichen Truppen bestand, kam der Herzog Bernhard

von Weimar und der General Pfalzgraf Otto Ludwig selbst nach Hohenasperg, wobei Herzog Bernhard äußerte: „dieser Platz ist also qualificiret, daß eine ganze Armee davor könnte aufgehalten werden.“ Zum Obersten und Commandanten ward hierauf der schwedische Offizier Rüdiger v. Waldo, ein geborner Märker, ernannt und ihm, als Untercommandant der Wirtemberger, Werner Dietrich von Münchingen zugetheilt. Die wirtembergische bewaffnete Landmiliz auf der Veste befehligte Philipp König von Markgröningen, die wirtembergische Besatzungstruppen Caspar Eckstein, Capitän aus Ilsfeld — die 600 Mann rheingräfl. Truppen Philipp von Flörsheim, Major — die weimarsche Truppen Major von Roßboth aus Eisleben. Sämmtliche Corps bestanden aus einzelnen kleineren Abtheilungen in der Nördlinger Schlacht zersprengter Regimenter, wovon oft nur noch die Offiziere übrig waren. Dazu kamen noch 113 weimarsche und schwedische Reiter vom Corps des Generals Horn. Unter den einzelnen Offizieren mögen folgende Namen aufgeführt werden, als Beleg, wie damals der Soldat aus aller Herren Länder zusammengewürfelt war. Unter den Weimaranern dienten: ein von der Böckh aus Danzig, Capitän — Johann Schill, aus der Mark, Lieutenant, Marchthaler, Cornet aus Regensburg, v. Obereir, Fähndrich aus Schlesien, Otto v. Pleß, aus Meklenburg, Lieutenant, der „schwarze Lieutenant“ aus Linz an der Donau. Unter den Pfalzgräflichen ein Capitän Trion, Schweizer, Peter Barth, Lieute-

nant aus Hessen, J. Bloch, Fähndrich aus Pommern u. s. w. Geschütze befanden sich 45 auf den Wällen, darunter 65, 50 und 36 Pfünder. Unter den geringern Feldschlangen finden wir die Namen: der Apostel Philippus, der Greiff, das Feldhuhn, Haselhuhn, der Goll, Hahn, Papagei. Auf den Außenwerken waren vier Regimentsstückleiw aufgepflanzt mit den Motto's:

1. Gott wider meine Feinde, ob ihr schon viel seynd.
2. Trew, schaw, wem!
3. Trew ist wildbrett.
4. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

So erwartete man wohlgemuths den Feind, der seine Ankunft durch die Flammen von Waiblingen, Echterdingen, Heimsheim, Türkheim und Schmieden verkündete und dessen Croaten am 8. September sich zeigten. Nach zwei Tagen rückten fünf Regimenter in Markgröningen ein, wobei 25 Personen ermordet und die Soldaten großen Muthwillen und Schande mit dem Weibervolk trieben. Ringsum begann das Unglück, die friedlichen Hütten heimzusuchen. Die fliehenden Einwohner wurden in Feld und Wald mit Hunden gehetzt, die Gefangenen geprügelt, geknebelt und gefoltert, um von ihnen Geld zu erpressen. Am 12. September erschien das Hauptheer und lagerte sich in Besigheim, worauf die Veste sofort durch einen Trompeter zur Uebergabe aufgefordert wurde, im Namen König Ferdinands von Ungarn. Der nassauische

Lieutenant von Mühlnarth aber auf dem Vorwerk hieß „den Trompeter und den König sammt seinen Croaten sich zum Teufel packen.“ Hierauf begann die Belagerung, welche der kaiserl. Obrist vom Regiment Gallas, Achilles de Soye, leitete. Eine Reihe von kleinen Gefechten entwickelte sich nun, wobei die Schweden gewöhnlich die Oberhand behielten. Indessen verfuhren sie mit dem armen Landvolk vor den Thoren nicht glimpflicher als der Feind, sie plünderten die Ortschaften, führten Geiseln weg, die sich um hohe Summen ranzioniren mußten, und zuletzt fielen auf der Vestung selbst so häufig Diebstähle vor und Angriffe auf das Eigenthum ihrer eigenen Offiziere, sowie Subordinationsverbrechen und Meutereien, daß die strengste Kriegszucht nöthig wurde. Am 26. November vergifteten die Kaiserlichen den Stangenbrunnen am nördlichen Fuße des Berges mit einem Arsenikschächtelchen. Auch andere Brunnen ringsumher verderbten sie durch Vergiftung, oder indem sie Aas und Steine hineinwarfen. Am 8. December versuchten die Feinde durch Feuer die Vestung zum Falle zu bringen. Sie zündeten zu dem Zwecke die größten Häuser des Dorfes Asperg an bei einem heftigen Südwestwind, der das Flugfeuer bis zu den Wällen trug. Um ferneren ähnlichen Versuchen zu begegnen, ließ der Commandant die noch unversehrten Häuser von Unterasperg und Thamm niederbrennen, wobei auch zu Thamm der Kirchenthurm eingeäschert wurde. Im weitern Verlaufe der Belagerung und

bei der festen Haltung des Commandanten, welcher auf eine Drohung, man werde die Besatzung, wenn er nicht kapitulire, über die Klinge springen lassen, die kurze Antwort gab, „man solle nur kommen — Kraut und Loth solle man haben, so viel deren auf der Vestung sey," suchte der Feind neue Mittel. Er legte offene Briefe auf die Wege um die Vestung, oder steckte sie auf Pfähle und versprach der Besatzung gut Quartier und dreimonatlichen Sold, wenn sie „den Offizieren den Hals brächen, die Vestung ausplündern und den Kaiserlichen die Schlüssel bringen würden." Darauf hin ließ der Commandant die Mannschaft aufs Neue den Fahneneid schwören, ermahnte sie beweglich zur Treue und ließ eine Dankpredigt halten für die bisherige gnädige Beschützung der Vestung gegen alle Anläufe des Feindes. Indessen zeigten sich doch bedenkliche meuterische Bewegungen, so daß ein Musketier erschossen werden mußte — auch war Rausch und Völlerei an der Tagesordnung, so daß Einige über die Mauern stürzten. Am 13. December faßten die Kaiserlichen mit einem starken Haufen Posto in Thamm und die Einschließung wurde immer ernstlicher, weßhalb der Commandant befahl, daß vor der Morgenpredigt die Litanei zu beten sey, um der großen Gefahr willen. Kaiserliche Reiterhaufen umschwärmten jetzt stündlich den Berg von allen Seiten und machten die Vorwerke unsicher. Unter solchen bedrohlichen Umständen brach das Jahr 1635 an, dessen Antritt die Vestung mit einem

Salutationsfeuer aus 5 Geſchützen und 100 Musketen begrüßte. Auch innerhalb der Wälle ſah es höchſt ungünſtig aus, da unter den Flüchtlingen eine Seuche ausbrach und die Liſte von 350 Geſunden und 114 Kranken ergab. Täglich ſtarben 4—5 Perſonen, und eine Zeit lang, wo ſelbſt alle Todtengräber von der Seuche hinweggerafft waren, mußte man auf etliche Tage die Todten in der Kirche aufeinander legen. Wollte man ſie beerdigen, ſo geſchah dieſes unter ſtarker Bedeckung im Dorfe, wohin man die Leichen mit und ohne Sarg, oft in Betten und Körben trug. Neue Zügelloſigkeit riß unter der Mannſchaft ein, ſo daß ſelbſt auf den Diebſtahl die Todesſtrafe geſetzt und ein Soldat, beim Erbrechen einer Kiſte ertappt, ſtandrechtlich erſchoſſen wurde, und wieder ſechs rheingräfl. Musketiere wegen Plünderung einer Truhe mit einander um das Leben ſpielen mußten, wobei ein junger Burſche verlor, erſchoſſen ward und die Andern zum Spießruthenlaufen verdammt wurden. Bald darauf mußten zwei Roßdiebe mit einander um das Leben ſpielen; der eine, ein Mömpelgarder, verlor, der andere ward Gaſſen gejagt. Ihnen folgte ein Regimentstambour aus Warmbronn, der einen Untergebenen erſtochen hatte. Auf Bitten der Beamten und Beſatzung behielt er das Leben und mußte Gaſſenlaufen. Während dem wurden täglich Scharmützel geliefert. Jeden Tag machten die Schweden Angriffe auf die Poſten von Möglingen und Thamm und führten Fourragirungen in Egolsheim aus. Bei einem

solchen Gefecht ward am 21. März der Fähndrich v. Waldo, Sohn des Commandanten, in den Schenkel geschossen und wurde, als er an der Wunde gestorben, in der Kirche zu Hohenasperg beigesetzt, weil das Dorf in den Händen des Feindes sich befand. Unter den Gefangenen, welche die Schweden zuweilen einbrachten, befand sich auch ein junger Rittmeister, Graf Adam von Wallenstein, ein Vetter des berühmten Wallenstein. Mitte April begann die Belagerung ernstlich, und bei Egolsheim, Thamm und im Banholze wurde mit zusammengetriebenen Bauern emsig geschanzt. Im Mai eröffnete der Feind von den Möglinger Weinbergen herüber gegen das Dorf Asperg einen Laufgraben, und baute eine Schanze im Osterholz und in der Nähe von Thamm und Egolsheim, wozu die Bauern bis von Stuttgart herbeigetrieben, und wenn sie, von dem Vestungsgeschütz getroffen, aus einander liefen, mit dem Säbel wieder an die Arbeit gejagt wurden. Schon am 23. dieses Monats hatten sich die Belagerer im Hohlweg zwischen den Weinbergen festgesetzt, dort einen Laufgraben eröffnet und ein Erdwerk mit Schanzkörben aufgerichtet, das sie mit 800 Mann besetzten. Man mußte nun, da die Verbindung mit dem Dorfe für immer abgeschnitten war, einen Nothkirchhof auf dem äußern nördlichen Wall anlegen, wohin nach und nach 50 Menschen begraben wurden. Im Jahr 1854 bei Abtragung des Platzes fand man die Gebeine wohl erhalten. Von jetzt an wurden die Ausfälle blutiger, da der

Feind wohl verschanzt und zahlreich war. Dennoch gelang es einer Abtheilung Schweden, eine Schanze in den Egolsheimer Weinbergen zu erobern, sieben Doppelhecken und drei Tonnen Pulver wegzunehmen und das Erdwerk mit Pechkränzen zu zerstören. Von Zeit zu Zeit kamen Briefe von Herzog Eberhard und Weimar aus Straßburg, die einen Entsatz in Aussicht stellten, aber es blieb bei leeren Hoffnungen und bereits hatte sich großer Mangel in der Vestung eingestellt. Schon kostete Anfangs Juni ein Pfund Roßfleisch 6 kr., ein Ei 10 kr., ein Pfund Salz 4 fl., 1 Pfund Salse 2 fl., 1 Pfund Zucker 6 fl., 1 Maas Wein 6—8 Batzen, 1 Commißbrod 4 Batzen. Die Kaiserlichen ihrerseits suchten auf alle Weise diese Noth zu vermehren, behandelten die armen Leute, welche Lebensmittel durch ihre Vorposten nach der Vestung zu bringen suchten, als Spione, erschossen solche und verfuhren so unmenschlich selbst mit den Bauern, die sie nur auf dem Einkauf als Asperger erkannten. Indessen so hart man sich auf beiden Seiten zusetzte und das Landvolk behandelte, so betrachtete der Soldat sich gegenseitig doch als Kamerad, der, wenn das Geschütz schwieg, einen guten Trunk zusammen thun mochte. So kamen am 17. Juni einige kaiserl. Offiziere, der Obrist Pappenheim, Oswald von Lichtenstein und Andere mit dem Herrn Untercommandant v. Münchingen und Capitän Bader im Banholz auf Ehrenwort zusammen, unterhielten sich fröhlich, und schieden tüchtig angetrunken von

einander. Endlich, als kein Entsatz sich zeigte und am 21. Juli von dem Herzog ein Schreiben eingelaufen, wornach derselbe dem Commandanten die Befugniß gab, auf gewisse Bedingungen hin und namentlich auf den indessen zwischen dem Kaiser und Churfürst von Sachsen abgeschlossenen Frieden über die Uebergabe zu unterhandeln — berief der Commandant einen Kriegsrath, zu dem er auch einige Flüchtlinge zuzog, und stellte ihnen vor, daß die Hülfe ferner als je, der Vorrath an Lebensmitteln nach 11 Monaten nun auf der Neige und darum nach seinem Ermessen, die Vertheidigung nicht länger mehr thunlich. Der Kriegsrath pflichtete bei, in Erwägung, daß kein Entsatz zu hoffen und bis daher die Besatzung sich mannhaft gehalten. Also ward vorerst ein Waffenstillstand geschlossen, bis die Uebergabsbedingungen dem König Ferdinand in Heilbronn zur Genehmigung vorgelegt, und die Belagerten und Belagerer, Offiziere und Mannschaft kamen vor den Wällen zusammen und zechten weidlich mit einander. Am 28. Juli fand die Uebergabe statt. Die Besatzung zog mit Sack und Pack, Pferd und Wagen, Ober- und Untergewehr, mit brennenden Lunten, Kugeln im Mund, gefüllten Bandelieren unter Spiel und Trommelschlag frei ab und nahm ihren Marsch unter sicherer Bedeckung nach Straßburg. Die Vestung aber sammt Allem, was sich darauf befand an Zubehör und Mobilien, ging an die Belagerer über. So verließ die schwedische Besatzung, von 596 auf 377 Mann herabgeschmolzen,

die Veſtung, und es rückten ein: Obriſt Heinrich, Burggraf von Dohna, ein Graf von Fürſtenberg, Oswald von Lichtenſtein, Heinrich von Weſtholz mit 270 Mann und zwei Kapuziner. Das geflüchtete Landvolk bekam Sauvegarden, aber nach wenigen Tagen mußten ſie 500 Thaler für die Erlaubniß des Abzugs bezahlen und wurden dazu hin außerhalb den Wällen ausgeplündert. Groß war die Beute, welche auf der Veſtung gemacht wurde. Zuerſt ward das Kriegsgeräthe in drei Theile unter den Kaiſer, den König Ferdinand und den Churfürſten von Baiern getheilt, dann ging es an vier ſammtene Pferdezeuge mit ſilbernen Buckeln beſchlagen. Ferner erhielt Ferdinand zwei große, mit Edelſteinen, Perlen, Gold und Silber geſtickte Wappen, das Wirtembergiſche und Brandenburgiſche, welches die Gemahlin des Herzogs Friedrich, eine Prinzeſſin von Brandenburg, ſelbſt gefertigt hatte, und einen Schreibtiſch mit einigen tauſend alter Münzen. Kriegscommiſſäre, Obriſten kamen dabei auch nicht zu kurz, und ſelbſt die Gefreiten putzten ſich mit fürſtlichen und gräflichen Kleidungsſtücken. Groß war die Noth und das Elend, das dieſer langjährige Krieg, wie über alle Theile Deutſchlands, ſo auch über die Umgegend des Aspergs gebracht hatte. Allein in Markgröningen ſtarben 1635 gegen 600 Perſonen, im Jahr 1637 an die 200, darunter 100 in Folge des Hungers. Von 400 Bürgern zählte Markgröningen im Jahr 1638 noch 40 und der ganze Ort glich einer Brandſtätte, in welchem

nicht eines Viehes Haar geblieben war. Möglingen zählte von 166 Gebäuden noch 46, Thamm von 111 Häusern auch nicht ein einziges, und nur noch 17 Bürger von 114 wohnten in 17 Erdhütten. In Egolsheim stunden von 160 Gebäuden mit 70 Bürgern noch vier mit neun Einwohnern. In dem gleichen Jahre nach der Uebergabe der Vestung brannte durch einen Blitzschlag Schloß und Kellereigebäude ab und der Berg wurde von der Besatzung aus Furcht, daß das Pulver in den Magazinen Feuer fangen könne, auf mehrere Wochen ganz verlassen. Erst nach 14 Jahren, im Herbst 1649, erhielt die Vestung wieder wirtemb. Besatzung und es zog der kaiserl. Feldmarschall von Bönninghausen ab. Nimmer donnerte das Geschütz in das Land hinaus und der Landmann baute seine Felder wieder ungestört 37 Jahre lang, bis unter Ludwig XIV. von Frankreich, dessen Kriegsvölker über den Rhein brachen sengend und brennend und unerschwingliche Contributionen eintreibend. Die Generale Monclas und Melac suchten Wirtemberg heim und bedrohten Stuttgart mit Einäscherung, dem Commandanten Hohenaspergs mit Erhängen, wenn ihnen nicht die Vestung geöffnet würde. In größter Angst gab die Herzogin Sibylle mit den Vormundschaftsräthen dem Commandanten, Major Keller, den Befehl, die Thore zu öffnen. Die Uebergabe erfolgte am 15. December 1688. Unter den Bedingungen finden sich folgende: Man solle die Garnison mit Waffen, Bagage und Alle dem, was die Unterthanen

des Landes dahin geflüchtet haben, frei abziehen lassen — wenn der König von Frankreich die Vestung zu verlassen für gut finde, so wird man solche dem Landesfürsten mit allen Stücken, Waffen und Munition nach dem Inventario zurückstellen — den Proviant an Wein, Frucht u. s. w. wird man zum laufenden Preis übernehmen, den Betrag dafür aber an der noch rückständigen Contribution von 75,000 fl. abziehen. Doch dauerte die Besatzung nicht lange, denn schon am 23. d. M. rückten kaiserliche Hülfstruppen im Lande ein und die Franzosen zogen in selbiger Nacht ab, steckten aber zuvor das Zeughaus in Brand, sprengten den auf der Nordseite stehenden großen Pulverthurm und legten die Mauer größtentheils in den Graben. Das Geschütz nahmen sie fast alles mit. In Folge dieser Zerstörung vermochte auch die Vestung dem fünf Jahre später wieder erscheinenden französischen Feinde unter dem Kronprinzen Ludwig XV. nicht zu widerstehen, und sie wurde am 13. Juli 1693 wieder von ihnen ohne Schwerdtstreich besetzt. Aber auch diesesmal zog der Feind bald wieder ab, und die Vestung sah von jetzt an fremde Heere bei ihren Durchzügen nur in der Ebene lagern. Nachdem der Platz wieder hergestellt war, diente er fortan, da ihm keine kriegerische Rolle mehr zu Theil wurde, nur zu einem großartigen Staatsgefängniß, in welchem nacheinander Opfer der Gerechtigkeit und der Willkühr schmachteten. Der erste berüchtigte Gefangene war nach des Herzogs Karl Alexander jähem Tode sein

ehemaliger Günstling Jud Süß, sowie seine Schuldgenossen General von Remchingen, die Räthe von Bühler, Hallwachs und Metz. Süß erhielt ein dunkles Gemach mit einer Aussicht auf den Vestungsstall (die jetzige Küche des Verwalters). Am 30. Jan. 1738 wurde er nach Stuttgart geführt, wo man des andern Tages ihm das Todesurtheil publicirte, das ihn am 4. Februar an den Galgen brachte. Mehr als glimpflich kamen seine Schuldgenossen weg. General von Remchingen entfloh nach einer zweijährigen Gefangenschaft vom Asperg. Unter Herzog Karls Regierung (1744—93) wurde der Asperg der Kerker manches Unglücklichen, den der Blitz seines Grimmes traf. Auch militärische Vergehungen fanden hier ihren Richtplatz. So wurde unter dem Commandanten v. Biberstein im Jahr 1755 in Folge einer Meuterei, die unter der Garnison ausbrach und 40 Theilnehmer fand, eine Anzahl der Flüchtlinge durch nachsetzende Reiterei niedergehauen, die Rädelsführer, Glompp, Dallinger und Fischer, im Vestungshof an der Linde aufgeknüpft, und Eberhard Normann nebst Joseph Frank erschossen. Im Jahr 1764 wurde Oberamtmann Huber von Tübingen, der gegen gesetzwidrige, vom Landtag nicht verabschiedete, Eintreibung neuer Vermögens- und Schutzsteuern protestirte und die Eintreibung verweigerte, mit Militär festgenommen und nebst dem Bürgermeister und zwei Magistratspersonen auf den Asperg gebracht, wo Huber sechs Monate gefangen gehalten ward. Eine berühmte Notabilität

unter den Commandanten der Veſtung bildete General Friedrich Rieger. Durch Verläumdung, die ihn des Staatsverbrechens des Einverſtändniſſes mit dem Feinde, den Preußen, im ſiebenjährigen Krieg beſchuldigte, wurde der Liebling des Herzogs als „ſchlechter Kerl“ nach Hohenasperg und von da nach Hohentwiel geſchleppt, und dort vier Jahre lang in ein finſteres, unterirdiſches Gewölbe geworfen. Im Jahr 1766 ward er auf Verwendung der Stände ſeiner peinlichen Haft entlaſſen und 1772 wieder zum General und Commandanten von Asperg ernannt. In Hohentwiel war er ein Frömmler geworden, doch hatten ſeine eigenen Leiden ihn nicht theilnehmend gegen das Unglück Anderer gemacht, und ſeine Strenge im Dienſte war ſo übertrieben, daß 1780 ein Soldat Namens Sullivan ihn nebſt ſeinem Obriſtwachtmeiſter zu ermorden verſuchte. Im Veſtungsgraben büßte der Attentäter ſeinen Anſchlag mit dem Tode durch Pulver und Blei. Unter ihm traf auch den Dichter Schubart das ſchreckliche Loos, der Gefangene Herzog Karls zu werden. Seine freiſinnigen Schriften und höhniſchen Anſpielungen auf den Herzog ſtachelten dieſen auf, den armen Dichter zu züchtigen. Durch Verrath lockte er ihn aus der freien Reichsſtadt Ulm auf wirtemb. Gebiet nach Blaubeuren, wo ihn der Major von Varnbüler in Empfang nahm und nach dem Asperg brachte. Hier wurde er am 23. Jan. 1777 in ein enges Gemach, mit Steinplatten belegt, geworfen, und ein eiſerner Ring an der Wand hing als Warnung

vor seinen Augen, sich ja recht ruhig zu verhalten. Nie theilte man ihm den Grund seiner Haft mit, auch erhielt er keine Besuche, als vom Pfarrer Hahn und General Rieger, die sich alle Mühe gaben, den freisinnigen Mann zu bekehren. Die lange, harte Haft, diese Besuche und das Lesen von Andachtsbüchern, die ihm allein gestattet waren, stimmten ihn zu einem Mystiker um, was ihm auch später hängen blieb, als er wieder seine Freiheit erhalten und vor wie nach ein lockeres Leben führte. Obgleich ihm alles Papier, Feder und Tinte versagt war, beschrieb er doch die Wände seines Kerkers mit Gedichten, wozu ihm die Spitze einer Lichtscheere diente. Aber die Grausamkeit seiner Gefangenwärter feilte ihm die Spitze seiner Lichtputze ab und kratzte die Gedichte aus der Wand, und als er einmal Bleistift und Papier sich verschafft und ein größeres Gedicht begonnen, ertappte ihn darüber sein geistlicher Freund, General Rieger, und zeigte auf den Ring an der Wand, falls er seine Schreibluft nicht einstelle. So dauerte diese strenge Haft 377 Tage, worauf er ein besseres luftiges Zimmer und mit demselben Schreibmaterialien erhielt. Auch die Nachfolger Riegers, die Commandanten v. Scheeler und v. Hügel, erleichterten dem Dichter sein Schicksal, bis ihm 1787, nach zehnjähriger Haft, die Sonne herzoglicher Gnade leuchtete, und ihn zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannte. Die nächsten Arrestanten von Bedeutung waren General Bilfinger, ein 70jähriger Greis, und Obristlieutenant

Wolf. Sie waren zu Commandanten der Veſtung Hohentwiel, als die Franzoſen 10,000 Mann ſtark über den Rhein brachen, im Frühjahr 1800 ernannt worden, und ihr erſter Bericht über den Zuſtand des Platzes lautete: daß das Geſchütz weder zureichend noch tauglich, die Bedienung, aus 12 Mann beſtehend, alt und kränklich, und es nicht beſſer mit der 120 Mann ſtarken, meiſt verheiratheten, Beſatzung ſtehe, die wenig Zuverläßigkeit biete. Auf Gnade und Ungnade von Vandamme aufgefordert, der die Vorhut des franzöſiſchen Heeres bildete, wollten die Commandanten, im Gefühl ihrer Schwäche, Auswege ſuchen. Sie wieſen auf die Neutralität hin — und als Vandamme ſtürmiſch auf Oeffnung drang, ſogleich Geſchütz aufführen ließ und während der Unterhandlung einige Abtheilungen ſeiner Leute unter die Kanonen, ſomit ſchußfrei aufſtellte, ſo baten ſie um einen dreitägigen Waffenſtillſtand, um durch einen Courier Verhaltungsbefehle vom Herzog holen zu laſſen. Aber als Vandamme nur noch eine Stunde Bedenkzeit gab, kapitulirte der Kriegsrath, in Erwägung, daß die Veſtung nicht haltbar und man auf die Treue der Garniſon nicht rechnen dürfe, welche 50 Weiber und 93 Kinder zu ernähren hätte, und man nur im Beſitz von zwei brauchbaren Geſchützen ſey. Das Kriegsgericht verurtheilte beide Commandanten zum Tode durch Pulver und Blei, „weil ſie gegen den höchſten Befehl, die Veſtung in keinem Fall zu übergeben, ſelbige vielmehr ohne Widerſtand auf die erſte

Aufforderung überlassen hatten.“ Der Herzog milderte diesen Spruch und kassirte den General Bilfinger aus Rücksicht seines Alters. Er bekam das Dorf Unterasperg zum Wohnort angewiesen. Auch Wolf entging der Execution und ward zu lebenslänglichem Gefängniß mit täglicher Verköstigung zu 8 kr. begnadigt! Nachdem der Unglückliche auf dem Hohenasperg einen Fluchtversuch gemacht hatte, im Sommer 1812, wobei er von dem Giebeldach des Westenthurms mittelst eines Strickes sich in den Graben hinablassen wollte, indessen, da ihn die Kräfte verließen, um Hülfe rief und so entdeckt wurde — so ward er fortan in enge Haft gebracht. Vergebens wendete sich der Gefangene an die Gnade des Königs — vergebens klammerte er sich, als Letzterer einmal auf den Asperg kam, an sein Fenstergitter und schrie mit lauter, flehender Stimme um Gnade — erst die Gnade Wilhelms öffnete ihm sein Gefängniß im Jahr 1816. Im Jahr 1809 wimmelte der Asperg von Gefangenen, die als Arbeitssträflinge hier ihre Vergehen abzubüßen hatten, darunter auch Separatisten, welche ihre geistl. Versammlungen hielten und die Kirche nicht besuchten, Taufe und Abendmahl verwarfen, auch keinen Eid schwuren und keine Waffen trugen. Dazu kamen die Mergentheimer Aufständischen, welche 1809 sich von Wirtemberg, dem sie zugetheilt waren, wieder frei machen und unter kaiserl. österreichischen Schutz stellen wollten, als frühere Unterthanen der Deutschmeister. Sämmtliche Gefangene wurden äußerst streng behan-

delt, waren in Souterrains Nachts eingeſchloſſen und durften ſich bei ſchwerer Strafe ſelbſt nicht am Fenſter ſehen laſſen, wenn der König Friedrich auf die Veſtung kam. Beſonderes Mitleiden verdienten dieſe Separatiſten, gegen welche man umſonſt Gefängniß, Hunger und Schläge anwandte, um ſie in das Geleiſe der Staatskirche zurückzuführen, denn es waren ſonſt wohlhabende, rechtliche Leute, die nie einen Fluchtverſuch machten, obwohl man auf ſie vertrauend, ſie ſelbſt über die Wälle zu Verrichtungen hinausſchickte. Wie grauſam man manchmal gegen ſie verfahren und von einzelnen Vorgeſetzten weit über ihre Befugniß hinaus, dafür nur ein Beiſpiel. Im Februar 1813 im ſtrengſten Winter wurde ein Separatiſt, der die Fahnenpflicht nach ſeiner Ueberzeugung verweigerte — wofür Prügelſtrafe (mit Maaß und Einſperrung angeordnet war) furchtbar abgeprügelt, dann 24 Stunden lang in das ungeheizte Schubartslokal geworfen, ohne daß man nach ihm ſah. Als man ihn wieder zum — Prügeln abholen wollte, waren ihm Hände und Füße erfroren, ſo daß man ſie ihm amputiren mußte, worauf er nach wenigen Tagen ſtarb. Indeſſen blieb dieſe Grauſamkeit nicht ungerügt. Der Platzhauptmann Bacmeiſter, der dieſes Verbrechen ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, wurde kaſſirt und bekam zwei Jahre Veſtungsarreſt. Unter den Militärarreſtanten iſt erwähnungswerth ein Lieutenant François vom Jägerregiment König. Wegen eines ſchweren Subordinationsvergehens zum Tod verurtheilt und auf dem

Executionsplatz in Eßlingen zur Cassation und sechs Jahre Vestung verurtheilt, wußte er zu entfliehen, indem er von dem Dach des Westenthurms gegen 60 Fuß tief mit Hülfe der Bäume in den Graben hinabsprang und dann das Freie gewann. Dieser François trat hierauf in niederländische Dienste und wurde später General und Gouverneur der Vestung Luxemburg. Im Jahr 1825 verurtheilten die Gerichte 13 Theilnehmer der allgemeinen deutschen Burschenschaft, wegen angeblich hochverrätherischem Plane zur Abbüßung auf den Asperg. Dieser politischen Verbindung folgte 1831 die Ludwigsburger Militärverschwörung, die mit dem Attentat zu Frankfurt in Verbindung stand und den Lieutenant Koseritz an der Spitze hatte, nebst einigen aus dem Bürgerstand. Fünf Offiziere erhielten längern oder kürzern Vestungsarrest, ebenso einige aus dem Bürgerstande. Die Jahre 1848 und 49 stellten gleichfalls ein namhaftes Contingent von politischen Gefangenen, darunter Rau, Elsenhans, Dr. Mayer und Andere — endlich der Reichsabgeordnete Rösler von Oels, der als Reichskanarienvogel glücklich über die Wälle flog. Unter dem Commando des Obristen Sonntag ist viel für die Verschönerung des Aspergs gethan worden. Manches wurde abgetragen, um die Aussicht zu erweitern und die Spaziergänge zu erleichtern — nur schade, daß dabei keine Rücksicht auf etwaige Funde genommen wurde. So wurde bei Erweiterung des Schlachthauses auf den Saal des uralten Schlosses gestoßen,

dort ein Ofen aufgefunden und ohne ihn aufzubewahren als Andenken und Zeugen längst vergangener Jahrhunderte, Alles wieder verschüttet. Auch beim Abbrechen des südlichen Thurmes im Jahr 1860 fand man mit Nägeln eingegrabene Schriften von 15—1700, denen zu Folge hier Gefangene lagen, viele Monate auf dem kalten Steinboden, und welche noch angaben, wo sie den Nagel versteckt hatten, mit dem sie geschrieben. Auch diese Steine wurden in den Schutt geworfen. Indessen wandelt der Beobachter mit dem Gefühle über diese Wälle, daß der Barbarismus und die Zeit hinter ihm liegen, wo diese Mauern von den Seufzern der gequälten Menschheit wiederhallten, und die alten Zwingburgen gebrochen sind, in denen dem Gefangenen das Daseyn zur Hölle wurde.

Sage vom Asperg.

Graf Eberhard der Erlauchte von Wirtemberg hatte die Veste Hohenasperg noch nicht lange Zeit von dem Markgröninger Grafen Ulrich erkauft. Als man schrieb das Jahr 1304, da brach bald darauf ein großes Ungewitter über ihn herein, denn er war gar ein kriegerischer und fehdelustiger Herr und konnte sich mit keinem Nachbar vertragen. Bald lag er in blutigen Händeln mit den umwohnenden Grafen, bald mit den Reichsstädten und that ihnen auf alle Weise Abbruch. Endlich traten seine Feinde auf einem Reichstag zu Speier am Rhein, im Herbste des Jahres 1310,

vor den Kaiſer Heinrich und verklagten den wirtemberger Störefried. Da forderte der Kaiſer den Grafen vor und gebot ihm, bei allerhöchſter Ungnad, ſich freundlich zu vertragen und Alles heraus zu geben, was er mit Gewalt genommen, und Erſatz zu leiſten für die mannigfachen Schäden, die er ringsum angerichtet. Aber war der Graf ſchon trotzig auf dem Reichstag erſchienen mit einer ſtarken Schaar Reiſigen, nicht als wollte er in Demuth vor ſeinen Kaiſer treten, ſondern dem Reichstag zeigen, daß er ſich wenig um ſelbigen kümmere — alſo trat er auch vor den Kaiſer mit dreiſter Stimme und lächelte höhniſch bei allen den Anklagen, die gegen ihn erhoben waren. Da wandte ſich unwillig der Kaiſer und entließ den Grafen in großer Ungnade, rief den Reichsrath zuſammen und ſprach: Hat das Gräflein alſo trotzige Stirne gezeigt vor des Reiches Herr und Schirmer, ſo gedenke ich ihn zu demüthigen und es ihn empfindlich fühlen zu laſſen, daß im deutſchen Reiche kein Graf ſoll ungeſtraft den Frieden ſtören. Darauf hin ward nun über den Grafen Eberhard die Reichsacht ausgeſprochen, weil derſelbe ſich verhalten habe, als des Kaiſers und des Reiches Feind, und gleichermaßen als Reichsfriedenſtörer und auffätzig der guten Ordnung. Darauf ſandte der Kaiſer Boten aus an die freien Reichsſtädte Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Nürtingen, Gmünd und Eßlingen, und befahl ihnen, ihre geſammte wehrhafte Bürgerſchaft und Hinterſaßen aufzubieten, um den wirtemberger Grafen zu züchtigen,

wogegen für ſolche rühmliche Dienſtleiſtung ſie auf ſieben Jahre von allen Reichszöllen, Steuern und Dienſten an den Kaiſer ſollten befreit bleiben. Zum Heerführer aber dieſer zahlreichen Kriegshaufen ſetzte der Kaiſer ſeinen bei ihm wohl angeſchriebenen Reichslandvogt in Niederſchwaben, den Grafen Conrad von Weinsberg, einen gar gewaltigen Kriegsmann und einen der mächtigſten Edlen im ganzen deutſchen Reich, denn ſeine Güter und Schlöſſer dehnten ſich von der Donau bis hinab über den Main an die Fulda und vom Kocher bis zum Rhein aus. Als nun der Krieg ausbrach, da ſammelten ſich zu den ſtädtiſchen Heerhaufen auch viele Mächtige und Grafen, denn ſie gedachten es dem Wirtemberger heimzugeben, daß er ſie oft geſchädigt, darunter namentlich Graf Conrad von Vaihingen, der Markgraf Hermann von Baden, die Herzoge Simon und Conrad von der Teck, die Grafen v. Aichelberg, ſelbſt wirtemb. Vaſallen, wie Walther von Urbach, Johann von Bernhauſen, Friedrich von Hartenek, Wolf v. Stein griffen zum Schwerdt gegen den Grafen. Aber der Graf Eberhard verzagte nicht, und ließ den Feind wohlgemuth anrücken von zwei Seiten, das Neckarthal herauf und herab. Sein Wahlſpruch war „Gottes Freund und aller Welt Feind,“ da er freudig mit Jedem anband, und ſein Müthlein an dem kühlte, der ihm in den Weg kam. So war der Mai des Jahres 1311 herangekommen, denn es brauchte den ganzen Winter ſeit dem Speierer Reichstag, bis die Kriegshaufen, welche die Reichsacht aus-

führen sollten, beisammen waren. Da glänzte das Neckarthal bei Untertürkheim an einem heitern Morgen von Reisigen und Fußknechten, die mit einer starken Wagenburg am Fuße des Schlosses Wirtemberg gelagert waren. Hoch flatterten die Fahnen mit dem Adler, welchen die Eßlinger, von Graf Gottfried von Tübingen befehligt, und Gmünder vor den Zelten ihrer Kriegshauptleute aufgepflanzt hatten, und auf den Wiesen schwärmten die Reisigen und die vom Adel lustig umher, während die Fußknechte und die vom Troß zwischen der Wagenburg und im Dörflein Untertürkheim lagen und die Rauchwolken ihrer Lagerfeuer hoch in die Luft wirbelten. Das war dem kampflustigen Recken gerade recht und eine Augenweide für sein Adlerauge. Ungestümm pochte ihm die Brust, als er auf erhaltene Kunde auf seinem Stammschloß Wirtemberg mit seinen Kriegshaufen nun den Berg sich hinabwälzte. Kaum hatte der Graf seine Reihen geordnet, als er den Fuß des Berges erreicht, die Fußknechte in die Mitte aufgestellt und die Ritter und Reisigen auf den Flügeln, so stürzte er sich auch schon wie ein Donnerkeil auf den Feind und warf ihn im ungestümmen Angriff aus dem Lager und dem Dorfe, ehe eine volle Stunde vorüber war. Ueber Hals und Kopf flohen die Städter Eßlingen zu, verfolgt von einigen Reiterhaufen. Aber das Fußvolk des Grafen bekümmerte sich nicht weiter um den flüchtigen Feind. In zerstreuten Rotten, Alles bunt durcheinander, fiel es über die reiche Beute im Lager

her, wo Pferde und Vieh, prächtige Zelte und Decken mit kostbaren Rüstungen ihr beutelustiges Herz reizten. Noch standen in den Zeltgassen unter grünen Laubdächern Reihen von Fässern, welche die Eßlinger in das Lager geführt aus ihren Burgweingarten, ein Geschenk des Rathes daselbst für die Edlen des verbündeten Heeres, und vor ihnen die langen Bänke mit silbernen Kannen und Bechern, aus welchen die vom Adel und die Patrizier bei ihrem Morgenimbiß gezecht. Flugs füllten sich die Bänke — man stieß die Fässer ein, ließ den Wein in Kübel laufen und Alles stürzte in durstigen Zügen den edlen Saft hinunter. Kein Befehl wurde mehr geachtet, Alles gab sich nur dem Augenblick des Sieges und der Freude über die Beute hin. Da mit einem Male schmetterten Trompeten, und in eiligem Ritt stürzten die Reisigen ins Lager, welche den Feind verfolgt, und dicht hinter ihnen stürmten, die Lanzen ihnen im Rücken, die feindlichen Ritter, an deren Spitze der hochgewachsene Friedrich von Staufeneck sein wildes Streitroß tummelte. Bei Obertürkheim hatte dieser mit seinen weichenden Schaaren wieder Halt gemacht, als er die zerstreuten Verfolger beobachtet und gesehen, daß Eberhards Fähnlein sich mit der Beute aufhielten. Schnell sandte er dem Tübinger Grafen, den die Eßlinger mit fortgerissen, einen Reisigen zu, daß er wieder sich wende und ihm Unterstützung gewähre, um den Feind im Lager zu überfallen. Und so warf sich Freund und Feind in wildem Sturm unter das

aufgelöste, plündernde und zechende Fußvolk. Mit Mühe vermochte der Graf einige Fähnlein zu ordnen und sich zu wehren, denn mit erneuerter Wuth fielen nun die Städter über sein Kriegsvolk her und schlugen die Ueberraschten mit Morgenstern und Hellebarden nieder. Unter den Ersten, die sich um den Grafen sammelten, war ein breitschulteriger Lanzknecht, der, eine silberne Kanne auf seiner Hellebarde, sich an ihn drängte, die Beute weithin schleuderte und mit donnernder Stimme unter das erschrockene Volk rief — hieher, fromme Knechte! hie gut Wirtemberg! Aber kaum hatte sich das Häuflein zusammengeschlossen und suchte sich einen Ausweg zu bahnen aus dem Getümmel mit dem Grafen an der Seite, so rannten die staufeneckischen Reiter auf sie ein und suchten sie auseinander zu sprengen. Mannhaft stießen sie mit ihren Hellebarden gegen Roß und Mann, und im dichten Knäuel wälzte sich Freund und Feind durch das Dorf den Weinbergen zu, um den Weg auf Schloß Wirtemberg zu gewinnen. Immer wieder von neuem prallten die Reisigen an und ritten und hieben die Fußknechte nieder — aber die hielten fest, wie mancher auch blutend zusammensank, und mit ihnen kämpfte mannhaft, wie ein gereizter Eber, der wirtemberger Graf. Schon hatten sie einen Hohlweg an den Weinbergen erreicht, da drängte mit letztem Ungestümm die reisige Schaar auf das Häuflein; und in wilden Sätzen ließ der Staufenecker sein Roß gegen den Grafen selbst ansprengen und führte einen wuch-

tigen Hieb nach dem Helm seines Gegners. Da schlug der mannhafte Lanzknecht, der stets sich an der Seite des Grafen hielt, mit seiner Hellebarde gegen das sausende Schwerdt, und stieß, als der Hieb abgeprallt, im nächsten Augenblick den Staufenecker aus dem Sattel. In der kurzen Verwirrung, die um den gestürzten Ritter unter den Seinigen entstand, schloßen sich Eberhards Knechte wieder fester und zogen sich den Hohlweg hinauf. Aber der wackere Lanzknecht blieb zurück, von einem Lanzenstich durch den Fuß zu Boden geworfen.

Es war ein warmer Juliabend, da ritt der Graf Eberhard mit einem kleinen Gefolge seiner treuesten Reisigen auf der Straße von Zuffenhausen dem Asperg zu. Bald wehmüthig, bald zähneknirschend blickte er hinüber auf den rothen Berg, von dessen Gipfel traurig die schwarzen Mauern der verbrannten Burg hernieder schauten. Dann schweifte sein Blick wieder vorwärts nach der Veste Asperg, und zu seinem nächsten Begleiter sich wendend, sprach er: Wahrlich — diese Schneider und Schuster, Kürschner und Weber und Goldschmiede von Eßlingen und Gmünd haben mir übel zugesetzt, zumal der Weinsberger Conrad mit dem Adel unsere Gassen gebrochen, und hat Bahn gemacht für die städtischen Haufen, mich zu erdrücken — wohl haben sie mir achtzig Schlösser und Städtlein gebrochen, und selbst meine Stammburg Wirtemberg und die Gruft meiner Ahnen, Stift Beutelsbach, zu einem Aschenhaufen gemacht — aber noch ist nicht

aller Tage Abend, noch stehen meine Burgen ungebrochen zu Hohenurach, Neufen, Wittlingen und Seeburg, noch habe ich die Veste Asperg — in diesen hohen Nestern wird dem Falken das Gefieder wieder wachsen, das mir die städtischen Strolche gestutzt, weil der Adel mich ihnen überantwortete. So Gott mir verhilft in Gnaden, werde ich meine Schuld an sie bezahlen mit Wucher! Euer Gnaden — entgegnete sein Begleiter — wer von uns allen, die an Eurer Seite kämpften, trägt nicht die nemliche sichere Hoffnung in seiner Brust und erwartet mit Schmerzen den Tag, an dem wir die Scharten auswetzen, die uns der Feind geschlagen? Halten sich nur die Schlösser, dann mögen wir immer wie die Adler herniederstoßen auf die Thäler und einen städtischen Gimpel um den andern holen, bis das Land gesäubert. Unter allerlei ehrlichen Gesprächen war das Häuflein durch den großen Eichwald gekommen, der damals die Ebene von der jetzigen Stadt Ludwigsburg bedeckte, und dessen Ende, Markgröningen zu, das Osterholz bildete. Als sie am Saume dieses Gehölzes hinritten, holten sie einen Gesellen ein, der langsam und sichtbar mit einiger Beschwerde an einem langen Stock sich vorwärts bewegte und zuweilen einen Blick hinter sich warf. Plötzlich, als die Reiter dicht auf seinem Rücken, trat er aus dem Wege, zog seine Fuchspelzmütze ehrfurchtsvoll vom Kopfe, und sie in die Luft schwenkend rief er: Viel Heil und Segen meinem gnädigsten Herrn, Grafen Eberhard dem Erlauchten! Der Graf

nickte im Vorüberreiten und ſprach zu den Seinen: die Stimme habe ich ſchon einmal gehört — es däucht mir — ich ſollte ſie kennen! Auch dieſes Geſicht habe ich ſchon geſehen! Da tönte ihm der Ruf: Viel Heil und Segen meinem gnädigſten Herrn und Gottes Beiſtand auf ſeinen Weg! noch einmal in's Ohr, und plötzlich hielt er ſein Roß an, wandte ſich um und winkte dem Geſellen. So raſch es gehen konnte, hinkte dieſer heran und ſchaute dem Grafen ehrfurchtsvoll aber mit offenem Blicke ins Geſicht. Der Ton deiner Stimme iſt mir bekannt — ſprach der Graf — wer biſt du? Durchlauchtigſter Graf! wohl möget Ihr mich ſchon geſehen haben — s' war juſt freilich nicht in einer Stunde, wo man ein Landeskind behaglich beſchauen mag — denn die Städter ließen Euch keine Zeit, und der Staufenecker wetterte ja drauf, wie ein Schmied auf den Amboß — aber ich habe ihn vom Rößlein geſtoßen, als er meinem gnädigſten Herrn die Feſtigkeit ſeines Helmes prüfen wollte — gottlob! daß wir den Hohlweg erreicht hatten, denn es war auf der Neige mit uns. Mich aber trafen die Schelmen übel, darum mußte ich zurückbleiben und habe mich mit genauer Noth abſeits gemacht, bis das Getümmel zu Ende! Da lächelte Graf Eberhard und ſprach: Eh du werther Schlachtgefährte und treues Landeskind, du biſt mir eine liebe Begegnung in dieſen trüben Tagen — will es der Himmel, ſo kommen beſſere Zeiten und ich werde dein nicht vergeſſen und deiner Treue. Gott ſchenke dir

baldige Gesundheit für deine Wunde, und gebe allen meinen Unterthanen ein so rechtschaffenes Gemüth und Gesinnung zu mir, so wird es bald wieder Anders werden. Also entließ der Graf den früheren Kriegsknecht und ritt mit den Seinen dem Asperg zu, denn dort suchte er eine sichere Zuflucht gegen seine Widersacher, und ein starkes Haus, darin ungefährdet zu wohnen, bis der schlimmste Sturm vorüber. Die Sonne neigte sich gerade zum Untergang, als er die Steige durch die Weinberge hinaufritt, und vergoldete die untere Burg, genannt Schloß Richtenberg, und die Mauern des Städtleins, über dessen Dächer auf dem höchsten Punkt des Berges sich auf Felsen das obere Schloß Hohenasperg erhob. Mit großer Freude empfing ihn sein treuer Schloßvogt, Conrad Walther, und führte ihn in den Rittersaal, dessen Fenster nach dem Enzthal hinunter in das feste Städtlein Bietigheim und hinüber über Ingersheim in das Neckarthal nach Schloß Lichtenberg und Wunnenstein die Aussicht boten. Ein guter Wildprettimbiß ward aufgetragen, und der Becher kreiste unter den Begleitern des Grafen und dem Burgvogt mit seinen zwei Hauptleuten, und man besprach sich hin und her, was in den stürmischen Zeitläuften, die verheerend über Haus Wirtemberg eingebrochen, ferner zu thun sei. Nur wohlgemuth — sprach der Burgvogt — Euer Liebden! Hier möget Ihr sicher wohnen, denn das Zeughaus ist gefüllt mit eitel Spießen, Hellebarden und Morgensternen, dazu haben wir ein tüchtig Wurfge-

schütz, Steine und Steinkugeln zu werfen. Auch ist der doppelte Graben tief genug, uns unserer Feinde zu erwehren und jeden Sturm mit unsern 70 Mann Besatzung abzuschlagen. Gleichermaßen fehlt es uns auch nicht an Lebensmitteln, um ein ganzes Jahr der Belagerung zu trotzen. Als nun aber des andern Morgens Graf Eberhard aus dem Schlosse in den großen, viereckigen Hof trat, wo die Knechte schon rüstig das Zeughaus geöffnet und die Waffen heraustrugen, um sie zu prüfen und zu säubern, die Hellebarden und Morgensterne und die 15 Schuh langen Spieße mit Widerhacken — und als er nun einen Umgang hielt mit dem Burgvogt auf den Mauern und Wällen, da faltete er bei jedem Schritte finster die Stirne. Walther! sprach er, und zeigte da und dort auf die Mauern — du vertraust allzusehr auf die Stärke dieser Werke — bedenke, daß Conrad der Weinsberger schon manche Burg gebrochen, die fester, und daß die Städte, deren Kriegshaufen er befehligt, wohl und reichlich versehen sind mit schwerem Wurfgeschütz und Mauerbrechern, deren gewaltigen Stößen diese Mauern wohl bald erliegen müssen. Darum halte ich meine Person nicht für sicher auf diesem Schloß, so gut es auch gelegen, zumal wenn Conrad Kundschaft erhält, daß ich hier verweile. Es ist besser, ich ziehe heute Nacht, wenn Alles schläft, von dannen mit einigen meiner Reisigen, die übrigen aber mögen hier bleiben zur Verstärkung des Ortes. Ich aber will mich hinunter wenden in das Neckarthal nach

dem festen Städtlein Besigheim mit seinen starken Thürmen, zu meinem Vetter dem Markgrafen Rudolf von Baden. — Es war eine dunkle Nacht, der Himmel mit trübem Gewölke umzogen, und kein Sternlein blinkte über dem weiten Land umher, da ritt, als die Wächter schon eine gute Weile die Stunde vor Mitternacht verkündet hatten, der Graf Eberhard mit vier Begleitern langsam aus dem Schloß, ein Knecht voraus, durch das Städtlein. Wie auf einen geheimen Wink öffnete sich das letzte Thor, über welchem der Thorwart wohnte, und nun ging es an Schloß Richtenberg vorüber auf der mitternächtlichen Seite des Berges einen steinigten, schmalen Weg hinunter. Keiner der Reiter hatte ein Wort gesprochen, und jeder nur sein Roß scharf zusammen gehalten, damit keines einen Fehltritt thue. Das helle leinene Wamms des Burgknechtes, der dicht vor dem Grafen herschritt, war allein die Richtschnur, welcher die Reiter hinter einander folgten. Am Fuße des Berges angekommen machten sie einen kurzen Halt — Alles war finster, drüben von Ferne rauschte der Neckar herüber, und nur ein mattes Sternlein glänzte hoch droben auf dem Berge — aber es war kein Stern, sondern, wie der Burgknecht sagte, konnte es nichts anders seyn, als ein Licht auf dem untern Thor. Und wie viel Zeit brauchen wir — fragte der Graf, wenn wir einmal die Landstraße erreicht und einen scharfen Schritt reiten können, bis wir Besigheim erreichen? In stark drei Stunden sind wir an Ort und Stelle,

antwortete der Knecht. In dem Augenblick huſchte etwas durch das Geſträuch, das auf der Höhe neben dem Weg hinlief — was war das? haſt du nichts gehört? fragte halblaut der Graf. Wird ein Reh ſeyn, gab der Knecht zurück, die haben hier ihren Wechſel, und wieder bewegte ſich das Häuflein ſchweigend weiter in die Nacht hinein, und bald verhallte ihr dumpfer Hufſchlag in dem Brauſen des Eſchen- und Birkenwaldes, der wie ein grüner Mantel die nördliche Wand des Asperges deckte. Nur hie und da wehte der Zugwind einzelne Laute herüber, an denen man vernahm, daß die Reiter einen ſcharfen Schritt einhielten. — In derſelben Nacht aber wachte oben auf dem Thurme des untern Thores im Städtlein Asperg eine gar hübſche Dirne, die Tochter des alten Thurmwarts, dem ſein Eheweib vor einigen Jahren geſtorben und ein Töchterlein von zwanzig Jahren hinterlaſſen hatte. Benebelt von ſeinem Krug Wein, den der Alte regelmäßig Abends zum Nachttrunk nahm, ſchnarchte er ſeit zehn Uhr auf ſeinem Lager, indeß Magdalene an der Spindel noch ſaß zur ſpäten Mitternachtsſtunde und Wolle ſpann. So ſpät es auch ſchon war, ſo nickte ihr großes blaues Auge doch nicht bei dem trüben Schein ihrer Ampel, und ihr runder Arm, den das weiße Hemdchen nur bis zum Ellenbogen deckte, und die kleinen weißen Hände drehten raſch den flockigten, weichen Faden. Von Zeit zu Zeit bog ſie das Köpfchen, deſſen dunkles kaſtanienbraunes Haar eine kleine ſchwarze Haube

deckte, zum Schiebfensterchen hinaus, als lauschte sie auf etwas — dann zog sie es schüttelnd wieder zurück und sprach halblaut vor sich hin: wieder Nichts gewesen — aber wo bleibt er so lange? — wenn es nur nicht schlimmer mit ihm geworden, denn er achtet gar zu wenig auf seine Gliedmaßen! Auf einmal fuhr sie auf und ließ die Spindel fallen — ja, das ist sein Pfiff! und das Fenster öffnend, neigte sie sich hinaus, und noch einmal klang der bekannte Ton. Mit halblauter Stimme rief sie, die Hand vor den Mund haltend hinab — gleich! gleich! Dann trippelte sie auf den Zehen die schwere hölzerne Stiege hinab, ein leichtes Tuch um sich werfend, eilte zu dem kleinen Eingangspförtlein, schob die Riegel sachte zurück und öffnete das schwere mit Eisen beschlagene Thörlein. Gott grüß dich, Margarethe! sprach mit verdämpfter Stimme in nächtlichen Schatten gehüllt eine Gestalt und trat unter das Thörlein, das Magdalene leise wieder anlehnte. Ach! wie lange bist du geblieben, Martin? — es muß an 12 Uhr seyn, denn ich höre schon die schweren Tritte der Wachen auf dem Schloß droben, die sich ablösen! — wie geht es mit dir? — fast wird es zu kühl für dich seyn — du könntest dich hier verkälten, wo die Zugluft so durch die weiten Ritzen des Thores zieht — wie gerne möcht ich mit dir oben im Stüblein schwatzen — aber der Vater könnte erwachen oder die alte Thorwartin es hören, die bei uns wohnt und an deren Thüre wir vorüber müssen — so ließ das Mägdlein ihrer Rede

den Lauf und den Angekommenen kaum zu Worte kommen, während sie sich die Hände herzlich drückten. Aber, weißt du was, schloß sie endlich, wir setzen uns unter den großen, alten Birnbaum neben dem Thurm in das Gärtlein — will nur die Riegel vorschieben — dort geht kein Lüftchen. Sie schloß das Thörlein und zog ihren Martin auf die innere Seite des Thorthurmes, wo sie nun auf einem Bänklein Hand in Hand Platz nahmen. Ich komme wohl etwas spät, nahm Martin nun das Wort und stellte seinen langen Stock zwischen die Beine, aber ich konnte nicht früher abkommen, denn es waren fremde Schäfer da aus Pforzheim und handelten mit meinem Herrn um fünfzig Stück Hämmel. Wir wollen alles Vieh, so viel wir können, abschaffen, ehe es die Städtischen und der Weinsberger Graf holen, denn gib Acht, sie werden nicht lange warten lassen, da liegen sie vor dem Asperg. Was macht denn dein Fuß? — unterbrach ihn Magdalene — du lieber Himmel, vor lauter Freude und Zwischenreden hab ich wieder drauf vergessen — hättest können bei deinem Herrn bleiben, dann wäre dir das Unglück nicht zugestoßen und ich hätte nicht so viele schlaflose Nächte deinetwillen gehabt. O! um diesen Fuß habe ich keine Sorge mehr — bin gestern in Geislingen gewesen in Geschäften meines Herrn, da hab ich ihn noch recht schonen müssen, aber s' ist mir dort eine Salbe verrathen worden, die hab ich gleich aufgelegt und die hat wunderbar gewirkt die letzte Nacht. Sey es noch um

zwei Tage, so spüre ich gar Nichts mehr. Aber was mir aufgestoßen, das erräthst du nicht — Magdalene! denke nur, als ich gestern Abend am Osterholz hinschreite, es ging noch ziemlich langsam, da holt mich ein Trupp Reisiger ein, und bei allen Heiligen und Sanct Martin! der Graf Eberhard selbst war drunter. Ich habe ihn ehrerbietigst gegrüßt, wie er die Augen stets auf den Asperg gerichtet, mir hart auf den Rücken kam, indem ich mich auf die Seite stellte. Da hat er sich umgewendet und mir näher gewinkt und gemeint, meine Stimme sey ihm nicht fremd, und als ich mich ihm zu erkennen gab, hat er mich gnädig angelassen und für meine Kriegsdienste gedankt, und versprochen, mein nicht zu vergessen, wenn bessere Zeiten kämen. Ei du lieber Himmel! frohlockte Magdalene und lehnte sich inniger an die Schulter ihres Martin — was hast du für große Ehre genossen von dem durchlauchtigsten Grafen — hätte ich das gewußt, dann wäre ich heute auch hinauf auf das Schloß, um den erlauchten Herrn zu sehen und mir so alles vorzustellen, als wenn ich dabei gewesen, wie er mit dir so gnädig gesprochen. Mein Vater sagte, er werde wohl hier bleiben, wie ihm dünke, denn man habe vor ihm das Zeughaus ausgeleert und er sey lang auf den Wällen umhergegangen. Wenn ich es nicht besser wüßte, möchte dein Vater recht haben, aber — doch halte den Mund, Magdalene, ich bitte dich — es soll wohl ein Geheimniß bleiben, wie ich glaube — ich bin dem Grafen be-

gegnet. Mein Pferch ſteht nemlich auf der Gränze gegen Thamm, wo ich heute Nacht hüte, und da habe ich näher gehabt, den Weg am Stangenbrunnen herauf zu machen. Wie ich nun am Berg angekommen, höre ich ein langſames Pferdegetrappel im Hohlweg, an deſſen Seite ich, durch eine hohe Hecke und Buſchwerk getrennt, auf der Höhe dahinſchreite. Auf einmal vernehme ich eine Stimme und erkenne den Grafen, der fragt nach Beſigheim und wie lange er bis dorthin brauche. Sie müſſen mich gehört haben, aber ich blieb ſtehen und verrührte mich nicht; drauf ritten ſie weiter; gib Acht, Magdalene! der Graf iſt heimlich vom Schloß weggeritten und ſucht einen Unterſchleif bei ſeinem erlauchten Vetter in Beſigheim. Er traut gewiß dem Wetter nicht und der Weinsberger läßt es ſich wohl nicht träumen, daß unſer gnädiger Herr dort unten ſich ins Verſteck begeben. Aber bei Leibe — ſetzte Martin hinzu — laſſe dich nichts verlauten, was ich dir anvertraut. Wo denkſt du hin, antwortete Magdalene — meinſt du, ich könne nicht ſchweigen, wo es ſich um ein ſo wichtiges Geheimniß handelt und um die Flucht des gnädigen Landesherrn? — Ach! fügte ſie bei — was ſind das für ſchlimme Zeiten und wir haben gar keine Ausſicht, ſo lange nicht dieſer leidige Krieg ein Ende genommen, und was ſteht erſt uns bevor, wenn der Weinsberger kommen ſollte — da kannſt du nimmer zu mir herauf kommen. Aber iſt es denn wahr, daß ein unterirdiſcher Gang von hier, wie meine Groß-

mutter erzählte, nach Markgröningen ins Schloß führt, und dort bei einem zugemauerten Thörlein unter dem Bogen und Gewölbe eine eiserne Platte liegt, welche den Eingang verdeckt? da könnten wir fliehen, wenn die Gefahr am höchsten! Davon ist mir Nichts bekannt, antwortete Martin — doch kommt Zeit kommt Rath. Alles nimmt ein Ende! — Lange sprachen sie noch von ihrer Zukunft, denn so arm Martin war, so war er doch ein rüstiger, fleißiger Bursche, und hoffte in wenigen Jährlein irgend bei einer Herrschaft eine Bestandschäferei zu erhalten und seine Magdalene als Eheweib in Ehren heimzuführen. Endlich, als der Wächter droben auf dem Schloß ein Uhr rief, öffnete Magdalene das Pförtlein wieder und nach vielen herzlichen Küssen schied Martin, und verschwand in der dunkeln Nacht.

Noch waren keine drei Wochen verflossen, so scholl die Kunde von dem Anzug Conrads von Weinsberg mit den Städtern auf den Asperg in die umliegenden Orte. Wie immer, wo sie hinkamen, tobten die Feinde gegen das wehrlose Landvolk. Sie verwüsteten die Fruchtfelder, als gerade die Sichel angelegt werden sollte, hieben die Weinstöcke aus und verbrannten sie zu Lagerfeuern, trieben das Vieh weg und ließen in den Kellern den Wein, welchen sie nicht tranken, zu Boden laufen. Zitternd und blaß vor Schrecken standen die Landleute, als das feindliche Heer von Marbach herüberzog und nun sich um die Veste lagerte. Was fliehen konnte, flüchtete, und Manches

richtete sein Auge auf den Asperg und zog mit Sack und Pack und einem Vorrath von Lebensmitteln in das feste Städtlein, um bei den Bürgern daselbst ein Unterkommen zu finden. Martin war nicht mehr auf den Berg gekommen, denn er mußte fortwährend für seinen Herrn das Schafvieh hinüber nach Vaihingen und in den Schwarzwald treiben und es dort verkaufen, und indessen hatte der Weinsberger die Veste hart umzingelt und sein Schleudergeschütz setzte dem Schlosse Richtenberg schlimm zu. Jetzt fielen dem beängstigten Gesellen die Worte Magdalenas wieder ein, daß ein unterirdischer Gang vom Schloß Gröningen nach der Veste gehen solle, und als er sich bei den ältesten Bürgern erkundigte, bestätigten diese es, doch meinten sie, es wäre der Gang wohl längst zerfallen. Als Martin dieses vernommen, begab er sich an das bezeichnete zugemauerte Pförtlein, vor dem ein Schutthaufen lag, darauf ein hoher Holderbusch aufgewachsen war. Er trat unter den Bogen und räumte mit einer schweren Haue den Schutt weg, und er hatte noch kaum einen Fuß tief gegraben, da traf er auf eine Eisenplatte. Erfreut und voller Erwartung räumte er diese ab und suchte mit dem Ring, der sich in der Mitte der Platte befand, diese zu heben. Endlich gelang es ihm, und er sah eine wohl erhaltene Treppe von Mannstiefe, die in einen gemauerten Gang führte. Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinab und schritt, so weit es das Dämmerlicht, welches der Tag hineinwarf,

geſtattete, den Gang vor, und als er ſich überzeugt, daß derſelbe wohlerhalten, legte er die Platte wieder darauf und bedeckte ſie mit Schutt. — An einem dieſer Tage ſaß Graf Eberhard mißmuthig in einem kleinen, engen Gemach, das nur ſpärlich vom Tageslicht erhellt war, denn die ſchmalen Fenſter in der viele Schuh dicken Mauer vermochten wenig Lichtſtrahlen einzulaſſen. Es war einer der alten ſtarken Thürme zu Beſigheim, in welchem ſich dieſes Gelaß befand. An einem eiſernen Tiſche, einen Krug Wein vor ſich, ſtützte Eberhard den Kopf in die Hände, und manche trübe Gedanken zückten ihm durch die Stirne — da trat ein Zwerg herein in einem kurzen gelbſeidenen Mäntelein, der war ſeine einzige Bedienung und Vertrauter und ſprach: erlauchter Herr! an der Zugbrücke ſteht ein Geſelle in Schäfertracht, einem weiß linnenen Kittel, und mit einem großen Schafhunde. Derſelbe ging ſchon einige Stunden nachdenkend um unſern Thurm, drauf nahte er ſich der Brücke und ſprach zu mir: Du kleiner Knirps, biſt wohl kein Zauberer, wie ſeltſam auch dein Ausſehen und mohrenſchwarz dein Geſicht und Hände — ſage mir doch, wer wohnt in dieſem Thurme und weilt drein nicht mein gnädiger Herr, der Graf Eberhard von Wirtemberg, der ſein Land mußte mit dem Rücken anſehen vor der Gewalt ſeiner Feinde? Da antwortete ich: du haſt ein vorwitzig Begehr — was meineſt du, daß in ſolch finſterem Thurm, der Gefangenen beſſer anſteht, als einem edlen freien Herrn, der Graf

von Wirtemberg liege — ich kenne selbigen nicht. Da sprach er: So Ihr Mißtrauen in mich setzt und wollet mir verheimlichen, was mein fester Glaube ist, so bitte ich nur um Eins. Lasset den Grafen, meinen gnädigen Herrn, wissen, daß der Schäfer Martin aus Markgröningen vor der Brücke steht, derselbige, dessen er sich wohl erinnern wird von Untertürkheim her und dem er gnädiglich gedankt am Osterholz unter Hohenasperg. Auch saget ihm, daß er Nachts um die eilfte Stunde sey die Veste heruntergeritten mit vier Reisigen nach Besigheim und bittet ihn um ein gnädig Gehör für den, der solches ihm melden läßt. Da sprang Graf Eberhard verwundert auf und fragte: wie sieht der Geselle aus, denn es däucht mich, daß er nicht auf schlimme Kundschaft gekommen. Es ist ein hochgewachsener Bursche — antwortete der Zwerg, dem ich kaum an die Lenden reiche — sein Haar ist schwarz und kraus, seine Augen braun und seine Stimme wohlklingend und lieblich anzuhören. Wahrlich, dann ist es der Rechte, lächelte Eberhard, führe ihn herein und bringe ihn auf mein Gemach! In wenigen Augenblicken stand Martin, sich tief verneigend, vor dem Grafen und sprach: Erlauchter Herr, ich wünsche, daß Ihr bald diese enge dämmrige Behausung mit Eurem lustigen Schloß zu Stuttgart vertauschen möchtet und Euer Land erlöst wäre von diesem städtischen Raubgesindel, das, den Heuschrecken gleich, alles verwüstet. Zwar bin ich kein Bote des Glücks und kann Euch nichts Tröstliches berichten,

denn der Weinsberger belagert die Veste Asperg gar bedränglich, aber da und dort haben sich die Landleute erhoben auf der Alb und oberhalb Tübingen und die sengenden Haufen mit Gewalt abgetrieben. So fehlte es nur an wenigen vom Adel mit hinlänglichem Roß und Zeug, so dürfte man es schon wagen und gute Hoffnung haben, ein glückliches Ende zu sehen. Mein treuer Geselle, antwortete der Graf — noch muß ich stille liegen in meinem Dachsbau und zuwarten, bis ich da und dort neue Freunde gewonnen, sollte ich auch meine besten Städtlein und Schlösser verpfänden müssen. Doch ist es mir ein großer Trost, zu erfahren, daß meine Unterthanen auf solche Hülfe harren. Aber sprich, wie hast du Kundschaft erhalten von meinem Hiersein? und welch seltsame Reden hast du gegen meinen Zwerg geführt, daß du mich habest hieher reiten sehen? Gott sey es gedankt, antwortete Martin, daß ein treues Ohr und nicht das eines schlimmen Verräthers oder eines schwatzhaften Gesellen Euch vernommen. Doch, was Euch räthselhaft dünkt, sollt Ihr sogleich wissen! Es war den Tag darnach, wo ich Euer Erlaucht zu grüßen die Gnade gehabt am Osterholz, da wandelte ich beinahe zur Mitternachtszeit von meinem Pferch nach dem Asperg. Nur ein Lichtlein brannte noch oben, und das war in der Kammer meines Mägdleins, und wie ich so am Hohlweg hinter der buschigen Hecke hinschreite, vernehme ich den Hufschlag von Rossen und eine Stimme, welche einen Mann zu Fuße fragt, wie

lange man nöthig hätte im starken Schritte nach Besigheim zu kommen. Ich erkannte sogleich Eure Stimme, und als Ihr das Geräusch vernommen, das ich gemacht — Euren Begleiter fragtet, ob er Nichts erlauscht, da blieb ich stehen und hielt mich stille, bis Ihr eine Strecke weit Euch entfernt hattet, um Euch nicht in die Unruhe zu versetzen, von Jemanden bemerkt worden zu seyn. Keine Seele vermuthet Euch hier und Jedermann in der weiten Umgegend meint, Ihr seid an den Rhein hinüber geflüchtet. Aber noch habe ich nicht davon gesprochen, was ich entdeckt. Mag es mit der Veste noch so schlimm gehen, was Gott verhüte, so sollen die Kleinodien, die droben in Schutz gegeben und in Verwahrung, und der Rest der Besatzung, wenn sie die Wälle nicht mehr halten kann — Euch erhalten bleiben, und Ihr möget mir den Befehl ertheilen, wohin sie sich zu wenden habe. Denn ich habe von meinem Mägdlein erfahren, daß einst in alten Zeiten ein unterirdischer Gang von der Burg nach Markgröningen führte, und es ist mir gelungen, den Eingang aufzufinden und so etwas Noth thut, Lebensmittel hinaufzuschaffen und treue Mannschaft. Auf diese Kunde schritt der Graf freudig im engen Gemache auf und ab, und zog einen Ring vom Finger und sprach: hier mit diesem Ringe sollst du dich ausweisen bei meinem Burgvogt, daß er allen deinen Reden Glauben schenke. Sage ihm, daß ich in guter Sicherheit und die Zeit nicht mehr ferne, wo ich wieder an das Tageslicht trete als „Gottes

Freund und aller Welt Feind.“ Und — setzte er hinzu — wenn ich wieder meine Widersacher gedemüthigt, dann soll mich dieser Ring erinnern, daß ich in dir den treuesten Gesellen gefunden in der Noth und im Unglück. Damit entließ der Graf den Schäfer Martin, und der Zwerg geleitete ihn über die Zugbrücke, die rasselnd wieder hinter ihm aufgezogen wurde. Manchen Tag schritt von jetzt an Martin, mit einer Laterne versehen, auf das Schloß und brachte dem Vogt Kunde von den Anschlägen der Belagerer und was sich im Lande umher zugetragen. Das erstemal freilich war es ein schwerer Gang, und er hatte einen treuen, kecken Kameraden mitgenommen, falls ihm etwas Ungeheuerliches aufstoßen sollte. Mit Hellebarden bewaffnet und zwei Laternen in der Hand stiegen sie mit Einbruch der Nacht die Treppe hinunter in den Gang, aus welchem ihnen ein feuchter Modergeruch entgegen kam. Kaum waren sie einige hundert Schritte bedachtsam vorwärts geschritten, so blinkte ihnen im Schein der Laterne etwas Weißes entgegen — es war ein Todtengerippe, das mitten über den Gang lag. Entsetzt wollte Martins Begleiter wieder zurück, denn es graute ihm, und er sah schon in dem Gang viele Hunderte solcher Gerippe liegen, die ihnen den Weg versperrten. Aber nach langem Zureden folgte er Martin wieder. Da und dort war die Mauer naß und es fielen mit unheimlichem Geräusche starke Tropfen herab; auf einigen Stellen waren auch geräumige Seitengewölbe, die zwanzig Menschen und

noch mehr faſſen konnten, und ſie ſchienen angelegt, um ſich auf gewiſſe Entfernungen ausweichen zu können. Auch hier lagen an einigen Stellen Todtengerippe. Jede Viertelſtunde, die ſie zurücklegten in dem ſchaurigen Gang, dünkte ihnen eine ewig lange Stunde zu ſeyn. Endlich waren ſie, bald auf bald abwärts ſchreitend, bei dem Fuß des Berges angelangt, denn nun ging es fort und fort bergan. An den ſteilſten Stellen waren Treppen gelegt. So ſtiegen ſie und ſtiegen immer fort. Zuletzt ſtunden ſie in einer Art von rundem Thurm, und nirgends war ein Ausweg mehr. Rings herum ſchien dieſer Thurm in Felſen gehauen, denn es war keine Spur von Mauerſteinen zu entdecken. Wir müſſen zu Ende ſeyn, ſprach Martin und ſetzte ſich etwas ermüdet auf den Boden — jetzt gilt es, auch aus dieſem Verließ hinaus zu kommen, ſonſt iſt alle Mühe umſonſt. Wie, Hans! leuchte einmal an die Decke, ob du kein Loch gewahreſt. Da leuchtete ſein Begleiter hinauf, und ſiehe! drei Schuhe über ihnen war ein viereckiges Loch in dem Gewölbe aus Ziegelſteinen und darüber lag ein eiſerner Deckel. Jetzt ſtellten ſie ihre Laternen vorſichtig in eine Ecke und ſtemmten ihre Hellebarden gegen den Deckel; aber wie ſehr ſie ſich auch anſtrengten, die Spitzen ihrer Waffen bogen ſich, ohne die Laſt heben zu können. Aeußerſt niedergeſchlagen, am Ziele des langen und glücklichen Ganges nun wieder fruchtlos umkehren zu müſſen, warf Martin unmuthig ſeine Hellebarde in die Ecke — da klang es, als ob ſie

nicht Felsen, sondern Eisen getroffen, und als er mit der Laterne hinleuchtete, stunden drei schwere Eisenstangen tief in einem Winkel. Nun! rief er, das sind gewiß die Werkzeuge, womit man einst die Decke gehoben — drum frisch wieder ans Werk! Und darauf stemmten sie mit neuer Kraft und wogen, bis eine Ecke der Platte sich hob und ihnen Gerölle und Erde auf den Kopf fiel. Aber sie ließen nicht nach, und nach kurzer Zeit war die Platte so hoch gelüpft, daß ein Mann durchschlüpfen konnte. Unterstützt von Hans, auf dessen Schultern sich Martin schwang, war dieser schnell oben, lehnte die mit Schutt bedeckte Platte vollends zurück, ließ sich die Laternen reichen und dann bot er dem Hans die Hände, um ihm hinauf zu helfen. Gott sey's gedankt! keuchten sie wie aus einem Munde, als sie dem Gang entstiegen und nun auf der Burg waren. Mit wahrer Herzenslust athmeten sie wieder auf und sogen die frische Luft auf, die über den Berg strich. Sie zündeten mit ihren Laternen rings umher und befanden sich in einem Schuppen voll alten Geräths. Zerbrochene Wagenräder, alte zerfallene Butten und derlei Gegenstände standen und lagen umher; und als sie längs der Wand hingingen, kamen sie an ein angelehntes Thürlein, welches sie in den Hof führte. Kaum aber hatten sie einige Schritte gethan, so rief eine rauhe Stimme, während eine Waffe rasselte: Halt! halt! und unter einem hochgewölbten Thorbogen trat, mit einer Sturmhaube bedeckt, ein Kriegsknecht hervor und

ſtreckte ihnen ſeine Hellebarde entgegen. Wer ſeyd Ihr und wie kommt Ihr zu dieſer Stunde dieſes Wegs? Da ſprach Martin — führe uns zum Burgvogt, denn wir haben ihm eine wichtige Kundſchaft zu bringen! Wie ſeyd Ihr hereingekommen durch die untern zwei Thore und habt keine Wache zur Begleitung bei Euch? — fuhr der Kriegsknecht fort, ohne ſeine Hellebarde zu ſenken. Führet uns zum Burgvogt, lautete das Begehr Martins wieder — denn nur ihm allein können wir Rede ſtehen. So leget Eure Waffen nieder und gehet vor mir her, dorthin, wo aus dem Fenſter ein Licht ſeinen Schein herauswirft und dann tretet zur Thüre ein. Der Erſte aber, der mir auf die Seite geht, wird meine Hellebarde im Rücken haben! Alſo folgten dem Geheiß Martin und ſein Begleiter und traten ein durch eine niedere Thüre in die Wachtſtube, wo ein Dutzend Knechte beim Kartenſpiel ſaßen oder ſchlaftrunken auf den hölzernen Bänken herumlagen. Verwundert blickten die Knechte den Eingetretenen entgegen, und als Martin das Begehr wiederholte, ließ ein alter Graubart, der die Wache befehligte, vier Knechte die Hellebarden ergreifen und ſchritt den Fremdlingen mit einer Laterne voran eine hohe Wendeltreppe hinauf zum Gemach des Burgvogts. Nach kurzem Pochen öffnete dieſer die Thüre, nachdem er ſich halb angekleidet hatte, und der Anführer der Wache meldete ihm die Urſache des nächtlichen Beſuches. Argwöhniſch betrachtete Walther, der Burgvogt, die nächtlichen Gäſte,

denn er konnte nicht begreifen, wie solche zu den Thoren Einlaß gefunden. Da nahm Martin das Wort und erzählte ihm Alles, wie er den unterirdischen Gang entdeckt und in die Burg gelangt sey, und zeigte ihm den Ring des Grafen Eberhards und meldete, wie selbiger in guter Sicherheit, und bald hoffe, die Veste zu entsetzen. So es Euch nun an Lebensmitteln gebricht oder Ihr frische Mannschaft bedürfet und wisset, wo solche noch da und dort zu finden, so gebet mir ein Briefslein, dann will ich behülflich seyn, sie heimlich in den Gang zu führen und auf die Burg zu geleiten. Höchlich erfreut winkte der Burgvogt der Wache, daß sie seinen Knecht rufe, um den treuen Gesellen einen frischen Trunk zu holen, und als sie Alles besprochen, geleitete er sie selbst zum Eingang des Ganges und drückte ihnen beim Abschied dankbar die Hand.

So hatte Martin getreulich der Veste Lebensmittel und manchen beherzten Knecht zuzuführen, und da er zuweilen auch einige Stunden des Tages oben blieb, hatte er Gelegenheit, Magdalene zu sprechen und ihr Trost zu bringen in der gefährlichen Zeit, wo die Belagerer immer weiter und weiter heraufschanzten, und ihr Wurfgeschütz und ihre Steinschleudern näher brachten. Dabei mischte er sich auch, so oft er konnte, unter das Volk der Belagerer und spielte mit ihnen Würfel und Karten, trank ihnen lustig zu und stellte sich als einen Feind seines frühern Landesherrn, durch den er sein ganzes Vermögen, das er im Schafvieh

beſeſſen, verloren habe. So ſaß er auch Abends einmal gegen Ende Auguſts in einer Schenke zu Thamm, wo die Troßknechte zum Theil ihr Quartier eingenommen hatten. Wie immer war der Schafmartin, wie ihn die Knechte nannten, ein willkommener Geſelle, denn er hatte immer baare Münze und traktirte ſie, wobei er vorgab, er habe eine alte Baſe beerbt. Auch an dieſem Abend ging es wieder luſtig her, und ein rothhaariger Fähndrich aus Eßlingen, der am Vormittag von einem Pfeilſchuß auf der Achſel leicht beſchädigt wurde, und ſich bei dem Troß nun auf einige Tage aufhalten wollte, bis er wieder ſeine Fahne tragen könnte, ſtieß mit Martin an und ſprach: Bruder! aber heute habe ich etwas geſehen, da hat mir das Herz im Leibe gelacht, und wenn's zum Sturm kommt, will ich auch dabei ſeyn, denn das Mädel muß mein werden, ehe ſie ein anderer Raubvogel erwiſcht und ihr die ſchönſten Federn ausreißt! Oho! lachte der Nachbar des Fähndrichs, der Fuchs will alle ſchönen Hühnlein für ſich, aber in Marbach drüben, als wir es erſtürmt hatten, bei dem ſchmucken Töchterlein des Kellers, hat ihm Einer vom Landadel das Maul ſauber gehalten — hab den Fähndrich, der das Mädel ſchon mit Gewalt die Stiege herunterriß, die Treppe hinab fliegen ſehen, als käme er vom Himmel herab und huſch war der Edelmann Meiſter. Du lügſt in den Hals hinein, verdammter Schelm — bin über einen Stuhl geſtürzt, während ich das Mädel herunterzerrte, der auf der Treppe ge-

legen, und bis ich mich aufraffte, hat mir im Tumult der Krautjunker das Mädel entführt, und seine Leute sind ihm beigestanden, sonst wäre es ihm übel bekommen. Was der Fähndrich doch Unglück hat, rief ein junger Edelknabe des Grafen von Vaihingen, der die Rosse seines Herrn in Thamm untergebracht hatte — in Marbach fällt er über einen Stuhl und kommt um seine reizende Beute von Fleisch und Blut, und in Beutelsbach, als wir Burg und Stift gebrochen, und die morschen Gebeine der alten Wirtemberger Grafen aus der Gruft geworfen und alle Wappen und Inschriften zerschlagen hatten — da treibt ihn eine feste Bauerndirne mit der Heugabel zur Scheune hinaus! Ein schallendes Gelächter folgte den Worten des Edelknaben, worauf der Fähndrich mit rollenden Augen aufsprang und nach dem Degen griff — aber ein mannhafter Landsknecht umfaßte ihn von hinten und drückte ihn fest auf den Stuhl mit den besänftigenden Worten: Herr Fähndrich, führt keine schlimmen Händel ein — im Lager unter frommen Kriegsleuten muß Landfrieden walten und ein Spaß ist kein Pfeil! Nur mühsam gab sich der Fähndrich zur Ruhe, und als er einen neuen Krug geleert mit Martin, begann er wieder, auf dessen Frage, wen er denn gesehen? in seiner prahlenden Weise und ihm halb in die Ohren flüsternd, als wollte er es nur ihm vertrauen: als wir heute mit zwei Rotten Armbrustschützen durch den Wald den Berg hinauf uns gezogen und hinter den letzten Bäumen gedeckt die Veste ins Auge faßten,

wagte ich mich bis faſt an den Wall und das untere Thor — da öffnete ſich ein Fenſterlein auf dem Thorthurm, und uns nicht gewahrend zeigte ſich eine braune Dirne, wie Milch und Blut das Geſicht — die runden weißen Arme ſtreckten ſich weit aus, um Wäſche auszuhängen, dann legte ſie ſich behaglich auf das Geſimſe. Ich ſah ihr lange zu und glaubte ich müßte ſie mit den Augen herunterziehen in meine Arme — Martin! das iſt ein Mädel, eine Hexe, die kommt mir nicht aus dem Sinn und wenn wir das Neſt genommen, ſoll mir Keiner zuvor kommen — das runde Ding muß mein werden, mag es kommen, wie es will! Dem Martin wurde es bei dieſen Betheuerungen ſiedend heiß — krampfhaft ballte er ſeine Fäuſte und hätte dem rothhaarigen Fähndrich gerne die Kehle zugedrückt — aber er nahm ſich feſt zuſammen, griff fort und fort zum Kruge, nippte bald daran, bald that er einen kräftigen Zug und fluchte alle Teufel über den Prahlhans in ſich hinein. Endlich ſprach er: Das Mädel habe ich einmal geſehen in Markgröningen mit ihrem Vater — aber ſo ein Wunderding iſt's drum doch nicht, und ein Beutel mit Goldgulden wäre mir lieber, als zehn ſolcher Dinger. Wer Geld hat, der hat das ſchönſte Leben, Wein und Spiel und Dirnen obendrein! Mein Seel, fuhr er fort, wenn ich wüßte, daß das Neſt da oben in Eure Hände fiele, ich ließe mich noch am letzten Tag anwerben und wäre der Erſte auf der Leiter, denn ich weiß von einem kranken Ritter aus Asperg,

der in Markgröningen bei meinem frühern Herrn gestorben — der hat in der Fieberhitze ausgesagt, wo er sein Geld vergraben hat auf dem Asperg — eine ganze Truhe — er hat es selbst eingemauert! Halb Part! flüsterte der Fähndrich und zog Martin in eine Ecke — zwar ist es ein streng Geheimniß und ich wage viel, wenn etwas auf mich herauskäme, aber wenn du mit mir die Beute theilst und mir versprichst beizustehen, wenn ich der Dirne auf dem Thor habhaft werden, daß mir Keiner den Rang ablauft, dann will ich dir und mir zu dem Schatze helfen. Ein lustig Leben dann bei Wein und Dirnen können wir auf lange Zeit haben! Unwillkührlich fuhr Martin vor Grimm über den Schelmen auf und knirschte: Verdammt will ich seyn, wenn vom Troßknecht bis zum Herrn Conrad von Weinsberg, dem obersten Feldhauptmann, einer die Hand anrührt an das Mägdlein, ich breche ihm den Hals! Aber der Fähndrich, diesen Fluch zu seinen Gunsten auslegend und seinen Sinn nicht errathend, freute sich, einen so mannhaften, kecken Gesellen zum Theilnehmer seines Vorhabens gefunden zu haben und flüsterte: stille! stille! was rumorst du, daß Alles nach uns die Köpfe dreht! Gib mir deine Hand — es bleibt dabei, was wir gesprochen und du sollst den Schatz haben, dazu will ich behülflich seyn. Meiner Mutter Bruder ist Schanzmeister bei den Eßlingern und der hat mir vertraut, daß sie auf der Mittagsseite des Berges eine Mine gegraben bis unter den innern Wall, da wo der feste Thurm steht,

an deſſen Grundgewölben ſie ſchon angekommen. Bis übermorgen ſoll die Arbeit fertig ſeyn und einige Rotten Pickenträger mit Leitern und Schwefelkränzen dort eindringen und in den Wall brechen, dann mit den Leitern die letzte Mauer erſteigen und Feuer in die Häuſer werfen. Darum, ſo begleite mich morgen hinüber zu unſerem Hauptmann und nimm ein Handgeld und trete in unſere Rotten ein, dann machen wir unſer Glück! Holla Wirth! rief Martin, noch einen Krug, die Nacht wird bald herum ſeyn — kommt Fähndrich, wir wollen beim Becher bleiben, bis der Tag anbricht! — Mit dem Früheſten ſchritten der Fähndrich und Martin hinüber in die Weinberge gegen das Oſterholz zu, wo in Hütten und Zelten die Eßlinger Fähnlein ſtunden, und Martin ſtellte ſich mit ſeinem Begleiter vor den Hauptmann, um Dienſte zu nehmen, nur bat er ſich noch einen Tag aus, damit er zu ſeiner Baſe nach Markgröningen gehen und noch Manches beſorgen könne. Aber in ſelbiger Nacht lief er mit haſtigen Schritten ſeinen heimlichen Weg auf die Veſte, trat vor den Burgvogt und verkündete ihm Alles, was der Feind für eine Abſicht habe und welche Gefahr der Veſte drohe. Da ließ der Vogt mit dem Früheſten auf den innern Wall große Haufen ſteinerner Kugeln ſchleppen und ſtellte ſeine Leute mit Armbruſten auf, und ſolche, die brennende Pfeile ſchoßen, indeß auf dem äußern Wall die Wachen wie ſonſt auf- und abgingen, um die Belagerer in der Meinung zu laſſen, daß man oben

keine Gefahr ahne. — Noch lag ein dichter Nebel auf dem Thal und eine tiefe Stille herrſchte auf der Veſte, da vernahm die Mannſchaft ein dumpfes Geräuſch im Wallgraben — es wurde allmählig vernehmlicher, man hörte mit Schaufeln und Hauen arbeiten — da plötzlich ſprang Martin, der mit dem Ohr am Boden gelauſcht, auf, ſtarrte hinunter und ſtieß den Burgvogt an, indem er ihm zuflüſterte: Seht Ihr dort links drei Schritte vom Thurm, wie der Grasboden ſich hebt, als arbeite ein Maulwurf? Der Burgvogt nickte und gab ſeinen Leuten einen Wink, ſich ſtille zu halten und hinter der Bruſtmauer gebückt liegen zu bleiben, bis er das Zeichen gäbe. Höher und höher und immer weiter im Umkreis hob ſich der Boden — lauter wurde das Geräuſch der Grabwerkzeuge; da endlich ſpaltete ſich der Boden und es blinkte eine Sturmhaube — dann zwei und drei hervor — der Burgvogt hielt den Athem an hinter der Schießſcharte, durch welche er hinabblickte. Schon ſtunden nach einer kurzen Weile drei feindliche Knechte im Graben, dann kam eine Leiter zum Vorſchein, die aus der Mine empor geſchoben wurde und wieder eine, und dann kletterten wieder mehrere Knechte herauf, ſpäheten vorſichtig nach dem äußern Wall, deren Wachen ſorglos ins Land hinauszublicken ſchienen und trugen möglichſt ſtille die Leitern an die innere Mauer. Immer noch winkte der Burgvogt ſeinen Leuten, ſich nicht zu rühren — da mit einem Male, als etwa zwanzig Knechte ſich geſammelt und

nun auf die ersten Sprossen der Leitern stiegen, gab er mit dem Degen das Zeichen, und mit einem lauten Freudengeschrei sprangen die Belagerten auf und überschütteten die Stürmenden mit einem schweren Hagel von Steinen, Kugeln und wohlgezielten Pfeilschüssen. In wenigen Augenblicken wälzten sich die feindlichen Knechte schwer getroffen im Graben; nur zwei bis drei erreichten die geöffnete Mine und sprangen unter den Schüssen der Besatzung über Hals und Kopf hinunter. Jetzt stürmten die Hitzigsten von des Burgvogts Leuten mit ihren Hellebarden in den Graben, stiegen auf der Leiter in die Mine, um die Flüchtlinge einzuholen und niederzustechen, und als sie zurückgekehrt waren, eilte Alles herbei, um die Mine zuzuwerfen und wieder fest zu vermauern. So war die Veste gerettet durch Martin, und der Burgvogt drückte ihm freudig die Hand und nahm ihn zu sich in sein Gemach, wo er mit den Hauptleuten an der Seite des Vogtes zur Tafel saß. Aber so wie er sich beurlauben konnte, so begab er sich hinab in das Städtlein, wo Alles in großer Freude war. Als er Magdalene erblickte, die am Thore stand umringt von den Nachbarinnen, da trat er mit fröhlichem Angesicht in ihre Mitte, drückte dem Mägdlein die Hand und sprach: Magdalene! ich habe ein großes Unglück abgewendet von der Veste, wie von dir und mir, und dem bösen Feind seine Absichten vereitelt — darum komm mit mir zu deinem Vater, er soll es wissen, daß wir uns lieben in Zucht und Ehre und mich zu

seinem Sohne annehmen — der alte mürrische und strenge Mann wird sich nicht weigern, wenn ich offen vor ihn hintrete und ihn bitte um seinen Segen zu unserer Verlobung. Tief erröthete Magdalene bei diesen Worten und alle Nachbarinnen sahen sich erstaunt an, denn Martin galt seit einiger Zeit als ein angesehener Geselle, weil es lautbar geworden, daß er oft mit dem Burgvogt verkehre und ohne Wache stets bei ihm ein- und ausgehe. Auch Martin hatte im stolzen Gefühle seiner großen Dienste sich nicht zurückhalten können, öffentlich seine Magdalene also anzusprechen, und zögernd folgte sie ihm, während Alles ihr nachblickte und den Martin lobte. — Indessen vermochte diese glückliche Entdeckung die Veste nicht vor ihrem Falle zu schützen, denn ergrimmt über diesen verunglückten Versuch, zog der Weinsberger Graf und kaiserliche Landvogt Conrad nur noch mehr Kriegshaufen aus den benachbarten Reichsstädten an sich, und nach 14 Tagen hatte sein Wurfgeschütz so große Zerstörungen an den Thürmen, Mauern und Wällen angerichtet, daß man von Tag zu Tag Mühe genug hatte, die Stürme abzuschlagen, die nun am hellen Tag mit Leitern versucht wurden. — Es war ein heißer September-Morgen und die Besatzung müde vom vielen Nachtwachen hatte in starken Abtheilungen ihre Posten besetzt. Dicht um die zum Theil halb eingestürzten Wälle und halb verbrannten Thürme schwärmten die Armbrustschützen — das Wurfgeschütz hatte aufgehört zu arbeiten und nur die Sturmböcke

und Mauerbrecher ſtanden bereit, die Wälle zum Wanken zu bringen — da hörte man am Fuße des Berges helles Trompetengeſchmetter und erblickte eine kaiſerliche Fahne flattern. Es war Herr Conrad, der in glänzender Rüſtung mit vielen Rittern raſch den Berg durch die Weingärten herauf ritt und wenige hundert Schritte vom Schloß Richtenberg halten blieb. Zu gleicher Zeit ſtiegen dichte Kriegshaufen rings den Berg herauf, und wenn das Wurfgeſchütz auch da und dort ſeine Steine und Kugeln auf ſie warf und ein Fähnlein auf einen Augenblick in Unordnung brachte, ſo ſchloßen ſich die Reihen doch bald wieder, und nach einer Viertelſtunde umſchloß ein dichter Lanzenwald die Wälle. Ein Trompetenzeichen aus der Nähe Conrads gegeben wurde vielfach beantwortet und ſchallte von Haufen zu Haufen, und mit demſelben begann faſt ringsum ein allgemeiner Sturm unter entſetzlichem Kriegsgeſchrei. Der erſte Kampf entſpann ſich in der Nähe Conrads um das Schloß Richtenberg unterhalb des Städtleins. Hunderte von angezündeten Pechkränzen wurden auf das Dach geworfen und an den Mauern hinauf ſtiegen die Beherzteſten, ob mancher auch aus den Schießſcharten getroffen wieder zu Boden ſtürzte. Bald mußten die Belagerten dem Dampf und der Hitze des einſtürzenden Daches weichen und ſich aus den oberſten Stockwerken in die untern zurückziehen. Aber auch hier war keine Vertheidigung mehr lange möglich, und der Hauptmann, der im Schloß befehligt hatte, ſchlug ſich mit ſeinen

Leuten höher hinauf nach dem Städtlein, deſſen Thor ſich raſch wieder ſchloß, als die Mannſchaft eingelaſſen. Vom Thorthurm aus hatte Martin dem Sturme zugeſehen, und als er wahrgenommen, daß die Gefahr immer näher rücke, hatte er die beſte Habe, welche Magdalene und ihr Vater beſeſſen, dieſen helfen auf das obere Schloß gebracht. Darauf eine Armbruſt und eine Hellebarde ergreifend war er wieder zurückgekehrt in das Kämmerlein Magdalenas, um von hier aus auf die Stürmenden zu ſchießen und das Thor zu vertheidigen. Ein heftiges Gedräng und Kampf entſtand am Fuße des Thurmes und mancher ſeiner Schüſſe traf tödtlich, da gewahrte er in den hinterſten Reihen eine Eßlinger Fahne — es war der verhaßte Fähndrich Veit, der ſie ſchwenkte und jach riß er das Fenſter weit auf und rief: Glück auf, Herr Fähndrich — Glück auf zu dem ſchmucken Thorwartstöchterlein! Auf dieſen Ruf wandte der Fähndrich ſeine Augen nach dem Fenſter, und wie erſtaunte er, als er den Schäfer Martin in der Sturmhaube und leinenem Kittel erblickte. Vermaledeiter Hund, biſt du ſchon oben und haſt mir dein Wort gebrochen — willſt mir die Dirne ablaufen, die ich dir verrathen? Aber die Antwort war ein Pfeilſchuß, der ihm die Fahne zerriß, und der Fähndrich merkte, daß ſein treuloſer Kamerad ſich zu dem Feinde geſchlagen. Jetzt ſchwankte das Fähnlein auf die Seite und ein Sturmbock auf Karren vorgeſchoben ſtieß mit mächtigem Getöſe an das Thor, bis es mit Krachen zu-

ſammenbrach. Immer noch hatte Martin gehofft, das Thor werde länger den Stößen widerſtehen, jetzt lag es plötzlich in Trümmern und die Mannſchaft im untern Stock war ſchon das Städtlein hinauf geflohen. Da galt es, noch dem Feinde zu entkommen, und Martin eilte, ſeine Hellebarde ergreifend, die Stiege herab und ſprang eben aus dem untern Stock über die letzten Staffeln, als ſchon vor und mit ihm die Stürmenden das Städtlein hinauf eilten. Aber in dieſem Augenblick ſchrie eine Stimme dicht hinter ihm — halt den verfluchten Buben! s'iſt der Schäfer Martin, er hat zu den Wirtembergern gehalten und auf uns geſchoſſen! Schlagt ihn nieder — drauf! Und gleichzeitig mit dieſem Ruf ſprang der Eßlinger Fähndrich, der dieſe Worte geſchrieen gegen Martin mit gezücktem Degen und brüllte weiter: Verdammter Hund, du biſt mir ins Netz geſeſſen, fahre zur Hölle! damit ſtach er nach Martin; der aber ſprang auf die Seite und ſtieß ihm die Hellebarde mit ſolcher Gewalt in die Seite, daß die Spitze zum Rücken hinausdrang — da, vermaledeiter Mägdleinsjäger — haſt du deinen Lohn — ich will dir dein Großmaul ſtopfen! ſchrie er, und ehe noch die Städtiſchen an ihn gerathen konnten, ſchlug er nach allen Seiten um ſich und erreichte glücklich das Burgthor. Wohl mochte es noch einen heißen Kampf abſetzen, bis die obere Burg genommen, aber die Uebermacht war zu groß, keine Ausſicht mehr vorhanden, länger als wenige Stunden dem Feinde Stand zu halten, und deßhalb ließ der

Burgvogt schnell alles Kriegsgeräthe auf den Hof bringen und anzünden. Dann nahm er alle wichtigen Pergamentrollen und Kleinodien, die auf die Veste geflüchtet waren, zu sich und vertheilte sie unter die Hauptleute, und stieg mit seinen Rotten und Allen, die nicht kampfunfähig geworden, in den unterirdischen Gang. Ihm voraus hatte Martin seine Magdalene und ihren Vater geführt, und als die ersten Feinde das Thor erbrochen, war die Mannschaft auf ihrer Flucht schon unten am Fuß des Berges. Verwundert standen die ersten Feinde, als sie den Hof leer fanden und bis auf die Schwerverwundeten Alles wie ausgestorben war. Hoch loderten die Flammen der angezündeten Kriegsgeräthe auf und lange dauerte es, bis sie sich getrauten in das Schloß selbst zur Plünderung einzutreten, da sie eine schlimme Kriegslist argwohnten. Endlich, als auf allen Seiten die Mauern erstiegen waren und sie die Verwundeten bei Gefahr des Lebens bedrohten, ihnen Kunde zu geben, wo der Burgvogt mit seinen Kriegsleuten hingekommen, gestanden diese es ein und offenbarten, daß Alles durch einen Gang sich geflüchtet, aber wohin dieser führe, wüßten sie nicht. Nun brach der Grimm nur um so wilder aus, und als der Herr von Weinsberg in den Schloßhof einritt und ihm Alles verkündigt war, so befahl er, vom halbverbrannten Schloß Richtenberg an Alles, Städtlein und oberes Schloß in Brand zu stecken und alle Mauern und Thürme zu brechen. Acht Tage dauerte die Arbeit der Verwüstung, und

als nun die Veste zerstört war, da gab der Kaiser das Wirtemberger Land dem Grafen Conrad als kaiserlichem Landvogt zur Verwaltung. Der Burgvogt aber war mit seinem Häuflein unter Martins Begleitung nach Burg Eberstein an der Murg gezogen, welches Schloß dem Vetter Eberhards, Markgrafen Rudolph von Baden, gehörte.

An einem trüben December-Abend des nächsten Jahres wandelte wieder ein Geselle in Schäfertracht mit einem Hunde vor dem Thurm zu Besigheim auf und ab. Er hatte die Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen und seinen mit Wolle gefütterten Mantel dicht um sich geschlagen. Wiewohl er schon eine Stunde in dem tiefen Schnee auf- und abgewandelt, hatte er doch noch keine menschliche Seele erblickt. Endlich eilte eine junge Dirne über den Zwinger und er pustete, um ihr ein Zeichen zu geben, daß sie nach ihm umblicke. Werthes Kind! sprach er — ich hätte ein paar Worte mit dem Zwerg zu reden, der in diesem Thurme seine Behausung hat, denn ich bin ein Schäfer und bringe ihm von Zeit zu Zeit allerlei getrocknete Kräuter, woraus er nach der Sitte des Morgenlandes heilsame Tränklein kocht. Thut mir den Gefallen zu sagen, wo ich ihn treffe, denn das Wetter ist unfreundlich und ich habe noch einen weiten Weg, will ich vor Mitternacht heimkehren, um meinem Weibe einige Pfenninge zu bringen, die ich erlöst. Aber was thut man nicht in dieser harten Zeit! Mit Theilnahme betrachtete das Mägdlein den Schäfer

und seinen vor Kälte zitternden Hund, der, den nassen Schweif eingezogen, neben ihm stand. Wenn Ihr, sprach sie, den Zwerg kennt und mit ihm zu schaffen habt, so will ich Euch gerne zu Diensten seyn, obwohl derselbe mit Niemanden gerne Gemeinschaft hat — wartet nur dort drinnen in dem kleinen Gemach an der Stadtmauer bei meiner alten Mutter, bis ich Euch Nachricht bringe, ob es dem Zwerg genehm ist, Euch zu sprechen. Mit diesen Worten führte sie ihn nach der Thüre ihrer Wohnung und eilte dann davon. Nach kurzer Weile klopfte sie ans Fensterlein und brachte die Nachricht, daß der Zwerg an der Zugbrücke stehe und seiner warte, worauf Martin hastigen Schrittes demselben entgegen eilte. Beim ersten Blick hatte ihn der Zwerg erkannt, zumal Martin ihm den Ring des Grafen vorhielt, um ihn desto besser zu überzeugen, daß sich eine treue Seele nahe. Bist lange ausgeblieben, sprach der Zwerg, und der Graf hat manchmal gefragt: hat sich denn der Schäfer nicht mehr blicken lassen, seit die Veste Asperg erobert? — vielleicht ist er gar verunglückt? — nun desto besser! Damit führte er Martin über die auf ein Zeichen herabgelassene Zugbrücke und in das Innere des Gemaches. Vor der Thüre hieß er ihn warten, bis er dem erlauchten Gebieter seine Ankunft gemeldet hatte, und nach wenigen Augenblicken ließ er ihn eintreten. In einen reichen Zobelpelz gehüllt stand Graf Eberhard in dem von einer Lampe erleuchteten Gemach und ging Martin einige Schritte entgegen, der sich tief

verbeugte und die Pelzmütze zwischen den Händen hielt. Was bringst du mir treuer Geselle — begann er — will hoffen, keine Hiobsmähre, denn die habe ich zur Genüge durch meine Kundschafter erfahren — wahrlich mein Glück liegt in Trümmern — aber nicht meine Hoffnung, noch mein Muth. Ich weiß, daß mein ganzes Land, bis auf wenig Burgen in den Händen meiner Feinde und daß viele Städte sich ganz von mir losgesagt haben, um freie kaiserliche Reichsstädtlein zu werden. Die Stadt Markgröningen hat den Anfang gemacht, hat einen Schultheißen erwählt und sich frei erklärt von aller Steuer gegen Jedermann, außer gegen den Kaiser. Und wie sie, also handelten die Städte Stuttgart, Waiblingen, Leonberg, Schorndorf, Neuffen und Backnang. Der Kamm ist ihnen geschwollen und es hat ihnen gelüstet, Schwestern zu heißen von Eßlingen, Reutlingen und Ulm. Auch meine tapfern Waffenbrüder können ihr Schwerdt nicht mehr für mich ziehen, denn der Graf Ulrich von Schelklingen konnte mir nur die Burg Zwiefalten retten, und der treue Graf von Oettingen ist selbst landesflüchtig und ißt im Kloster Kaisersheim das Brod der Noth und Trübsal. Erlauchter Graf! fiel ihm Martin in die Rede — ich denke, die Zeit der egyptischen Plagen ist vorüber, denn ich bringe Euch frohe Kundschaft. Euer Todfeind, Kaiser Heinrich, der die Reichsacht über Euch ausgesprochen — ist nicht mehr unter den Lebenden. Auf seinem Kriegszuge nach dem Lande Italien hat ihn ein Priester

mit der Hoſtie vergiftet! Wie? rief der Graf und ſeine Geſtalt erhob ſich, ſein Auge funkelte, wie ein Wetterleuchten flog es über ſeine Stirne — haſt du Wahrheit geredet — Heinrich iſt todt — ha! das iſt der ſchönſte Lichtſtrahl, der in die Nacht dieſes Thurmes fällt, der mich wie ein Grab umfängt. So iſt es bei allen Heiligen, entgegnete Martin — geſtern kam die Kunde von Stuttgart nach Markgröningen, und mit ihr die Nachricht, die von Mund zu Mund geht, daß das Kriegsvolk der Städter auseinander laufe, welches das Land beſetzt hielt, da jede Stadt ſich nichts Gutes verſehe und ihre Gewaffneten zurückrufe in ihre Mauern. Dann iſt es Zeit, rief der Graf, daß ich aus meinem Dachsbau krieche und meinen Feinden die Zähne weiſe! Ha! bald ſollen ſie erfahren, daß „Gottes Freund und aller Welt Feind“ wieder die Schwungfedern gewachſen, und ich will dieſe Sperber verſcheuchen und ſie ſtoßen, daß ſie nicht wiſſen, wohin ſie vor mir ſich verbergen. Ja, die jetzige Zeit kommt mir juſt gelegen, denn bis ein neuer Kaiſer gewählt wird und die Fürſten ſich einigen, wem ſie die Krone aufſetzen wollen, geht es bunt durcheinander. Jetzt gehe, mein wackerer Geſelle! ich muß allein ſeyn mit meinen Gedanken und Planen, denn das Hirn zerſpringt mir faſt von tauſend Entwürfen. Wenn meine Fahnen wieder flattern, dann hoffe ich, dich wieder zu ſehen an meiner Seite und indeſſen nimm einen Zehrpfennig von deinem Herrn, du haſt ihn wohl an mir verdient! Er ging an ein

Käſtchen von Ebenholz mit Elfenbein verziert, öffnete es und drückte Martin eine Handvoll Goldgulden in die Rechte. Alſo verließ Martin reichlich beſchenkt ſeinen Grafen und eilte in das Städtlein, dort ſich eine Herberge zu ſuchen, und des andern Tages begab er ſich wieder nach Markgröningen, wo er ſeine Magdalene und ihren Vater untergebracht hatte und bei denen er ein- und ausging. Dann aber wandte er ſich nach Burg Eberſtein und brachte dem Vogt Walther und deſſen Kriegsleuten die Nachricht, daß er den Grafen geſprochen und dieſer ſtündlich wieder hervorbrechen werde, ſein Land zu erobern. Es waren auch keine vier Wochen um, da wurde es im ganzen Lande unruhig. Aller Orten war die Kunde erſchallt, der Graf Eberhard iſt wieder da, und täglich ſammeln ſich neue Fähnlein Kriegsleute um ihn, die ſein Vetter, der Markgraf, geworben. Auf dieſe Kunde rüſtete ſich Alles in den Burgen der treuen Vaſallen und bei ſeinen alten Bundesgenoſſen, den Grafen Egino von Freiburg und Andern. Und ſo war es auch — Graf Eberhard ſtieg aus ſeinem Thurme zu Beſigheim — ſein Blut kochte, Rache zu nehmen an ſeinen Feinden, und kaum hatte er die erſten Zuzüge erhalten, ſo zog er von Städtlein zu Städtlein und eroberte ſie mit Gewalt oder gütlichem Vergleich. Bei der erſten Nachricht, daß der Graf im Felde ſtehe, eilte ihm der Vogt Walther zu Hülfe und mit ihm zog Martin. Noch war Markgröningen, Waiblingen und Stuttgart von den Eßlingern beſetzt und darum

besuchte Martin nur heimlich zuweilen seine Braut. Als er Abschied von ihr nahm und ihr seine Absicht kund that, wieder die Hellebarde zu ergreifen für seinen Landesherrn, da weinte das Mägdlein wohl manche bittere Thräne, aber dennoch hielt sie ihn nicht zurück, denn ihr Bräutigam stand in gar hohem Ansehen bei ihr, seit er vom Asperg aus sich als Vertrauter des Grafen ihr gezeigt hatte. In dunkler Nacht begleitete sie ihn eine weite Strecke — tausend heiße Küsse besiegelten die Trennung, und zu Hause angekommen lag sie die ganze Nacht auf den Knieen, die Mutter Gottes anzuflehen, daß sie ihren Herzgeliebten in ihren Schutz nehme und glücklich wieder in ihre Arme zurückkehren lasse. Es war gegen Ende des Augustes — der Krieg war fast zu Ende, nur noch wenige Orte hielten die Eßlinger besetzt, unter diesen auch Markgröningen. Nach einem kurzen Widerstande öffnete die Stadt ihre Thore und neben seinem erlauchten Grafen schritt Martin, eine wirtembergische Fahne tragend, stolz und fröhlichen Muthes einher. Trommeln, Pfeifen und Trompeten bliesen lustige Stücklein, und aus allen Häusern grüßten die Bürger mit ihren Weibern und Töchtern den rechtmäßigen Herrn und hatten überall Kränze gewunden und über den Thüren aufgehängt, um wieder zu Gnade zu gelangen. Und als der Graf mit seinen Reisigen und Landsknechten nun auf dem Marktplatz angelangt war und Martin auffah rings nach den Häusern und offenen Fenstern, da hätte er fast vor Freude aufge-

ſchrieen, denn im Sonntagsputze, ein knappes ſchwarzes Mieder um die ſchlanke Hüfte und die kaſtanienbraunen Haare in zwei reiche Zöpfe geflochten, winkte ihm Magdalene aus einem gegenüberſtehenden Fenſter des dritten Stockes und warf einen Kranz weit heraus über die bunte Menge des Kriegsvolkes, daß er Martin faſt zu Füßen fiel. Haſtig ſprang er darnach, hob ihn auf und knüpfte ihn an ſeine Fahne. Indeſſen hatte der Graf den Kranz fliegen ſehen und als er nun abgeſtiegen war, um auf dem Rathhausſaal einen Imbiß einzunehmen und vor dem Fähnlein vorüber ſchritt, an deſſen Spitze Martin ſtund, da gewahrte er den Kranz an der Fahne und lächelte: Martin, mein wackerer Geſelle — das iſt gewiß ein Gruß von deiner Liebſten! Wohlan, er ſoll mich erinnern, daß ich dir eine Gabe ſchuldig bin zu deiner Hochzeit. Darum komme mit mir und nimm Platz an der Tafel — mein Freudentag ſoll auch deiner werden!

Darauf wendete ſich der Graf gegen einen ſeiner Ritter und ſtieg im halblauten Geſpräch mit dieſem die Rathhausſtiege hinauf. Kaum hatten die vornehmen Gäſte ein halb Stündlein Platz genommen, bedient von den geſchäftigen Rathsherren, die mit ſilbernen Kannen und Bechern auf- und abſprangen, und Martin wäre gar zu gerne davon geſchlichen, um ſich an die Bruſt ſeiner Magdalene zu werfen, denn nun war ja Alles vorüber, was ihn abgehalten hatte, ſie zum Weibe zu nehmen. Da auf einmal öffnete ſich die Saalthüre und herein trat, begleitet vom

Schultheißen der Stadt, Magdalene, ihr betagter Vater und ein Priester. Tief verschämt stand das Mägdlein, aber der Schultheiß zog sie an der Hand gegen die Tafel zum Grafen und dieser stand huldreich lächelnd auf, küßte das Mägdlein auf die weiße Stirne und sprach: liebes Kind, du wirst wohl ja! sagen, wenn ich dir einen redlichen Gesellen zuführe als Ehegespann — komm Martin, trete heran, der Priester soll Euch zusammengeben und einsegnen und ich will der Zeuge seyn auf deiner Seite, während der Schultheiß die Stelle einnimmt bei deiner Braut! Und als Hochzeitgeschenk von mir soll der Schreiber des Rathes alsofort eine Urkunde ausstellen, auf daß du fortan sollst der Stadtschäfer werden und Obermeister der Schäferzunft in der Stadt Markgröningen. Dazu schenke ich dir 400 Stück Schafe und was deine Hauseinrichtung und Zubehör betrifft, das soll mein Seckelmeister auf sich nehmen, sowie alle Kosten der Zeche für die Hochzeit. Zum ewigen Gedächtniß aber schenke ich dir die Fahne so du getragen, und alle Jahre an diesem Tage soll die Schäferzunft einen Gedenktag begehen mit Trommel- und Pfeifenklang, mit Gesang und Tanz! Darauf segnete der Priester das Pärlein ein und der Graf ließ sie neben sich Platz nehmen an der Tafel und die Fahne hinter Martin aufhängen an der Wand. Und als die Tafel vorüber war, da traten alle Ehefrauen ein derer vom Rath und anderer ehrbarer Bürger und ihre Töchterlein, und der Graf nahm Magdalene, die glückliche

Braut, an und der Hand begann mit ihr den Ehrentanz. Vor ſtolzer Seligkeit wußte das Mägdlein nicht wie ihr war, denn jeder der edlen Herren wollte einen Tanz mit ihr machen, und die Ehre an der gräflichen Tafel zu ſitzen und ihren Martin ſo hochgeehrt zu ſehen, das Alles däuchte ihr ein wunderbarer Traum, aus dem ſie jeden Augenblick zu erwachen befürchtete. Erſt, als ſie lange nach Mitternacht mit ihrem Bräutigam nach dem Gemach in des Schultheißen Haus ging, welches für ſie auf Befehl des Grafen war hergerichtet worden, lehnte ſie ſich an ihren Martin mit vor Wonne feuchten Augen und ſprach: Martin! träume ich oder iſt es Wahrheit Alles das, was ich heute erlebet — biſt du es wirklich, der mich in ſeine warmen Arme ſchließt, du mein geliebter Martin? oder iſt es nur ein Bild meiner innerſten Gedanken, die wie feurige Funken in meinem Kopfe glühen — und wenn Alles, Alles wahr — wie habe ich, das arme Mägdlein, es verdient, Antheil zu nehmen an der Huld, Gnade und Ehre, die dir iſt zu Theil geworden? Da lächelte Martin und küßte ſie inniglich — Magdalene! du mein liebwertheſtes Weib — du träumſt nicht, ſondern Alles, was du geſehen und erlebt, hat ſich in der That ſo zugetragen — wir haben unſern Ehrentag gefeiert durch die Huld unſeres erlauchten Landesherren — er hat dem Glück unſerer Liebe ein Feſt bereitet, als wären wir von edlem Stande und ewig ſoll uns dieſer Tag ein Gedächtniß bleiben! Da ſchmetterten drunten unter den

Fenstern die Zinken und Hörner der Landsknechte ihrem Kameraden eine lustige Weise zum Schlafengehen, daß Magdalene vor Freude hoch aufsprang und bald fand das Hochzeitslager ein glückliches Paar, das in Himmel enthoben zu seyn glaubte. Des andern Tages ward die Nachhochzeit gefeiert. Trommeln und Pfeifen der Städtwache erschollen vor dem Rathhause, dann bildete sich der Festzug. Voraus demselben schritten die Pfeifer der Schäferszunft-Lade mit Schalmeien und Querpfeifen und spielten einen Schäfermarsch. Dann folgte die Fahne von Martin getragen, die der Graf ihm geschenkt. Draußen vor dem Thore auf dem Stoppelfelde bildeten die Schäfer und Schäferinnen einen Kreis und die Bursche und Mägdlein liefen mit bloßen Füßen über die Stoppeln nach einem 300 Schritte entfernten Ziele, wo die Musik aufgestellt war und der Preis der Wettläufer. Derselbe bestand aus einem mit Bändern und Blumen geschmückten Hammel und einer Krone aus Flittergold, welche den Siegern aufgesetzt wurde. Darauf begann der allgemeine Reigen, welchen Martin mit seinem jungen Weibe eröffnete. Es war ein heiteres Fest, zu dem das ganze Städtlein sich eingefunden und dauerte bis zum Einbruch der Nacht. Dann warf zum Schlusse noch der Seckelmeister der Zunft unter das Volk Schnürnestel, um welche sich alles balgte, als Festschmuck es zu tragen. Noch heute bildet dieser Schäferlauf ein Volksfest in Markgröningen am 24. August,

zu dem aus Nah und Fern die Schäfer mit ihren Weibern und Kindern und vieles Volk herbeiſtrömen, es nach alter Sitte zu feiern.

VIII.

Kloſter Gnadenzell

zu Offenhauſen.

Am Fuße des in naturhiſtoriſcher Beziehung merkwürdigen Sternbergs, liegt der Krondomänial-Weiler und Geſtütshof Offenhauſen oder das ehemalige Kloſter Gnadenzell. Von dem alten Kloſter iſt Nichts mehr übrig, als die uralte Kirche, welche längſt als Strohmagazin dient. Der ſogenannte Wendenbau, in dem einſt die Kloſterfrauen wohnten, iſt bereits ſeit 1765 abgebrochen und an ſeine Stelle trat eine Wohnung für die Stallknechte. Im ehemaligen Kloſtergarten entſpringt aus Felſen, in drei klaren Quellen, die Lauter, und treibt alsbald eine Mühle. Bald nach ihrem Urſprung erhält die Lauter mehrere Zuflüſſe, und wird ſchnell das anſehnlichſte Albflüßchen dieſes Namens. Das Thal, durch welches ſie nach ihrer Verſtärkung fließt, iſt ſehr eng, ja geht an manchen Stellen, beſonders gegen den Ausgang, durch vortretende Felſen ſo ſehr zuſammen, daß man glaubt,

es schließe sich, und man nur noch auf einem schmalen Fußpfad hindurch kommen kann. Das ganze Albgebirg hat kein so romantisches Thal aufzuweisen, wie dieses; bald gehen wir durch Dörfer mit lieblichen Gründen, bald unter dunklen Waldpartieen, bald treten uns Felsen in den Weg, auf deren Stirne alterthümliche Schlösser und Burgruinen ragen, deren man 14 auf einer Strecke von 11 Stunden zählt, denn so lange dauert die Thallänge mit ihren Krümmungen, bis die Lauter bei Neuburg in die Donau mündet.

Das Kloster zu Offenhausen wurde im Jahr 1258 gestiftet. Die Veranlassung zur Gründung soll dieselbe gewesen seyn, welche das Kloster unter Hohenzollern ins Dasein rief. Als Kaiser Friedrich II., der Staufer, wegen neuer Unruhen, die in seinem Erbreiche Sizilien ausbrachen, zu einer Fahrt dahin aufs Neue seine Vasallen aufbot, da weigerten sich die Herren von Lupfen, Zollern, Gundelfingen und Neufen, mit ihm zu ziehen, weil er gegen die Kirche streiten wollte. Friedrich war erbittert über diesen Ungehorsam, und wollte sie nun züchtigen. Da baten die Herren um Gnade, aber der Kaiser wollte Nichts von Begnadigung, selbst als sie ihm ihre Schlösser zur Sühne anboten. Statt nun die Herren am Leben zu strafen oder aus dem Reiche zu jagen, legte er ihnen eine für sein und ihr Seelenheil nützliche Buße auf: sie sollten an irgend einem Ort ihrer Herrschaften ein Kloster für 72 Jungfrauen bauen. Nach dem Rathe eines Canonikus aus Speier, wählten nun die Herren einen den Edlen von

Lupfen gehörigen Weiler, welcher seinen Namen Offenhausen daher führte, weil bei seiner Gründung Leute von überall her und von allerlei Sinn und Wandel, böse und gute, wie in ein offenes Haus als Insaßen aufgenommen worden waren. Wirklich war auch in Folge dessen der Weiler sehr verrufen wegen seiner schlimmen Einwohner, und es däuchte den Stiftern passend, gerade hier eine geistliche Niederlassung zu gründen, um den durch seine gottlosen Insaßen gleichsam entweihten Boden wieder zu heiligen. Hier, wo bisher der böse Geist gehaust hatte, sollte nun ein Gotteshaus gegründet werden. Kaiser Friedrich befahl, den Ort mit der Kirche zu zerstören und die losen Leute auseinander zu jagen. Im Jahr 1258, und nicht im Jahr 1250, wie der alte M. Crusius meint, wurde der Bau angefangen, denn erst in diesem Jahre übergeben Ulrich, Domherr zu Straßburg, sowie Berthold, Eberhard, Heinrich und Hugo, Gebrüder, Söhne Heinrichs, weiland Stifters von Lupfen den Nonnen zu Kenhausen (?) ihre Besitzungen zu Offenhausen, nebst dortigem Kirchensatz, nach dem Willen ihres Vaters, unter der Bedingung, daß diese Nonnen in Offenhausen ihren Sitz nehmen sollen. Rasch ging der Klosterbau vorwärts, denn Reiche und Edle steuerten mit mildem Herzen und offenen Händen, und die Armen waren mit ihrer Hände Arbeit thätig. Nur die Insaßen zu Offenhausen waren übel damit zufrieden, und wollten lange nicht vom Platze weichen, bis sie dazu gezwungen wurden. Bald stand eine neue Kirche

da; der h. Jungfrau zu Ehren, und Wohnungen für die Nonnen stiegen an der Stelle des ehemaligen Sodoms empor. Zum Dank gegen die Himmelskönigin für die Beförderung des neuen Werks gab man dem neugegründeten Kloster den Namen S. Marien-Gnadenzell. So lange die neue Kirche nicht völlig ausgebaut war, blieb St. Pankratius, der Patron der alten Kirche, in seinem Heiligthum. Aber auch nach Vollendung der neuen schonte man die alte Kirche mit dem Kirchhof, weil die in der Gegend zerstreuten Offenhäuser, so wie die Einwohner von Onastetten, die vorher hier eingepfarrt waren, ihres Ganges dahin gewohnt, noch immer bei dem h. Pankratius lebend und todt seyn wollten. Von dieser immer fortdauernden Frequenz kam es auch, daß der schöne Name Gnadenzell den alten Namen Offenhausen nie recht verdrängen konnte.

Bis die Wohnungen für Nonnen völlig eingerichtet waren, lebten Dominikaner-Mönche daselbst, die wahrscheinlich den Bau leiteten, oder vielmehr das Almosen-Amt für denselben besorgten. Wohl wären diese gern selbst dageblieben, aber der benachbarte Adel, welcher so reichlich gespendet hatte, drang auf die Erfüllung des ursprünglichen Zwecks. Erst, als diese gewichen waren, wurden die Schenkungen durch die Stifter feierlich vollzogen. Das geschah im Jahr 1262, da Herr Berthold und Eberhard, die Edlen von Lupfen, durch Geschrift kund und zu wissen thun, „daß sie dem Convent zu Offenhausen geben haben und jetzund

geben ihre Besitzung an demselbigen Ort und Statt gelegen, zu Hülf und Trost unser, auch unser Eltern Seelen, mit aller ihrer Gerechtsame zu besitzen u. s. w." Ihnen folgten später Schenkungen von Seiten der Herren von Neufen und Grafen von Zollern. So schenken im Jahr 1268 die Edlen Bertold und Albert von Neufen dem Kloster einen Hof zu Lonsingen, und mehrere Jahre nachher, eignet ein Graf Friedrich von Zollern den Klosterfrauen sein Gut zu Engstingen. Solche Begabungen von Seiten der Herren von Neufen und von Zollern in den ersten Zeiten mögen den späteren Chronisten Veranlassung gegeben haben, anzunehmen, daß diese Herren Mitstifter des Klosters gewesen.

Jetzt traten Töchter von den edelsten Familien in Gnadenzell als Nonnen ein. Eine Anna, Tochter des Grafen Hartmann von Wirtemberg-Gröningen, welche den Schleier wegen der Gefangenschaft des Vaters anlegte, wird später unter ihnen genannt. Anfangs scheinen die Nonnen nach der Regel der sogenannten Beguinen gelebt, bald aber eingesehen zu haben, daß sie solcher Gestalt auf die einträgliche Achtung von Seiten der Welt keine große Rechnung machen durften. Der Bischof von Konstanz schickte ihnen die Regel des h. Augustins, d. h. mit andern Worten: er verband sie zu gemeinschaftlicher Wohnung und Gottesdienst, ohne die strenge Verpflichtungen der übrigen Orden. Pabst Alexander IV. bestätigte sie darin, und ertheilte ihnen viele Freiheiten im

Jahr 1262. Sie fanden aber bald, wie mehrere andere Kloſterfrauen, daß ſie nur unter dem Schutz der Predigermönche gedeihen könnten; darum trugen ſie wohl jetzt ſelbſt ihren Stiftern das Geſuch vor, unter die Predigermönche geſtellt zu werden; denn im Jahr 1278 entbieten Berchtold und Eberhard, Gebrüder, Herren von Lupfen „ihrem allerheiligſten Vater und Herren, des heiligen Stuhls Pabſt, mit Ehrerbietung billigen und ſchuldigen Kuß ſeiner heiligen Füße — da ſie zu Ehren Gottes und ſeiner allerheiligſten Gebärerin Kirche und Kloſter, das genennet wird Gnadenzell, mit Wäldern, Aeckern und allem Andern, einem Kloſter nothdürftig, aus göttlicher Hülfe geſtiftet haben, ſo erſuchen ſie ſeine Heiligkeit, den Schweſtern, die daſelbſt dienen, den Orden und die Regel der Predigermönche zu geben; wann aber ſie die Prediger ſich beſchwert fühlen, daß ihrem Orden die vorgeſchriebenen Schweſtern eingeleibt würden, ſo erbitten ſie ſeine väterliche Heiligkeit, daß ſie den genannten Predigern auferlege, in ſolche Einleibung den Schweſtern in ihren Orden zu willigen.“ Wie die Herren von Lupfen als Schirmherren beim Pabſt für die Frauen zu Gnadenzell in geiſtlichen Dingen intervenirten, ſo fuhren ſie auch fort, für das leibliche Auskommen der Nonnen von Gnadenzell zu ſorgen. So übergaben im Jahr 1302 Heinrich von Lupfen, Dekan der Kirche zu Straßburg, Eberhard, Graf von Stühlingen, ſein Bruder, Bertold, Chorherr zu Straßburg, Eberhard und Hugo, Söhne des Grafen Eberhard,

und Heinrich von Lupfen, deſſen Brudersſohn, „aus Liebe, ſo ſie und ihre Vorfahren zu den geiſtlichen Frauen, Priorin und Convent zu Offenhauſen und ihrem Kloſter Predigerordens, haben und vorgehabt haben — lauter und ſchlecht, um Gotteswillen, die Lehenſchaft der Kirche des Dorfs Offenhauſen, die ihnen zugehörig.“ Eine bedenkliche Clauſel fügten die Herren bei: „und wollen wir, daß Priorin und Convent die genannte Lehenſchaft und deren Gerechtſame nit Macht haben ſollen in keinerlei Geſtalt zu verkaufen, zu verſetzen, zu vertauſchen, hinzugeben oder zu verändern, und ob ſie anders würden handeln, daß alle Gerechtſame mit der Lehenſchaft und den Gütern in dem Dorf und Bau Offenhauſen ſoll wiederkommen zu ihren Erben oder ihnen mit voller Gerechtigkeit.“ Faſt könnten wir aus dieſer Clauſel ſchließen, daß die Begaber nicht ſehr der guten Haushaltung der Nonnen trauten. Ihre Vorſicht erſcheint gerechtfertigt, denn 100 Jahre ſpäter wurde, wie ſich Felix Fabri ausdrückt, der ſelbſt eine zeitlang Beichtiger bei den Nonnen geweſen, die Gnadenzelle „wieder ein Offenhauſen und Affenhauſen“, was ſeiner erſten Beſtimmung nach ein Beſchloſſenhaus hätte ſeyn ſollen. Wie die Nonnen nur eine Zeit lang auf ihrem Sigill die Aufſchrift Gnadenzell führten, aber, als daſſelbe abhanden kam, auf einem neuen wieder der alte Name Offenhauſen erſchien, ſo kam gar bald die gute Zucht im Kloſter abhanden, denn der böſe Geiſt der Dorfbewohner erbte ſich auch auf die geiſtliche Niederlaſſung fort.

Dazu halfen freilich hauptsächlich die vielen Besuche der späteren Herren von Lupfen, von denen namentlich Töchter und Basen in Offenhausen eine angenehme Versorgung fanden. Aber auch Andere, die sich nur entfernt zur Familie der Stifter zählten, wollten sich, gleich den Schirmherren, nicht das Recht nehmen lassen, im Kloster einzukehren. Sie kamen nie einzeln, sondern brachten immer ihre lustigen Gesellschafter mit. Da gab es Mahlzeiten, Trinkgelage und Tänze, die oft die ganze Woche hindurch dauerten; da gab es bald Aufwieglungen gegen die strenge Mutter Priorin, und jeder Besuch dieser Art hinterließ neuen Zunder zur Unzufriedenheit und zum Ungehorsam. Die Junkherrn versprachen ihren Basen und Freundinnen die kräftigste Unterstützung gegen jeden Versuch, sie in der Ordnung zu erhalten. Die Zucht und Schamhaftigkeit war bei den Nonnen so sehr zerfallen, daß sichs jede junge Nonne zur Schande gerechnet haben würde, wenn sie mit keinem Liebhaber angebunden hätte. Wenn dann bei der einen oder andern Nonne die schlimmen Folgen des verbotenen Umgangs sichtbar wurden, so zog dieß nichts Anderes nach sich, als kurze Entfernung aus dem Kloster, „damit die Wände nicht (von Kindern) beschrien würden.“ Die ganze Strafe für so thane weibliche Schwachheit bestand in nichts Anderem, als in einem kleinen Douceur für den bischöflichen Vikar zu Konstanz. Unter den Junkherren, die in das Kloster zu Offenhausen wandelten, soll auch der junge Graf Eberhard im Bart zu Urach gewesen seyn, ja er soll sogar

mit der Frau Priorin Buhlſchaft getrieben haben. Aber er war es auch, der, den ſittenloſen Zuſtand der Nonnen am beſten kennend, ums Jahr 1463, nachdem er ſelbſt zur Beſinnung gekommen war, ernſtlich darauf bedacht war, der Unzucht unter den Nonnen zu Offenhauſen ein Ende zu machen. Er kam in eigner Perſon dahin, hielt ihnen eine ſtrenge Strafpredigt, und ſtellte den Nonnen die Nothwendigkeit vor, ſich zu beſſern. Sie verſprachen hoch und theuer, Buße zu thun; aber ſobald er dem Kloſter den Rücken kehrte, ging das alte Luderleben wieder an. Da ließ Graf Eberhard aus einem wohlhabenden geordneten Kloſter zu Pforzheim 5 Muſternonnen kommen, um durch gutes Vorbild eine beſſere Zucht unter den Frauen wieder herzuſtellen. Allein ſie wurden gleich Anfangs mit böſen Geſichtern aufgenommen, mit aller erdenklichen Bosheit mißhandelt, und durch Hunger gequält, daß ſie, allen Zuſpruchs eines ſie beſuchenden Carthäuſers ungeachtet, es nur einen Monat lang aushielten, und dann unter tauſend Beſchuldigungen, Flüchen und ſchallendem Gelächter der ſaubern Schweſtern abzogen. Von nun an war der Taubenſchlag wieder geöffnet, und loſe Prieſter, Mönche und Ritter fanden wieder Eingang in dem offnen Hauſe der noch ſchlimmer gewordenen Himmelsbräute. Graf Eberhard legte nunmehr eine eigentliche Sperre an das Kloſter; er verbot jedem männlichen Fuße den Tritt in dasſelbe, und als auch das nicht half, ſo beſchloß er, es ganz eingehen zu laſſen, und verbot ferner

Novizen anzunehmen. Fünfzehn Jahre später ging er abermals an das Werk und erschien wieder im Kloster. Dießmal schien er gegen alles Flehen der Nonnen unerbittlich, und war taub gegen ihre Betheurungen, daß sie von nun an sich bessern wollen. Um Alles aber wollten sie keine Reformirschwestern mehr annehmen, denn die Nonnen von Pforzheim hätten ihnen allen Wein ausgetrunken und alles Vieh weggeschlachtet, und sie in Mangel und Armuth gebracht. Endlich ließ sich der Graf doch erweichen, und schickte nach ihrem eigenen Wunsche einen alten ehrlichen Beichtvater, Namens Johann Maier, der die verwahrlosten Lämmer wieder auf die rechte Bahn leiten sollte. Aber Alles, was dieser ausrichtete, war, daß er sie das Chorsingen lehrte. Sonst plagten sie ihn mit allen erſinnlichen Bosheiten, legten ihm Hafenscherben, Teller und andre Gegenstände auf die Treppe, um zu hören, wann er käme, und um die verbotenen Dinge bei Zeiten wegschaffen zu können. Der alte Mann erkrankte und mußte weggeschafft werden; sein Nachfolger, Hans Butzenstengel, wurde beschuldigt, daß er aus der Beichte schwatze, und wurde auch bald weggebissen. Nun traf Eberhard ernstere Maßregeln gegen die Nonnen. Zuerst hatten sie den Vorwurf auf sich geladen, daß sie nur wenige Schwestern aufnehmen, um desto bequemer schwelgen und sich's wohl seyn lassen zu können; sie schlugen nun den entgegengesetzten Weg ein, und suchten das Wetter dadurch von sich abzuwenden, daß sie schnell Töchter

vom benachbarten Adel annahmen, um an dieſen eine Stütze zu finden. Der Graf unterſagte es, aber die Nonnen wurden immer erbitterter. Bereits verlautete, daß der Ordens-Provinzial im ganzen Land herumreite, um in den Klöſtern, wohin die Nonnen einzeln geſteckt werden ſollten, Plätze auszuſuchen; bereits waren Abgeordnete nach Schlettſtadt abgereist, um Reformirſchweſtern zu holen. Da ſchafften die Nonnen alle Kleider, Betten, Hausrath aus dem Kloſter, wozu ihnen ihre früheren Buhlen heimlich auf alle Art und Weiſe behülflich waren. Was ſie nicht wegbringen konnten, verſteckten oder vergruben ſie, oder verkauften ſie es um ein Spottgeld z. B. eiſerne Tiegel, und kauften dafür ſüße Weine oder Früchte. Noch zu rechter Zeit brachte der Graf Kelche und anderes Kirchenſilber ſammt den Pergamentbriefen, Büchern und dgl. nach Güterſtein in Verwahrung. Nun kamen die Reformirſchweſtern aus Schlettſtadt und der neue Beichtvater mit des Grafen Kanzler an; die Nonnen unterwarfen ſich, und baten nun um die einige Gnade, dableiben zu dürfen. Am 27. September im Jahr 1482 erſchien Graf Eberhard im Kloſter mit ſeiner Gemahlin Mechtild und einem zahlreichen Gefolge von Neugierigen, welche ſchauen wollten, was nun mit den Nonnen geſchehen würde. Der Vikar ließ mit der Glocke in das Kapitelhaus läuten, worauf ſich alle Nonnen einfanden. Nun hielt ihnen der Vikar eine Predigt über den wahren Gehorſam, nahm dann den Nonnen alle Aemter und die Schlüſſel ab, ſetzte

eine neue Priorin ein, nemlich die älteſte unter den fünf Reformirſchweſtern, Namens Urſula Zörnin, eine Subpriorin, Anna von Neuburg, eine Schaffnerin, Verona Lewin aus Ulm, welche im Jahr 1519 ſtarb. Auch den übrigen andern übertrug er gleichfalls Aemter. Er empfahl dieſen allen, gewiſſenhaft ihr Amt zu verſehen, und die gute Zucht wieder herzuſtellen. Aber es war Mangel an Wein und an Früchten. Da ſtellte der Vikar eine ſtrenge Unterſuchung an. Einige alte Kloſterfrauen geſtanden alsbald, wo ſie wußten, daß Etwas verborgen war; die meiſten waren ſo hartnäckig, daß ſie durchaus Nichts geſtanden. Da wurden dieſe ſo lange eingeſperrt, bis ſie bekannten, was ſie entwendet, und mußten verſprechen, Alles wieder zurückzugeben, was ſie noch mit Brief und Sigill bekräftigen mußten. Aber doch wurde Nichts zurückgeſtellt. Die Nonnen wurden jetzt ſämmtlich in andere Klöſter geſchickt. Einige davon beſſerten ſich, andere aber liefen davon, und überließen ſich einem Vagabunden-Leben. Aber damit hatte die Geſchichte von Gnadenzell noch kein Ende. Ein ehmaliger Kaplan des Kloſters, Ulrich Balcer von Eßlingen, kam nach Engen im Höhgau, wo er bei den Herren von Lupfen klagte, daß man mit den älteren Kloſterfrauen zu Gnadenzell nicht gar menſchenfreundlich umgehe. Dieſe gaben ihm Briefe an den Ordensgeneral mit, und der ſchrieb an den Provinzial zum Beſten der Nonnen, doch der letztere ließ ſich nicht bereden. — Indeſſen hielten ſich die neuen Regentinnen zu Gnadenzell wohl und waren

geduldig bei aller Armuth und Mühsal. Das Kloster kam unter ihnen wieder in Aufnahme, wenn auch nicht an irdischen Gütern, doch an guter Zucht. Es wurden wieder Novizen aufgenommen, aber nur unverdorbene Jungfräulein aus der Nähe und Ferne: aus Stuttgart, Urach, Reutlingen, Dettingen, Neuhausen, Ulm, Nürnberg. Also geschah es, daß die Klosterfrauen zu Gnadenzell bald in Beziehung auf Sittlichkeit und frommen Sinn für die trefflichsten in ganz Schwabenland galten. Wohl waren sie arm, und das Kloster bedurfte einer Herstellung, aber die Nonnen waren geduldig und mit ihrem Wenigen zufrieden. Es herrschte stiller Fleiß und Ruhe beim Gottesdienst; alle Woche beichteten und communicirten die Nonnen; sie waren bei der Armuth auch wohlthätig, dem Zuwandel des männlichen Geschlechts ward gesteuert, wenn aber erlaubte Besuche kamen, so war man fröhlich und friedlich zusammen. Dabei hatten sie immer treue Verwalter und Schirmherren. Von nun an war auch Graf Eberhard milder gesinnt gegen das Kloster, er schenkte ihm einige Kirchensätze zu besserem Unterhalt. So besserten sich auch die äußeren Umstände des Klosters, und die Nonnen konnten im Jahr 1499 an die Wiederherstellung des Klosters schreiten. Zuerst gings an die Kirche; diese war wohl in Folge jenes Blitzschlags, der bedeutsamer Weise eine Reformirschwester getödtet hatte, längst schadhaft geworden. Sie ließen das schadhafte Holz alles abnehmen, und ebenso von den übrigen Gebäu-

den, und neues vom Schwarzwald auf dem Neckar bis Tenzlingen auf Flößen herbeiführen, aber in Folge einer Ueberschwemmung des Flusses wurde das meiste davongeführt. Bei dieser Herstellung der Kirche erwarb sich der ehrbare Mann Michael Schütz von Urach, der Vater der Nonne Agnes, ein großes Verdienst, denn er bezahlte die Zimmerleute aus seinem Beutel. Als später eine theure Zeit eintrat, mußte der Bau der Klostergebäude eingestellt werden, wurde aber doch noch zu End gebracht.

Eine Hauptveränderung im Kloster führte die Reformation herbei. Mit dem Jahr 1538 machte Herzog Ulrich im Kloster Gnadenzell den Anfang damit, aber sie fand großen Widerspruch, denn im Januar dieses Jahrs beklagten sich wohl, von den Nonnen veranlaßt, die Nachkommen der Stifter, die Grafen zu Lupfen, Johann Georg und Christoph, Gebrüder, zu Engen: „was maßen sie glaubwürdig mit großer Verwundrung vernehmen müssen, wie daß in dem Frauenkloster Gnadenzell, als welches Gotteshaus dero Altvordern gestiftet und gebaut, Ihr fürstl. Gnaden Amtleut allerlei Neurung und Aendrung fürgenommen, dadurch nit allein die Priorin und gemeine Conventfrauen desselben Gotteshaus wider ihr alt Herkommen beschwert, sondern auch ihrer Altvordern Stiftungen in viel Weg Abbruch begegnen. Sie gaben beinebens zu verstehen, daß selbige Stiftung mit dieser Bescheidenheit und Geding aufgerichtet worden sei, daß, wann sie nit steif gehalten, sondern abgethan würd,

ſie die Herren Stifter oder ihre Erben vollen Gewalt und Recht haben, die Haab und Güter für ſie daran geben, wieder zu ihren Handen und Gewalt zu ziehen u. ſ. w.“ Dieſe Klage wurde mit einer kurzen Replik von Seiten des Herzogs dahin beantwortet, „daß allein das ärgerlich gottlos Kloſterweſen zu Gnadenzell abbeſtellt worden, alſo die Herren Grafen ſich hierum nit ferner bemühen wollen.“ Nun ſandten die Grafen von Lupfen alle auf ihr Anbringen Bezug habenden Dokumente ein, aber es wurde damit Nichts bezweckt. Eine gütliche Verhandlung, bei der die Herrn Grafen vielleicht eine Abfindungsſumme wegen ihrer Anſprüche erhalten hätten, nahmen ſie nicht an, darum ließen ſich die Wirtemberg'ſchen durch Nichts mehr irre machen, ſondern gebrauchten Gewalt für Recht, und iſt alſo im Jahr 1542 der Kloſterfrauen geiſtlicher Seelſorger abgeſchafft, und an deſſen Statt ihnen der Prädikant zu Gomadingen Namens Johannes Möſt aufgetragen worden, welcher zwar ſeine Netze ausgeworfen und ſtrenge gearbeitet, aber Nichts gefangen. Der alte Geiſt des Widerſtrebens ſchien bei den Kloſterfrauen zu Offenhauſen wieder erwacht zu ſeyn. Denn bald darauf beklagte ſich genannter Geiſtlicher bei Herzog Ulrich: „daß er nicht anders befinde, daß je länger er (den Kloſterfrauen) predige, je weniger er ausrichte, welches dann ihme als dem Hirten, deſſen Schaaf ſeine Stimm nicht allein nicht hören, ſondern auch für nichtig und unrecht halten wollen, ganz füglichen beſchweren thue u. ſ. w.“ Ferner

ſchrieb bald darauf der Vogt von Urach: daß albe-
ſagten Prädikanten Lehr und Predigt des h. Evan-
geliums bei den halsſtarrigen verblendeten Weibern
Nichts verfange oder Frucht bringe, ſondern ſie Solches
verächtlich und nur für ein Land und Geſpött auf-
nehmen u. ſ. w. Aber auch die Kloſterfrauen hatten
ſpäter in andrer Beziehung Veranlaſſung, ſich zu
beklagen. Im Jahr 1556 unter Herzog Chriſtoph
wurde das Kloſter unter einen ſogenannten Hofmeiſter
geſtellt, und die Kloſterfrauen hatten jährlich eine
Steuer von 80 fl. an Wirtemberg zu bezahlen, was
ſie oft kaum aufbringen konnten. Dabei ſcheint auch
der Hofmeiſter nicht unterlaſſen zu haben, ſein Schäf-
lein zu ſcheeren. Wenigſtens laſſen die Nonnen im
genannten Jahre unter Andrem alſo ihre Klage er-
gehen: ſo habe auch der neureformirte Hofmeiſter dem
Gotteshaus ſehr übel und allein in den Beutel ge-
hauſet. Wie dann bekannt, daß er Nichts als einen
Wagen voll Kinder mit ſich in das Kloſter gebracht,
aber mit Laſtwagen bei Nacht und Nebel hinweggefahren,
hab auch ihr der Kloſterfrauen Erb, ſo von ihren
Eltern an das Kloſter kommen, alſo unterdrückt, daß
ſie zu großen Schulden dadurch verurſacht und beinah
an den Bettelſtab gerathen wären. Wie weit man
ihre Beſchwerde beachtete, iſt nicht angegeben; dagegen
fuhren die Nonnen wieder fort in ihrer Widerſpen-
ſtigkeit gegen den Prädikanten. Wann er die Klo-
ſterfrauen ermahnte, daß ſie die jungen Nonnen und
Töchterlein den neuen Catechismus lernen laſſen, ſo

gaben sie zur Antwort: sie könnten und werden ihn nicht lernen, wenn sie diesen neuen Catechismus lernen müßten, so würde ihnen darob geschwinden. Fragte er sie, wenn er ihnen über das Nachtmahl gepredigt hatte, ob sie nicht Lust haben, es zu empfahen? so gaben sie den Bescheid, sie wollen es ihn wissen lassen, aber sie gaben ihm dann eine verneinende Antwort. Der Psalmen wegen entschuldigten sie sich, sie seyen alt und krank, können derowegen nicht mehr singen u. s. w. Die Predigten besuchten sie zwar, jedoch was sie zuvor gethan, das thaten sie auch noch nachher; ihre Andacht mag auch keine besondere gewesen seyn, obwohl sich der Prädikant gerade vor sie hinstellte, daß er sie alle im Gesicht hatte. Die Nonnen vermieden zwar öffentlich in der Kirche ihre Kloster-Ceremonien, aber alle sonstigen papistischen Sachen behielten sie hartnäckig bei, z. B. das geweihte Salz, Wasser, geweihte Kerzen und Palmen, das Wetterläuten u. dgl. Gern hätte man die unbotmäßigen Nonnen schon jetzt aus dem Kloster amovirt, aber die wirtemberg'schen Herren Räthe besorgten, die Frauen möchten sich ohne Gewalt und jämmerliches weibliches Geschrei nicht an andere Orte hin abfertigen oder in ein einziges Kloster zusammensperren lassen. Das Letzte, was man gegen sie noch vornahm, war, daß man in ihren Gemächern alle Bet- und Lese-Bücher auch Bildnisse, deßgleichen aus der Kirche alle Bilder und Bücher, das Sakramenthäuslein, die brennende Ampel, Kerzen, Lichter, Weihwasser sammt

Kessel und Anderes dergleichen wegschaffte. Ferner wurden allenthalben die Radfenster und Winden vermauert. Auch sollten die Frauen, sonderlich die unter dreißig, keine Kutte mehr tragen, und weder Aebtissin noch Priorin mehr haben. Sogar die frühere Tischordnung wurde geändert; statt an langen Tischen zu essen, wo jeder Nonne bisher abgesondert das Essen aufgestellt worden, sollten nunmehr viereckige Tische gedeckt werden, wo sie zusammensitzen und aus einer Schüssel essen, und mit einander frei reden mögen. Wenn die Nonnen Alles bisherige ungern gehalten, mag ihnen das Letztere angenehmer gewesen seyn, denn das Schweigen ist doch zu allen Zeiten innerhalb und außerhalb der Klostermauern für die Frauen immer etwas schwer zu Erfüllendes gewesen. Noch bis ins Jahr 1575 wollten sich die Frauen zu Gnadenzell nicht recht fügen: über sie wurde Klage geführt und sie hatten wiederum zu klagen. Die Kirchenräthe hatten unaufhörlich mit diesen hartnäckigen Klosterfrauen zu schaffen, daß ihnen zuletzt nur noch ein Trost blieb: „wann die zwo Alte von Adel, die Spätin und die von Stein, so beede viel Jahr auf sich hatten, die Augen zuthäten, könnte füglich seyn, daß die übrigen Jungen gar abgefertigt oder mit sonderer Maaß und Ordnung in andere Klöster gethan und ihnen ihr alt Wesen verneuert würde.“ Dahin kam es zuletzt auch noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts, nachdem die hartnäckigen, hoffnungslosen, abgelebten Nonnen den Weg alles Fleisches

gegangen waren. Es ging wie bei den meiſten Klöſtern in jener Zeit: die jungen Nonnen und Töchterlein ließen ſich mit einer Summe Geldes abfinden, und ſuchten da oder dort ihr Unterkommen; manche iſt noch eine liebenswürdige Hausfrau geworden, nachdem ſie ohne Zuthun von dem Gelübde ewiger Keuſchheit losgeſprochen war, und hatte es vielleicht nie zu bereuen, daß ſie die Zelle wieder mit der Welt vertauſcht hatte.

Im Weſtphäliſchen Frieden wurde Wirtemberg im Beſitze des Kloſters beſtätigt. Seitdem ward es von einem Hofmeiſter verwaltet, der Alles in Allem war, und bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts darin ſchaltete. Nach dieſer Zeit wurde im Kloſter Offenhauſen eine treffliche Stutterei angelegt, wie denn ſchon im Jahr 1590 eine Anſtalt zur Maulthierzucht daſelbſt beſtanden hatte. Im Jahr 1790 wurde dieſe Stutterei nach Einſiedel verſetzt, aber im Jahr 1810 wieder zurückverlegt.

An die Reſte des Kloſters Gnadenzell knüpft ſich eine Sage, die wohl in der Begebenheit, daß eine Nonne daſelbſt vom Blitz erſchlagen worden, ihre Entſtehung hat.

Die Nonne von Gnadenzell.

In jener Zeit, da im Kloſter Gnadenzell noch Zucht und Ordnung herrſchte, zeichnete ſich unter den jüngeren Nonnen beſonders Ludmilla von Helfenſtein aus

durch ihre wunderſame Schönheit, durch ihre ſtille Ergebung und herzliche Frömmigkeit. Sie war, als ſie von ihrem Vater, dem mächtigen Grafen von Helfenſtein, eines Gelübdes wegen ins Kloſter gebracht worden war, kaum über die Kinderjahre hinaus; doch als Novizin entwickelte ſich binnen eines Jahres ihre geiſtige und körperliche Lieblichkeit zur ſchönſten Blüthe. Jetzt nahte der Tag heran, an welchem ihre feierliche Einkleidung Statt finden ſollte, und die Aebtiſſin, deren Liebling Ludmilla war, ließ die glänzendſten Anſtalten treffen, um die Vermählung der ſchönen Gottesbraut mit ihrem hochheiligen Bräutigam zu verherrlichen. Gerade bei dieſer Gelegenheit aber ſollte Ludmilla durch ſüße, aber unverbrüchliche Bande an das Leben gefeſſelt werden, welches ſie im Begriff ſtand, mit dem einſamen Nonnenſtande auf immer zu vertauſchen. Als ſie umringt von ihren geiſtlichen Schweſtern in feierlichem Zuge durch die von einer unzähligen Menſchenmenge erfüllte Kloſterkirche zum Hochaltare ſchritt, wo die Ceremonien der Einweihung zum geiſtigen Brautſtande vorgehen ſollten, fiel ihr Blick auf einen jungen ſchönen Ritter, der an einer Säule lehnte und gedankenvoll den Zug betrachtete. Als ihr Blick auf ihn fiel, verbeugte er ſich beſcheidentlich, während eine brennende Röthe ſein Antlitz überzog. Auch Ludmilla fühlte ſich das Blut in die Wangen ſteigen, und ſich raſch abwendend, ſetzte ſie ihren Gang fort. Aber dieſer einzige Augenblick hatte eine nur zu große Veränderung in dem Herzen der

Gottesbraut hervorgebracht. Schon begann das hohe Ziel, welches sie von Jugend an als ihre Lebensbestimmung kennen gelernt hatte, in ihrem Gemüthe zu erbleichen vor dem lieblichen Bild des ritterlichen Jünglings, und eine Welt voll süßer Lust tauchte aus dem Grunde ihres Busens auf, wenn sie seinen bedeutenden Blick, sein bescheidenes Erröthen bei ihrem Anblick sich vorstellte. Verwirrt und unfähig, sich zu fassen, kam sie bei dem Hochaltare an. Die Aebtissin, bemerkend die unruhige Stimmung der lieblichen Novizin, sprach ihr Muth zu, die Nonnen nahmen ihre Plätze ein, volle Orgeltöne quollen durch die hohen Hallen, die Einweihungshymnen begannen, und die verhängnißvolle Ceremonie nahm ihren Anfang. Die herzerhebenden Gesänge hatten Ludmillen einen Theil ihrer ruhigen Besinnung zurückgegeben, so daß sie im Stande war, die ihr vorgelegten Fragen mit ziemlich sicherer Stimme zu beantworten. Da nahte der Augenblick, in welchem die langen goldenen Locken der Christusbraut abgeschnitten werden sollten. Ludmille beugte stillergeben das schöne Haupt, um es der strengen Scheere darzubieten. In diesem Momente aber vernahm sie einen tiefen Seufzer. Sie konnte sich nicht enthalten zurückzuschauen; und siehe, am Gitter des Hochaltars stand der junge Edelmann mit sehnendem Auge sie anblickend und mit brennendem Schmerz im Antlitze. Ein unwillkührlicher Seufzer entglitt Ludmillens Lippen, dann fiel sie bewußtlos in die Arme der Nonnen. Die ganze Kirche war in Ver-

wirrung; aber die Ceremonien nahmen ihren Fortgang, indem dem schuldlosen Opfer schnell die Locken abgeschnitten und das Klosterhabit umgeworfen wurde. Dann trug man die nun ohnmächtige Eingeweihte sorgsam in ihre Zelle zurück, und ihre Schwestern wandten Alles an, um ihr die Besinnung wieder zu geben.

Dieses gelang zwar; allein Ludmillas Gemüthsstimmung hatte sich für immer geändert. Sie hatte in wenigen Augenblicken die unendliche Gewalt der Liebe kennen gelernt, und erfüllt von ihr gebrach es ihr an Kraft, dem süßen Triebe zu widerstehen. Daß sie den ritterlichen Unbekannten liebe, gestand sich ihr Herz, aber liebte auch er sie? Dieser Zweifel quälte die Arme mehr noch, als das Bewußtseyn, ihre Bestimmung verfehlt zu haben, und ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden zu seyn.

So saß sie einst in später Mitternacht einsam in ihrer Zelle, verloren in drückende Zweifel und zerrissen von unendlichem Schmerze. Da glaubte sie plötzlich unter dem Zellenfenster Lautenklänge zu hören. Erstaunt öffnete sie das Fensterlein und sieh', sie hatte sich nicht getäuscht, denn durch die kalte Winterluft säuselte ihr lieblicher Saitenklang in die Ohren und eine angenehme Männerstimme sang dazu ein liebliches Minnelied.

Ludmilla hatte, als der Gesang begonnen, sich nicht enthalten können, leise das Fenster zu öffnen, um den unbekannten Sänger zu erspähen, der es wagte,

in später Nacht unter der Mauer eines geistlichen Hauses ein Ständchen zu bringen. Sie erblickte im Dunkel der Nacht eine Gestalt, die sich an eine unter dem Fenster ihrer Zelle in der Mauer angebrachte Nische lehnte, und das Gesicht zum Fenster heraufgekehrt sang und das Lied auf der Zither begleitete. Als der Gesang geendet war, brach sich der Mond durch die dichten Wolken Bahn, und sein Strahl fiel auf das Gesicht des Unbekannten. Wie freudig erschrack die jugendliche Nonne, als sie in dem Sänger jenen Ritter wieder erkannte, dessen Anblick bei ihrer Einkleidung den Liebesfunken in ihre Seele geworfen, dessen Bild seither nicht mehr von ihr gewichen war. Also liebte auch er sie; denn warum sollte er sonst in kalter Winternacht an stiller Klostermauer ein Ständchen bringen? Während Freude und Schrecken, Zweifel und Angst wechselseitig Ludmillas Busen durchwogte, hatte der junge Ritter sie erschaut. Ein Seufzer entstieg seinem Busen, dann beugte er vor der lieblichen Maid ein Knie und schien mit auf die Brust gelegten Händen auf eine Anrede von ihrer Seite zu harren. — Ludmillas Schamhaftigkeit gab aber nicht zu, den sinnigen Verehrer anzureden, und so harrte der Ritter eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihr. Endlich erhob er ein wenig den Blick und sagte: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ein Unglücklicher es gewagt hat, Euch vielleicht aus lieblichen Träumen aufzustören. Ach kenntet Ihr die Flammen, welche meinen Busen durchglühen, Ihr würdet mir

gewiß die Kühnheit vergeben, die mich antreibt, Alles zu wagen, um Euch zu sehen."

Die Nonne konnte, als sie den jungen Ritter so bescheiden und zärtlich zugleich sprechen hörte, einen Seufzer nicht unterdrücken, und der Liebende deutete ihn, nach Art der Verliebten, gerade wie er zu deuten war. Und wirklich sagte dieser Seufzer aus Ludmillas Munde mehr, als viele Schwüre mancher Mädchen.

Der Jüngling nahm das Geständniß ihrer Gegenliebe mit trunkener Wonne auf, und — doch die Sage berichtet uns nicht sehr genau, was noch bei dieser ersten nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden vorgefallen, außer, daß von jener Stunde an ihr Liebesbund fest geknüpft gewesen sey.

In mitternächtlichem Dunkel kam von nun an der junge Ritter jede Nacht vor das Zellenfenster seiner holden Buhlin, bald mit sinnigen Liedern, denn er war ein geachteter Minnesänger, sie ergötzend, bald des süßen Geschwätzes der Liebe mit ihr pflegend. Ludmillas unentweihtes Gemüth konnte an diesem Verhältnisse nichts Strafbares finden. Nur zuweilen schlich ein trüber Schatten des Zweifels an ihr vorüber, wenn sie des feierlichen Schwurs gedachte, den sie einst, obgleich halb bewußtlos, am Altare abgelegt, und worin sie sich verpflichtet hatte, nur Christus, den heiligen Gottessohn, für ihren Bräutigam zu erkennen, nur mit den Freuden der Religion ihr Gemüth zu erfüllen, nicht mehr zurückzuschauen in die

sündige Welt, und ihres Wesens ganze Kraft darauf zu richten, sich ihrer hohen Bestimmung würdig und des ewigen Heiles theilhaftig zu machen. Sie verglich diese hohen Pflichten mit ihrem Verhältniß zu dem jungen Sänger und fand dann dabei, daß nicht Christus, nicht der herrliche Heiland, den ersten Platz in ihrer Brust behauptete. Diese Trübungen verschwanden indeß sogleich, wenn die stille Nacht herniedersank, wenn Edmund unten die Zither erklingen ließ, oder seine zärtlichen Grüße zu dem kleinen Zellenfensterlein heraufflüsterte. Dazu kam noch, daß Niemand ahnte, welch' wonnige Augenblicke der schönen Ludmilla in schauerlicher Geisterstunde blühten. Ungestört sahen sich die Liebenden, ungestört theilten sie sich die süßen Liebesgeheimnisse mit, und tiefer und immer tiefer wurzelte die Leidenschaft in ihrem Herzen. Aber, obgleich Ludmilla, bezaubert von dem süßen Wahn, ihre strenge Pflicht, ihren heiligen Schwur vergessen hatte ob ihrer Liebe zu Edmund, so blieb doch diese Liebe immer rein, gleich einer lieblichen makellosen Blume.

Da nahte die festliche Osterzeit heran, und die Liebenden versprachen sich von den lauen Frühlingsnächten neue Freuden. Während aber auf der Erde die Palmen, des schönen Friedens stille Symbole, dem nackten Gezweige entsprießten, zog sich in den obern Regionen ein fürchterliches Gewitter zusammen, das so drohend über dem Lande hing, wie die ältesten Leute es noch nie gesehen. Die Landleute kamen in ganzen Schaaren

zum befreundeten Kloſter gelaufen, jammernd und bittend die geiſtlichen Schweſtern, durch ihren frommen Segen die dunkeln Wetterwolken, welche den ganzen Himmel verfinſterten, und den kaum hervorſproſſenden Feldfrüchten einen gänzlichen Untergang drohten, fliehen zu machen. Die Aebtiſſin führte auch ſogleich ihre Untergebenen in die Kirche, und die Nonnen flehten, einen ganzen Tag hindurch auf den Knieen liegend, Gott, den Ewigen, um Erbarmung an. Allein der Himmel blieb ihrem Flehen taub; denn die Gewitterwolken verzogen ſich nicht, und Alle erwarteten mit Angſt und Bangen den Ausbruch des Gefürchteten.

In der Nacht nun kam Edmund, wie gewöhnlich, vor Ludmilla's Fenſter, ungeſchreckt durch die undurchdringliche Finſterniß und die ſchon hie und da an den fernen Bergen niederleuchtenden Blitze. Als er aber Geſang und Saitenſpiel beginnen wollte, da hielt ihn Ludmilla ab, indem ſie ihn bat, das frohe Spiel zu unterlaſſen, da ſie von ſonderbaren drückenden Gedanken gequält werde. Edmund tröſtete die Geliebte mit ſchmeichelnden Worten über ihre unnöthigen Beſorgniſſe, wurde aber früher als ſonſt von dem lieben Fenſterlein vertrieben, indem das Gewitter ſeine fürchterliche Kraft zu entladen begann, und Ludmilla durch den Ton des Horaglöckleins zu ihren bereits im Chor zum Gebete verſammelten Schweſtern berufen wurde.

Jetzt entfaltete der Sturm ſeine raſſelnden Schwingen. Pfeifend und ſauſend fuhr er über die Gauen einher und weckte die ſchrecklichen Blitze, brach Bahn dem

rollenden Donner. In Strömen entstürzte das elektrische Feuer den verderbenschwangern Wolken, unaufhörlich raste Sturm und Donner. Es beugte sich krachend und aus seinen Grundvesten gerissen der majestätische Eichenwald, Felsen zersplitterten, und überall loderten, von Gottes Feuer entflammt, Tannenhaine, Häuser und Dörfer auf in heller Gluth. Vergeblich war der Klageruf der Unglücklichen, denen die Flammen ihrer Wohnungen über dem Haupte zusammenschlugen, vergeblich ihr Hülferuf, ihr herzzerreißendes Jammern. Wer sich hervorwagte aus dem schützenden Dache, den erschlugen des Hagels dichte und mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Sturmwind zur Erde niedergepeitschte Schlossen. So schien endlich das menschliche Leben ganz erstorben zu seyn, denn nur die schrecklichen Naturkräfte walteten noch mit ihrer fürchterlichen Macht, und die Sterblichen erkannten, sich ängstlich verbergend, ihre unwiderstehliche Gewalt.

Im Kloster war Alles in Furcht und Zittern, und immer mehr steigerte sich die Angst der Nonnen, als mit dem kommenden Morgen der Grimm des Gewitters zu-, statt abnahm. Die fürchterliche Naturerscheinung zu beschreiben, hält sich selbst die Sage zu schwach, die doch sonst an einfachen, aber kräftigen Ausdrücken so reich ist. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gottesgericht, denn so nannte man das Gewitter, und immer noch tobte es mit derselben, ja mit noch größerer Heftigkeit, mit der es begonnen. Ein schreckliches Dunkel hing über dem Gesichtskreis,

rings waren Bäume und Wälder niedergeschmettert, der Fluß, sonst des ganzen Gaues Zierde, brauste jetzt mit verheerenden Fluthen einher und glich, beleuchtet von immerwährenden Blitzen, einer schwimmenden Feuermasse. Rings war das Leben erstorben; alle Menschen hatten sich verborgen, um den Elementen den Kampfplatz frei zu lassen.

Da versammelte am Morgen des vierten Unglückstages die fromme Aebtissin des Klosters ihre Gemeinde im Gotteshause, und mitten unter sie tretend, sprach sie also: „Heute Nacht, als ich erschöpft an Geist und Körper, entschlummert war, ist mir im Traume eine Erscheinung gekommen, welche mir ein Mittel angab, diesen Alles verheerenden Sturm zu hemmen. Eine unter Euch, meine lieben Schwestern, muß unreinen Herzens sein. Sie trete hervor, bekenne reumüthig ihre Schuld, auf daß wir sie den Blitzen, Gottes mächtigen Boten, hingeben, damit der Allmächtige versöhnt, diesen fürchterlichen Stürmen Stillschweigen gebiete. Denn so zu thun befahl mir die Erscheinung."

Als die würdige Aebtissin so gesprochen, sahen sich die Nonnen unter einander erbleichend an; Ludmilla aber traf die Rede der Aebtissin wie ein Donnerschlag. Der Zweifel furchtbar Gewicht fiel auf ihre Seele; ihre Füße bebten, ungestümm tobte ihr das Blut durch die Adern, während kaltes Frösteln ihre Glieder durchrieselte. Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt vorwärts getrieben, wankte sie aus dem Kreise der Nonnen, und laut aufkreischend stürzte sie mit dem markdurch-

dringenden Rufe: „Ich bin die Schuldige!“ vor der Aebtiſſin nieder.

Erſtarrt ſtand dieſe, ſo wie alle Nonnen. Beinahe unmöglich ſchien es ihnen, daß die edelmüthige, fromme und allgemein geſchätzte Ludmilla ſich ſolch' ſchweren Vergehens bewußt ſeyn könne. Mitleidig beugte ſich die Aebtiſſin zu der Schuldigen nieder, ob ſie im geiſtverwirrenden Fieber, oder in Wahrheit geredet. Als aber Ludmilla mit bleichem Munde ihre Schuld beſtätigte, als, da ſie das Wort: „Schuldig“ ſelbſt über ſich ausſprach, das Gotteshaus, von raſſelndem Donner, wie von Gottezeugen in ſeinen Grundveſten erzitterte, da erhob ſich die Aebtiſſin, mit ſtrenger Würde und ſprach: „Dein Gewiſſen hat dich angeklagt, verirrte Schweſter, dir geſchehe nach Gottes Urtheil, das er mir geoffenbaret hat. Auf, meine Schweſtern, reinigt unſere geweihte Wohnung von der Sünderin; gebet ſie preis dem Gerichte des Ewigen.“ So ſprach die Aebtiſſin, und die Nonnen ergriffen die halb lebloſe Ludmilla, und ſie aus dem Gotteshauſe und über den Vorhof ſchleppend, ſtießen ſie dieſelbe durch die Kloſterpforte hinaus in das fürchterliche Ungewitter. Aber als ſie noch an der geöffneten Pforte ſtanden, bot ſich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Von halbem Blitzeslichte umleuchtet, ſprengte durch den Sturm auf hohem Roſſe ein ſchöner Ritter heran mit den Worten: „Nun biſt du mein; keine Gewalt auf Erden ſoll dich mir wieder entreißen!“

die arme Ludmilla, die schon im Begriffe war, umzusinken, auf das schäumende Roß hebend.

„Edmund," schrie Ludmilla, alle ihre Kräfte sammelnd, „Edmund, was willst du hier? Ich bin verworfen; Gottes Gnade hat mich verlassen." „Du bist rein, wie ein schuldloses Lamm, entgegnete der Geliebte, „ich will dich retten; der Ewige mag uns gnädig seyn."

Mit diesen Worten hüllte er sie in seinen Mantel und spornte sein Pferd zu raschem Laufe. Aber der Traum der Aebtissin sollte in Erfüllung gehen. Kaum hatte das Roß hundert Schritte zurückgelegt, da zuckte ein Blitz herab auf die Häupter der Liebenden, und eine Wetterwolke umhüllte sie, nach allen Seiten züngelnde Blitze und rollende Donner streuend. Ein unnennbares Entsetzen ergriff die an der Klosterpforte wie durch eine geheime Macht fest gehaltenen Nonnen.

Aber siehe, plötzlich schwieg Sturm und Gewitter. Vom blauen Himmelsgewölbe strahlte herrlich, wie am ersten Schöpfungstage, die Sonne; die die Liebenden umhüllende Wetterwolke verschwand, und aus dem Schatten derselben erhoben sich die Geister Edmunds und Ludmillas, bekleidet mit ätherischem Lichte, und schwebten, umschlungen und in seliger Wonne, strahlend himmelan.

Von reiner Lieb' durchdrungen,
Von ihrer Kraft durchsprüht,
Han sie sich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

IX.

Pfalzgrafenweiler

im Schwarzwald.

Zwischen Freudenstadt und Nagold, ziemlich hoch mitten auf dem Schwarzwald, liegt das stattliche Pfarrdorf Pfalzgrafenweiler mit mehr als 1200 Einwohnern. Hier stand einst eine stattliche Burg der Pfalzgrafen von Tübingen, woher dieselbe auch den Namen führte, denn zuvor hieß das Dorf schlechtweg Weiler (Wilare), wie auch späterhin oft noch Dorf und Burg so geheißen. Die Höhen des Schwarzwalds waren den jagdlustigen Pfalzgrafen gar gelegen, um ihre Jagdlust zu befriedigen, und so erbauten sie da und dort Thürme und Jagdschlösser, von wo aus sie Pürschen gingen, und nach den Mühen der Jagd sich vergnügten. Urkundlich gewiß erbaute Pfalzgraf Rudolf von Tübingen im Jahr 1209 auf einer Felsenspitze bei Schwarzenberg die Burg „Königswart," in welcher Ruine noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts folgende drei Inschriften in lateinischer Sprache zu lesen waren: „Pfalzgraf Rudolf von Tüwingen ließ dieses Haus bauen im Jahr der Menschwerdung Jesu Christi 1209, damit Alle, die hier jagen wollen, seiner eingedenk seien, und für sein Seelenheil bitten;" ferner: „dieses Haus hat Pfalzgraf Rudolf von Tüwingen im Jahr der Menschwerdung 1209 zu seinem

Gedächtniß erbaut;“ endlich: „Rudolf Pfalzgraf von Tüwingen ließ diese Halle machen im Jahr der Menschwerdung Christi 1209 zu seinem Gedächtniß.“ Von dieser Ruine Königswart ist freilich auch jetzt noch mehr zu sehen, als von der Burg Pfalzgrafenweiler, von welcher nur noch nahe am Westende des Dorfs erkennbare Spuren vorhanden sind. Zur Zeit des Historikers Sattler (1702) müssen noch Trümmer der Burg gestanden haben, die „ganz mit Hecken verwachsen waren,“ auch war noch ein Burggraben da, aus welchem das Wasser durch Teichel in den Flecken geführt wurde. Die Burg muß schon in sehr früher Zeit erbaut worden seyn, vielleicht von Pfalzgraf Hugo von Tübingen, denn sie ward schon im Jahr 1165 genannt. Als nemlich, unmittelbar nach der Tübinger Fehde, da Herzog Welf VII. siegelos auf die Achalm flüchtete, derselbe die Fehde erneuerte, unterstützt von Herzog Berthold IV. von Zähringen, verheerte er die Besitzungen des Pfalzgrafen. Er wandte sich nach der Zerstörung von Kelmünz zur Burg Hildratshusin (Hildrizhausen), eroberte und zerstörte sie; dann brach er zu Gültstein die festen Kirchthürme, die als Veste benützt worden, und belagerte die Burg Wilare (Pfalzgrafenweiler), wo er zwar eine Zeit lang aufgehalten wurde, aber als er sie strenglich stürmte, nahm er sie und schleifte sie. Wohl ließ Pfalzgraf Hugo die Burg wieder aufbauen. Nach dieser Zeit wird ein edles Geschlecht genannt, das zuverläßig von diesem Weiler den Namen führte. Im Jahr 1209

übergab Hugo von Wilare, ein edler und ehrbarer Mann, seiner Gattin und seiner Eltern Seelenheil dem h. Gregor, so wie den Brüdern zu Kloster-Reichenbach die Hälfte einer Mühle im Weiler Altheim, welche er eigenthümlich besaß, mit dem Beding, daß von ihren Gülten für seine Hausfrau Mathildis ein Jahrstag gehalten würde. Nach seinem Ableben sollte auch für ihn selbst ein solcher gehalten werden, und zwar mit dem Jahrstag der Hausfrau an einem und demselben Tage. Auch sollte zu gewissen bestimmten Zeiten ein Licht vor dem Altare angezündet werden. Zeugen bei dieser Schenkung war unter Andern ein Volmar von Wilare, mit dem Beinamen Grawa. Wohl sind dieß Ministerialen der Pfalzgrafen von Tübingen gewesen, die hier ihren Sitz hatten. Im Jahr 1228 ist wenigstens Pfalzgrafenweiler noch im Besitz der Pfalzgrafen. Denn in diesem Jahr macht Pfalzgraf Rudolf nebst mehreren Erbgütern auch die Burg Wilare dem Hochstift Straßburg lehenbar. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts, sollte man meinen, wären die Grafen von Wirtemberg an der Burg Pfalzgrafenweiler betheiligt gewesen, denn, als im Jahr 1311 die Kriegsflamme durch das ganze Wirtemberger Land lohete, und die Städte mit ihren Bundesgenossen, den mächtigsten schwäbischen Dynasten, den Herzogen von Teck, den Grafen von Tübingen und vielen andern den Grafen Eberhard von Wirtemberg bekriegten, da belagerte Graf Rudolf von Hohenberg den Grafen und seinen Sohn mit Maschinen und andern Be-

lagerungswerkzeugen, und zerstörte ihm zwei Burgen, von denen die eine Hoheneck, die andre Pfalzgrafenweiler hieß, wenn anders die Worte des Chronisten wirklich so zu lesen sind. So viel ist gewiß, daß im Jahr 1421 Pfalzgrafenweiler und Besenfeld sammt Zugehörungen von dem Grafen Bernhard von Eberstein um 2600 fl. an Wirtemberg verkauft wurden. Im 15. Jahrhundert besaßen auch die Herren von Emershofen und Leinstetten grundherrliche Rechte zu Pfalzgrafenweiler. Wie und wann die Burg Pfalzgrafenweiler zur Ruine geworden, ist nicht überliefert. Noch im Jahr 1566, so heißt es in der Chronik der Grafen von Zimmern, sah man „das Burgstall und die Gräben, die darum sein gangen.“ Aus derselben Chronik, die Graf Wilhelm Werner von Zimmern geschrieben, theilen wir eine liebliche Sage mit, die von der genannten Burg ihren Ausgang nimmt.

Die Historie von Meister Eppen und seinen Hunden.

Die allerälteſt Gedächtniß von Erdmännlein hab sich vor etlich hundert Jahren bei einem Pfalenzgrafen von Tübingen begeben. Es leit noch ein Dorf auf dem Schwarzwald, genannt Pfalzgrafenweiler, in dem ist ein Burg gewest, die hat noch heutigs Tags Gräben, aber von Länge wegen der Zeit ist ſie sonst in ein solchen Abgang kommen, und mit so großen

Bäumen verwachsen, daß es schier keinem Burgstall geleichnet. In diesem Schloß und Weiler hat einst ein Graf von Tübingen gewohnet, der hat unter andern Kurzweilen viel gepflogen zu jagen, wie dann die alten Deutschen, unsre Vorfahren, sich des Weidwerks viel beflißen, davon auch der Cäsar schreibt. Auf ein Zeit ist der Graf abermals aufs Holz gangen, da ist ihm auf dem Wald ein wunderkleins Jägerlein bekommen, das führt zwei Jagdhündlein mit sich an einer Kuppel; das Männlein nannte sich Meister Epp, dergleichen die Hündlein, das ein Will, das ander Wall, woher sie aber kommen, das find't man nit beschrieben. Der Graf hatt' ab dem Jägerlein und seinen zwei Hündlein so viel Gefallen, daß er die mit ihm heim nahm gen Pfalzgrafenweiler, und behielt die viel Zeit also bei sich und fürnhin. Als oft der Graf mit Meister Eppen und seinen zweien Hündlein auf den Wald zog, so fieng er allwegen Wildbrett, daß er ungefangen nie heim kam, zudem gieng es dem Grafen, so lang er dieß Erdenmännlein oder Jägerlein bei sich erhalten, glücklich und wohl an Leib und Gut und Allem, das er fürnahm. Einsmals unterstund sich der Graf, abermals zu jagen mit seinem Jägermeister Eppen und denen zweien Hündlein Willen und Wallen an dem Weilerwald, allernächst hinter Feherbach dem Schloß; wie sie nun in den Wald kamen, da brachten die zween Hündlein ein mächtigen Haupthirsch, der nit von diesen Landen war, auf die Füß. Der Hirsch nahm die Flucht gen

Horb der Stadt und ab für ein Wald, heißt der Weithow, und füro Tübingen zu, daneben aber für Gemünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und durch den Behemerwald, bis gen Prag in einen Wald dabei gelegen. Der Graf und sein Jägermeister Epp mit ihren Hunden Willen und Wallen zugen alles hinnach alle Tag, bis sie die Nacht begriff, und allzeit Morgens früh wieder auf, zugen also hernach bis gen Prag; sie kamen an die Burg, darin damals ein König von Behem mit seinem Hofgesind. Wie aber der Graf, auch sein Jäger und die Hund an die Porten kamen, da war es beschlossen. Es waren aber die zwei Jägerhündlein Will und Wall so wohl Lauts, daß sich Männiglich darob verwundert. Diese Ding waren dem König gleich fürbracht, der hieß sie einlassen. Da zog der Graf mit seinem Jäger und denen Hündlein bis in des Königs Saal, darin hiengen ob den tausenden Hirschgehürn. Wie aber die beid Hündlein unter des Gehürn kamen des Hirsch, den sie also gejagt hatten, da sahen sie über sich auf, und hoben abermals so wohl Lauts, daß der König und alles Hofgesind ein groß Wunder darob nahm. Man thät auf des Königs Befehl die Gehürn eins Theils, die des nächsten gefangen waren, herab und legt die für beede Jagdhündle, welche, als sie über das recht Gehürn kamen, da fielen sie darum, zu gleicher Weise, als die Hund thun, die einen Hirsch bestätigen. Darauf sagt des Königs Jäger, daß derselbig Hirsch erst bei einem Tag darvon war gefangen worden, darbei man

auch wohl erkennen konnt, daß es der Hirsch war, der des ersten an dem Weilerwald bei Feherbach wie obgemeld't auf die Bein war gebracht worden. Darauf ward der König von Behem größlicher verwundert, wie es um diese Sache eine Gestalt hätte. Also erzählte der Graf dem König den Anfang bis ans Ende: erstlich, wie ihm sein Jägermeister, Meister Epp, das klein Männlein sammt seinen zweien Jagdhündlein auf dem Holz wären aufgestoßen, auch wie ihm hernach allemal auf dem Jagen gelungen, und er nie leer oder ungefangen wäre heim kommen; mehr, wie er diesen Hirsch am Weilerwald des ersten hätte antroffen, dem wären sie darnach alle Tag bis daher nachgezogen. Da nun der König solche Abentheuer vernahm, und hörte des Grafen Namen, da kannt er ihn wohl, und fand seinen Namen geschrieben in etlichen Briefen, daraus eigentlichen abzunehmen und zu erweisen, daß er des Königs von Behem offner abgesagter Feind war, darob erschrak der Graf nit wenig. Also sprach der König, er sollt' darob nit erschrecken, dann er wäre Leibs und Guts sicher. Die Herren und ander Hofgesind, so dabei waren, redeten so viel zu den Sachen, daß der König und der Graf freundlicher und allerdings vereinigt wurden, und ließ der König alle Ungnad fallen. Ueber etliche Zeit, als der Graf mit seinem Jägerlein Meister Eppen und den zweien Jagdhündlen Willen und Wallen wollt hinweg scheiden, da bat ihn der König so ernstlich um die zwei Hündle mit Vermelden, wo

er ihm die ſchenkte, wollte er ihm Nichts verſagen, warum er ihn auch bäte, das ziemlich wäre. Darauf bedachte ſich der Graf, und unterredete ſich mit Meiſter Eppen ſeinem Jägermeiſter deßhalben. Meiſter Epp widerrieth dem Grafen, das zu thun, ſo verſagt auch der Graf dem König ungern ſeiner Bitt, thät es auch noch viel ungerner. Wie er alſo in langem Zweifel ſtund, durft er's dem König nit abſchlagen, und ſchenkte ihm letztlich die Hündlein. Sobald das geſchah, da wollt ſich das Jägerlein Meiſter Eppe von ſeinen lieben Jagdhündlein dem Willen und Wallen nit ſcheiden, ſondern blieb auch bei dem König zu Prag. Unlange hernach da rüſtet der König von Behem den Grafen von Tübingen mit Knechten und Pferden, auch andern Schenken nach königlichen Ehren, und ließ ihn mit allen Gnaden abſcheiden. Der Graf reist wieder heim gen Pfalzgrafenweiler, und bald darnach kam ihn ein Verlangen an nach ſeinem Meiſter Eppen und den Jagdhündlein; das mehret ſich an ihm ſo viel, daß er anfieng, an Leib und Gut abzunehmen, auch bald darauf ſtarb. Hernach haben ſeine Nachkommen dieſen Sitz Pfalzgrafenweiler verlaſſen, daß keiner mehr an demſelben Ort geſehen, gleichwohl dem Dorf der Nam blieben, und iſt auch die Herrſchaft von den Grafen von Tübingen in fremde Hand kommen. Viel Vermuthungen nach ſo hat ſich dieſe Hiſtoria unter Kaiſer Heinrich dem Dritten des Namens begeben, der den König von Behem überzogen, und hat damals nit allein der römiſche Kaiſer, ſon-

dern auch mehr Theils alle Fürsten und Stände des deutschen Lands der Krone Behem abgesagt, und wiewohl die Historia von Vielen möchte als für unglaublich geachtet, so mag doch nit verneint werden, daß sich vor Zeiten wunderbarliche Sachen in deutschen Land begeben.

Die Historie aber mit Meister Eppen und seinen Hunden, auch dem Pfalzgrafen von Tübingen, ist entnommen aus dem handschriftlichen Geschichtbuch eines Namens Besenfelder, der, von Horb gebürtig, daselbst seit 1424, an 29 Jahre Amptmann gewesen, und, nachdem er noch anderwärts in verschiednen Diensten sich befunden, eben dort um 1470 in gutem Alter gestorben. Derselbe aber hat die Historie von einem gar alten Edelmann gehabt, hat Stefan von Emershofen geheißen, der dazumal saß im Schlößlein Fehrenbach zwischen Horb und Haiterbach an der Waldach gelegen; derselbe hat's von seinen Voreltern in Geschichten bekommen.

X.

Die Kilianskirche

zu Heilbronn.

Die Stadt Heilbronn trägt in ihrem Namen die Urkunde ihrer Entstehung. Heilibrunna, das ist ihr Name, wie sie zum ersten Male im Jahr 823 in der Geschichte genannt wird, und Heilicobrunno, Helicbrunno, ist ihr späterer Name. Alle diese Benennungen weisen auf Eines hinaus: der Brunnen des Heils (Heilbronn), der heilige Bronnen. Wie dieser Name entstanden sei, darüber berichtet eine Sage, die sich in einem alten Heidelberger Lagerbuch vorfinden soll. Laut dieser hatte die Auffindung der Quelle des Siebenröhrenbrunnens, und die Belebung des christlichen Missionswerkes durch Carl den Großen eine kirchliche Ansiedelung an diesem Orte zur Folge. Der Name Heilbronn, Heiligenbronn, den Carl dem Orte gab, sollte im Sinne Carls die Idee einer physischen und sittlich-religiösen Heilung andeuten. Die erste Ansiedlung an diesem Heilbronnen war eine Kirche. Diese war schon in den Zeiten Karlomanns und Pipins an dieser Stelle gegründet und dem heil. Michael geweiht. Sie war von den beiden Genannten dem Hochstift Würzburg übergeben, welche Uebergabe Carl der Große bestätigt hatte. Sein Nachfolger Ludwig stellte im Jahr 823 eine neue Urkunde im

Sinne seines königlichen Vaters darüber aus. Diese Michaelskirche war also bereits vor Karl dem Großen am heiligen Borne gegründet, war aber wohl nur ein kleines unscheinbares Gotteshaus, vielleicht nur eine Kapelle und baufällig, und Karl der Große erbaute an ihrer Statt eine große Kirche. Wo aber stand diese Kirche? zuverläßig ganz nahe bei dem heiligen Brunnen, aus dem der spätere Siebenröhrenbrunnen geworden. Somit werden wir auf die St. Kilianskirche gewiesen, unter deren Hochaltar man wirklich das geheimnißvolle Murmeln der Quelle des Siebenröhrenbrunnens hört. Karl Jäger in seinem trefflichen „Handbuch für Reisende in den Neckargegenden" hält dafür, daß nicht da, wo die Kiliankirche steht, der Platz der ältesten Kirche gewesen, sondern die viel weiter von dem Brunnen entfernte Deutschhauskirche sei die uralte Kirche, welche wenigstens einem Theile nach aus den Zeiten Karls des Großen stamme. Dieser uralte Theil wäre die Kapelle unter dem Thurme, in welcher der St. Nepomuksaltar steht. Die Zierrathen und Fenstergestelle, noch mehr das sehr niedere Kreuzgewölbe, das von vier Säulen getragen wird, so wie die Säulen und Verzierungen der zwei untersten Abtheilungen des Thurms, gehören wohl einer sehr alten Zeit an, aber es ist noch eine Frage, ob es wirklich Carolingische Bauart ist, was wir daran wahrnehmen. Bauwerke aus älterer Carolingischer Zeit sind in unserm Schwabenlande nur selten zu finden. Vor Allem aber fehlt die Quelle

des Siebenröhrenbrunnens, wenn gleich Karl Jäger a. a. O. meint, der Siebenröhrenbrunnen könnte mehrere Quellen, also auch eine unter der Deutschhauskirche befindliche haben. Das constatirte Nichtvorhandenseyn einer solchen widerlegt Jägers sonst scharfsinnige Vermuthung und Ansicht, und wir halten die Kilianskirche für diejenige, welche auf den Grundlagen der uralten Michaeliskirche steht. Daß die neuerbaute Kirche nicht denselben Patron erhalten, den die frühere gehabt, ist von keinem Moment, ist ja auch die Kirche zu Königshofen an der Tauber, welche mit der Heilbronner Michaelskirche in der Urkunde vom Jahr 823 genannt wird, in späterer Zeit, als sie umgebaut wurde, umgetauft worden, und ist statt einer Martinskirche eine St. Maurizius-Kirche geworden. — Die Kilianskirche hat aber mit allem Fug diesen Namen nach Abgang des ersten Gotteshauses erhalten, denn der h. Kilian ist ja derjenige gewesen, der an diesem Orte zuerst das Wort des Heils gepredigt, und aus dem heiligen Brunnquell getauft hat.

Nach ein Paar Jahrhunderten, als die erste Ansiedlung zu Heilbronn (villa Helibrunna) zu einem großen Orte geworden, war die alte Michaeliskirche nimmer geräumig genug, um die Menge der Gläubigen zu fassen, darum schritten die Bewohner Heilbronns zum Bau eines größeren Gotteshauses, und es wurde im Jahr 1013 der Grundstein zur Kilianskirche gelegt. An der östlichen Seite des Strebepfeilers bei dem nördlichen Thore unter dem Thurme haben

wir in alter Lapidarschrift mit lateinischen Buchstaben die Urkunde für unsre Angabe, sie lautet:

Anno 1013 zu Sanct Kilianstag legt man fürwahr an diesem Bau den ersten Stein. Gott geb dem Stifter allen Lohn, auch denen, die haben weiter verricht und diesen Stein hier offenbart 1510 Jahr. — Also fünf Jahrhunderte verflossen seit Gründung der Kirche bis zu ihrer Vollendung. Weil verschiedene Zeiten daran bauten, so vermissen wir an der Kiliankirche eine harmonische Verbindung zu einem Ganzen, eine Einheit des Styls. Die Kirche theilte nemlich das gleiche Schicksal mit so vielen anderen. Jahrhunderte gingen oft an einem solchen Bau vorüber, bis er unter dem Drange von widrigen Umständen vollendet war. Man begann oft einen Bau, ohne zu wissen, woher man das Geld dazu bekommen würde. Die Kirche verließ sich auf ihr gut Glück, die Gläubigen für ein solches Werk zu begeistern. Wer Geld hatte, gab Geld, wer keines hatte, dem wies die sorgfältige Mutter hier eine Gelegenheit an, durch Handarbeit den Himmel zu verdienen und seine Sünden zu büßen, wobei sie immer das lohnende Bewußtsein für sich hatte, ihre Kinder zu einer heilsamen Thätigkeit ermuntert zu haben. In Zeiten der Noth wurden die Gemüther kälter für ein solches Werk, man stellte es ein, und begann es oft erst nach Jahrhunderten wieder unter günstigeren Aussichten. Auf solche Weise ging die Einheit des Styls verloren, und wir haben solcher Gestalt so wenige

alte Kirchen, die einen reinen Styl haben. Das Gesagte findet seine volle Anwendung auch auf die Kiliankirche. Das Salische und Staufische Zeitalter ließ an dem Gebäude nur wenige Spuren zurück, und wir haben mehr eine Kirche im gothischen Style vor uns, deren Thurm nach dem ursprünglichen Riß viel höher hätte werden sollen, und noch einen Aufsatz in späterem gothischen Style erhalten hat. In die Salische Zeit gehören wohl noch die beiden kleinen Kuppelthürme, welche zwischen dem Chor und dem Langhaus stehen, und besonders durch ihre einfachen Fensterbogen mit halb erhabenen Säulen ihr Alterthum beurkunden. Sehr wahrscheinlich befand sich zwischen diesen Thürmen die alte kleinere Kirche vom Jahr 1013, an deren Hauptportal diese Thürme rechts und links standen. Nachher wurde das Schiff der jetzigen Kirche angebaut, und die alte bildete vor der Hand den Chor der neueren Kirche. Die Erweiterung der Kirche, welche 600 rheinische Gulden kostete, fällt in die Zeit der letzten Staufer, und noch darüber hinaus, etwa bis 1309. Wenigstens wurde die erweiterte Kirche erst um diese Zeit zum Gottesdienst gebraucht, da der Kirchherr, Magister Gebwein, in diesem Jahre eine Pfründe zum Mariä Magdalenen und Barbara Altar gestiftet, welcher Stiftung bis zum Jahr 1440 noch 15 ähnliche folgten. — Von den früheren Baumeistern der Kirche haben wir keine Kunde. In der Mitte des 15. Jahrhunderts baute der Straßburger Meister Hans von Mingolsheim an der Kirche.

Ihm folgte Meister Burkhard von Augsburg, den der Rath im Jahr 1480 beschrieben. Noch von dem zuvor genannten Meister wurde der Chor begonnen, im Jahr 1475, wie auf einem gemalten Fenster gegen Norden zu lesen ist. Um den Chor zu bauen, mußte zuvor die alte Kirche, welche im Jahr 1013 begonnen wurde, abgebrochen werden, was nur nach eingeholter Erlaubniß des Bischofs von Würzburg geschehen konnte. Der Chor ist außen und innen im reinsten gothischen Style aufgeführt. Die zwei Thüren des Chors sind einfach und schön gearbeitet. An der nördlichen Seite des Chors ist das Leiden Christi am Oelberg in Stein gehauen. Ueber der oberen Thüre des Schiffes der Kirche gegen Mittag ist Kilian auf dem Bischofsstuhle, und über der Thüre bei den Rathsherrn Maria mit dem Christuskinde in Stein eingehauen. An der nördlichen Wand des Schiffes finden sich noch Spuren von Gemälden, unter andern eine Kreuzigung. An der nördlichen Seite der Kirche bei den Handwerksläden lag bis zum Jahr 1805 ein 80 Schuh langer Balken, vorn stark mit Eisen beschlagen, auf beiden Seiten mit eisernen Ringen versehen. Es soll ein römischer Sturmbock gewesen seyn, den K. Rudolf von Habsburg, nach Andern K. Karl V. bei einem Besuche der Stadt schenkte. — Zwischen dem Schiff und dem Chor der Kirche stehen zwei kleinere Kuppelthürme, von denen wir bereits gesprochen; in ihrer Mitte erhebt sich ein höherer spitziger Thurm mit einem Satteldache, der nur auf dem Gebälke

der Kirche aufſitzt. Ehemals hatten alle dieſe drei Thürme Glocken; jetzt befinden ſich im nördlichen drei und in dem mittleren eine Glocke. Die größte unter den Glocken im nördlichen Thurme iſt ſehr alt, ungefähr 30 Centner ſchwer, und hat die Namen der vier Evangeliſten in Mönchsſchrift um den Rand herum. Von dieſer Glocke geht eine Sage. Es habe ſich Jemand in der Gegend verirrt; durch den Klang einer Heilbronner Glocke wurde er wieder auf den rechten Weg gebracht, und nun machte er die Stiftung, der zufolge jeden Abend um acht Uhr die genannte Glocke angezogen werden ſollte. Auf der zweiten Glocke im nördlichen Thurme iſt Kilians Bildniß aufgegoſſen ſammt der Inſchrift:

Oſanna heiß ich, unſerer Frauen und St. Kilian Ehr läut ich, Bernhard Lachmann goß mich. anno dom. 1479.

(B. Lachmann ſtarb im Jahr 1517 und liegt in der Kirche begraben.)

Der große Kirchthurm, wann er auch vermöge ſeiner Bauart zweien Zeitaltern angehört, iſt immerhin ein merkwürdiges Gebäude. Seine Höhe bis zur Spitze beträgt 217 Fuß, alſo iſt er der höchſte vollendete Thurm einer gothiſchen Kirche in unſrem Vaterlande. Der Unterſatz des Thurms beſteht aus einer vierſeitigen Säule, an welche ſich auf beiden Seiten gegen Norden und Süden kleinere Vorhallen anſchließen, von denen die nördliche eine Altane hat. Er iſt in einfachem, edlem Style gebaut; ſeine Hauptgeſimſe haben ſchöne

Kränze mit gothiſchen Bogen und Lilien, die Fenſterbogen, meiſtens kreisrund, ſind mit Laubwerk u. dgl. verziert. Zwei Treppenthürmchen ſind innig mit dem Thurme verbunden, aber nur das ſüdweſtliche iſt ausgebaut, das andere unvollendet. Die unteren Hallen des Thurms ſtehen mit der inneren Kirche in genauer Verbindung; die unterſte enthält zum Theil die Haupteingänge zum Schiff, die obere eine Orgel. Höher als das Dach der Kirche enthält der Thurm ein Gewölbe, worin die größte Glocke hängt. Dieſe wiegt 8000 Pfund, und hat außer den Namen der Apoſtel und der Maria die Inſchrift:

Sum vas ex aere, tria nuncio: funera flere,
festa celebrare, tempus nocuumque sedare.

(Ich bin aus Erz, und verkünde dreierlei: betraure die Leichen, verherrliche die Feſttage, beruhige verhängnißvolle Ungewitter.)

Dieſe Glocke wurde ebenfalls von Bernhard Lachmann im Jahr 1479 gegoſſen, aber erſt im Jahr 1533 aufgehängt. Seit 1630 wird ſie jeden Mittag geläutet „wegen einer alten Betzeit, weil die Papiſten rumorten.“ Ueber dem Glockengewölb iſt die erſte Gallerie, die rings um die Wohnung des Thürmers führt. Von hier an hat der Bau einen anderen Charakter, und es ſcheint, als ob der Baumeiſter Hans Schweiner von Weinsberg, mit dem im Jahr 1507 nach dem Taglohn gedingt wurde, vom erſten Riß des Thurms abging, denn der obere Theil deſſelben ſteht offenbar in keinem Verhältniß zu dem

unteren, der einen großartigeren Riß verräth. Statt daß der Baumeister, wie es bei andern gothischen Kirchen der Fall war, eine geradelinigte Pyramide aufstellte, baute er einen Aufsatz aus mehreren Stockwerken, wovon das höhere stets einen kleineren Umfang hat, als das untere, bis die 8 Fuß hohe Bildsäule eines Mannes mit Schwerdt und Fahne (Stadtadler) die Krone des ganzen Bauwerkes bildete. Dieser Aufsatz wurde im Jahr 1513 begonnen, laut einer am untersten Gesimse, über der Thüre an der westlichen, gegen die Windgasse hin gekehrten Wand, befindlichen Umschrift, die freilich keinen großen Poeten zum Verfasser hat:

Kund sey jedem und offenbar,
als man zählete fürwahr
nach der Geburt Gottes unsers Herrn
tausend fünf hundert dreizehn mehr,
ist unter dieser Schrift begraben
ein gut Fundament, das tragen
thut den großen Bau allhinauf;
ein gutes Werk und schöner Steinhauf.
Zu Nutz und Ehr gemeiner Stadt
man solches aufgeführet hat,
löblicher Rath befohlen, daß
Hans Schweiner des Meisters Namen was.
Gott geb uns unsrer Sünd Ablaß.

Eine andre sehr verdorbene Umschrift am Fußgestell der Statue besagt weiter, daß dieser Aufsatz, begonnen

unter Kaiser Maximilian, im Jahr 1529 unter Kaiser Karl V. vollendet worden. Ist der genannte Aufsatz für das Auge des Kenners und Liebhabers rein gothischer Baukunst weniger wohlthuend, um so merkwürdiger sind für den Alterthumsfreund die vielen baroken Bildhauerarbeiten, welche wir von der ersten bis zur dritten Gallerie treffen. Der Baumeister des Thurms, der um 1513 noch ganz gläubig um Ablaß bittet, ist unmittelbar vor dem Jahr 1529 von der kirchlichen Bewegung der Zeit nicht unberührt geblieben, und richtet in seinen Bildern ungescheut seinen Hohn gegen das Pfaffenthum. Die Habsucht der damaligen Geistlichkeit stellte er in zwei Mönchen mit Vogelschnäbeln dar, ihre Wollust und Schwelgerei durch Affen und Hunde in geistlichen Gewändern, ihre Heuchelei und Scheinheiligkeit durch ein gemästetes Thier mit Krallen und einem Rosenkranzschweif, und die damaligen ärgsten Feinde der evangelischen Christenheit „Türke und Mönch“ hat er an der dritten Gallerie gegen Süden recht sinnig durch zwei Männerköpfe dargestellt, wovon der eine die Priesterglatze, der andere einen Turban trägt. Beide Köpfe sind etwas von einander abgekehrt, haben lange Hälse, vereinigen sich aber wieder in den Rumpf eines Raubvogels. — Nahe bei dem Ironischen steht das Ernste. Denn auf der zweiten Gallerie sehen wir einen Engel, Löwen, Stier und Adler, je ein großes Buch mit hebräischer Schrift vor sich haltend — wohl eine Hinweisung auf die Wiedererweckung des evangelischen Worts, in den Attribu-

ten der vier Evangeliſten dargeſtellt. Eine zierlich ausgeführte Wendeltreppe führt von des Thürmers Wohnung zur zweiten Gallerie. Neben dem Eingang der Wohnung iſt das Bruſtbild des Meiſters halberhaben in Stein angebracht. Nicht ferne davon gegen Abend iſt auch ein Kind in Stein gehauen. Ein ſolches ſoll beim Thurmbau von der erſten Gallerie herabgefallen, aber außer einer geringen Verwundung am Fuße unbeſchädigt geblieben ſeyn, denn ſein Röcklein diente ihm als Fallſchirm. Auf der Spitze des Thurms, unter dem Manne, iſt eine Schlagglocke aus dem 15. Jahrhundert mit den vier Evangeliſten, und über der Wohnung des Thürmers ſind noch zwei andere, darunter die Sturmglocke; ſomit ſind acht Glocken im ganzen Kirchengebäude.

Das Innere der Kirche macht einen wohlthuenden Eindruck auf die Eintretenden, beſonders, ſeit in Folge einer wohldurchgeführten Reſtauration alle geſchmackloſen Zuthaten der Zopfzeit entfernt ſind. Das Schiff iſt in rein gothiſchem Styl aufgeführt, und hat zwei Seitenſchiffe. Es iſt mit Einſchluß der letzteren im Licht 71 Schuh breit; die Länge des ganzen Gebäudes von Weſten nach Oſten beträgt 250 Schuhe. Der Chor bringt, vom Schiff aus betrachtet, einen großartigen Eindruck hervor. Derſelbe iſt im Licht 72 Schuh breit, und vom Boden an bis zum Mittelgewölbe mißt er 61, bis zu den Seitengewölben 52 Schuhe. Schlanke, zierliche Säulenſchäfte, in Büſcheln geordnet, erheben ſich, ohne durch ein Ka-

pitäl oder Geſtnſe unterbrochen zu werden, im Chor. Je zwei tragen einen 12′ 6″ hohen Bogen, und dieſe gehen dann in ein ſpitzbogiges dreifaches Gewölbe über, das ſich in Geſtalt eines Netzes über der ganzen Kirche ausbreitet. Das Gewölbe iſt aus gebrannten Steinen zierlich gefertigt vom Jahr 1578—80. Hohe, mit zierlichem Laubwerk durchbrochene Fenſterbogen, einſt mit lauter gemalten Glasfenſtern ausgefüllt, verſchaffen dem Chor eine Helle, welche mit der ſpärlicheren Beleuchtung im Schiffe nicht unangenehm contraſtirt. Der ſchönſte Schmuck des Chors iſt der Hochaltar, auf den wir unſern Blick richten. Es iſt eine treffliche Sculpturarbeit aus der ſchönſten Zeit der mittelalterlichen Kunſt. Das Mittelbild zeigt die Mutter des Heilandes, zur Seite je einen Apoſtel und einen Heiligen, über ihnen vier Bilder theils in halber, theils ganzer Figur. Der obere Theil des Altars ſtellt den Gekreuzigten dar, zu beiden Seiten auf Säulen die traurenden Frauen, welche voll Schmerz und Wehmuth zu ihm aufſtallen. Eine dritte umſchlingt den Stamm des Kreuzes. In der Krönung des Altars erblicken wir drei Figuren, unter denen die oberſte eine Pabſtkrone trägt. Der Altartiſch enthält fünf Bruſtbilder: das Mittelbild ſtellt den mit Dornen gekrönten Heiland dar, ihm zur Seite zwei traurende Frauen; die beiden Seitenbilder zeigen je zwei Heilige, darunter auch einer mit einem Cardinalshut. An den Seitenwänden des Altars ſind vier Hautreliefs in Holz vom Jahr 1498 aufgehängt: ſie ſtellen mit

einem Reichthum von Figuren die Geburt Christi, seine Auferstehung, den Tod der Maria, und das Pfingstfest dar. Diese vier Bilder dienten früher als Thüre des Altarblatts. Der Hochaltar mit seinen Bildern soll nach dem Urtheil von Kunstkennern einen Werth von 15000 fl. haben, und wird in diesen Tagen von einem jungen Künstler der Stadt Namens Beck restaurirt werden. Links vom Altar steht das zierliche Sakramenthäuschen aus Sandstein, wohl eines der schönsten aus dem Mittalter. Ueber dem verschließlichen Behälter, in dem in früher Zeit die Monstranz aufbewahrt wurde, erhebt sich eine schlanke gothische Pyramide mit Laubwerk, Spitzsäulen, und schön gewundenen Treppen. Der Fuß des Sakramenthäuschens ruht auf einer seltsamen Thiergestalt. In dem Behälter des Sakramenthäuschens steht dermalen das hölzerne Bild des h. Kilian gesicherter, als in der Reformationszeit, da ihm Schwerdt und Bischofsstab zerbrochen worden. Unter dem Bilde steht die Inschrift:

O sancte Kiliane, ora pro nobis etc.

Nahe bei dem Sakramenthäuschen kniet ein Mann, ohne Zweifel der Stifter des Kunstwerks. Sein Wappenschild mit drei Fischen zeigt, daß er zur Patrizierfamilie der Hünderer gehörte; wahrscheinlich ist er derselbe, der in der Kirche begraben liegt, und eine gegossene Grabplatte auf dem Fußboden bei den Rathsstühlen hat, mit der Umschrift: anno Trinitatis starb der ehrbar und fest Eberhard Hünder, dem Gott gnad. Außer dem Hochaltar sind noch

drei Altäre vorhanden, von denen aber nur der in der Mitte des Chors ſtehende gebraucht wird. Es ſollen früher zwanzig Altäre in der Kirche geweſen ſeyn, auch hatte ſie mehrere Kapellen, unter denen beſonders die Kapelle des h. Jodokus und h. Wendels wegen ihrer Entſtehung merkwürdig geweſen. Der Heilbronner Rath mußte ſie auf Befehl des Biſchofs von Würzburg erbauen, zur Strafe, weil er mehrere Pfaffen im Adelberger Thurm eingeſperrt hatte, die zur Zeit des Streits der Gegenpäbſte im Jahr 1370 diejenigen excommunizirten, welche nicht auf ihrer Parthei ſtanden. Im Jahr 1538 wurde dieſe Kapelle abgebrochen, um dieſelbe Zeit, da auch die meiſten Altäre ſo wie alle gemalten Heiligenbilder aus der Kirche geſchafft wurden. Obgleich die meiſten älteren Gemälde aus der Kirche wandern mußten, ſo iſt ſie doch noch reich an Kunſtwerken der Malerei aus neuerer Zeit. An der nördlichen Wand der Kirche, in der Nähe des Taufſteins, der am Reformationsfeſt von Werkmeiſter H. Cluß geſtiftet wurde, iſt ein ſehenswerthes Gemälde, die Auferweckung eines Todten vor dem Thore Jeruſalems darſtellend, von Iſaak Fiſcher aus Straßburg im Jahr 1688 gefertigt. Ferner verdienen unſre Aufmerkſamkeit: neben dem nördlichen Seitenaltar „der barmherzige Samariter“ von Mich. Junken, neben dem ſüdlichen Seitenaltar „die Anbetung der Hirten zu Bethlehem“, beſonders aber über demſelben Altar „ein ſterbender Chriſtus, der ſich zum reuigen Schächer wendet“, wohl von einem Meiſter,

der italieniſche Vorbilder ſtudirte. Ein „David“ von dem berühmten Heilbronner Maler Fr. H. Füger (geb. 1751, geſt. 1818 als Direktor der Gemäldegallerie zu Wien) iſt noch der Beachtung werth, denn ob es gleich nur ein Lehrſtück iſt, ſo läßt es doch den ſpäteren Künſtler ahnen, der in ſeinen Bildern aus der Meſſiade ſo Herrliches geleiſtet hat. Einer älteren Zeit, als die bisher genannten, ſoll „die Kreuzigung Chriſti“ von Büchſenſtein angehören. Die meiſten dieſer Gemälde haben unten Epitaphien der Stifter, mit den Portraits von einzelnen Perſonen und ganzen Familien. — An Glasmalereien iſt der Chor der Kilianskirche reich geweſen, aber es ſind wenige mehr vollſtändig erhalten. Sie ſind vom Jahr 1487 und wurden von den Zünften geſtiftet. Es ſind meiſt die Embleme der Gewerke: der Schmiede, Weber, Bortenwirker, Weingärtner, Küfer, Mezger, Krämer und Goldſchmiede, zum Theil mit Umſchriften. Auf einem unteren Fenſter, dem Pfarrhof gegenüber, waren zwei betende Frauen um den Heiland am Kreuz, mit der Umſchrift: Er herlüchte ſin Anblick vber vns vnd herbarm! darüber zwei Wappen, die ein großes lateiniſches S enthalten. Auf dem mittleren Chorfenſter ſieht man das Wappen des Carmeliterkloſters. In dieſes Fenſter hat in neueſter Zeit der kundige Glasmaler Pfort von Reutlingen die ſämmtlichen Reſte von gemalten Fenſterſcheiben geſammelt, ſie zu einem Ganzen vereinigt und ergänzt,

so daß dieses mittlere Fenster nunmehr eine besondere Zierde des Chors bildet.

Unter den vielen Epitaphien und Grabsteinen, welche die Wände der Kirche, besonders aber den Boden zieren, nennen wir nur die älteren.

Auf einer Messingplatte im Gang, der das Schiff vom Chor scheidet, lesen wir: anno Domini 1404 jar starb Antoni Maierhofer von Gmünd.

An der nördlichen Wand des Chors das messingne Epitaphium des Johannes Kröner aus Scherdingen, Dr. der Theologie, welcher im Jahr 1520 als 27 jähriger Prediger an der Kilianskirche und zugleich mit M. Luther, vielleicht auch früher, gegen die Messe gepredigt hat.

Vor der Sakristei neben dem eisernen Grabmal, unter welcher die Reste einer Freifrau Margarethe von Wöllwart, geb. Schilling, ruhen, befindet sich die sogenannte Zwingenberg'sche Gruft, in welcher die beiden letzten Freiherren von Hirschhorn und Zwingenberg begraben liegen. Der Vater Friedrich von Hirschhorn floh in der drangvollen Zeit des dreißigjährigen Kriegs mit seinem unmündigen Söhnlein Kasimir nach Heilbronn. Beide starben in Einem Jahr, 1632; ihre einbalsamirten Leichname wurden in zwei zinnernen Särgen in der Gruft beigesetzt. So fand man sie im Jahr 1809, als man die Gruft öffnete. In neuester Zeit, da man im südlichen Chor einen neuen Fußboden legte, und die fast eingesunkenen Grabsteine entfernte, um sie an einer Wand aufzurichten,

wurde die genannte Gruft zum zweiten Mal geöffnet und wieder geschlossen. Auf dem größeren Sarge befanden sich die Wappen des Letzten seines Stammes und seiner beiden Frauen, Ursula von Sternenfels und Anna Margaretha von Helmstatt, an den Seiten die acht Ahnenwappen von Dürn, Rüd von Kollenberg, von Rosenberg, von Wrede, von Hirschhorn, von Göler, v. Venningen und v. Handschuchsheim. —

Nachdem wir auf die wichtigsten Merkwürdigkeiten der Kilianskirche den Besucher aufmerksam gemacht, halten wir es für Pflicht, das gründliche Büchlein Ausführliche Beschreibung und Geschichte der Hauptkirche zu Heilbronn v. H. Titot (Heilbronn 1833) zu empfehlen, aus dem wir unsre meisten Notizen entnommen. Wir finden darin besonders auch eine genaue Abbildung des Hochaltars und des Sakramenthäuschens.

Hier eine Sage, welche wir wohl mit allem Recht mit der Entstehung der Kilianskirche in Verbindung stellen.

Die Sage von dem Siebenröhrenbrunnen in Heilbronn.

Als unser Vaterland noch in der dichtesten Nacht heidnischen Aberglaubens versunken war, kamen aus einem fernen Lande, in dem schon gar frühe sich die Herzen der sanften Macht der Wahrheit öffneten, die Apostel des Friedens, die Lehre des Christenthums

in deutsche Wälder zu pflanzen, und den Menschen mildere Wohnsitze zu bereiten. Nicht Ehre und Ruhm bei Menschen, wohl aber Spott und Verachtung, ja selbst ein blutiger Tod waren es, was ihnen beschieret ward. Unter ihnen kam auch Kilian, ein frommer Mann, an den Main und Neckar, in diesen unwirthbaren Gegenden ein Werkzeug in der Hand des Herrn zu werden. Eine frische Quelle war der Sammelplatz deren, die sich zum Evangelium bekehrten und hier die heilige Weihe empfingen. Schon manchen Samen des lauteren Evangeliums hatte der fromme Kilian ausgestreut, darum ging er nun von dannen, wie der Sämann, der dem Herrn das Gedeihen überläßt, um ein anderes Feld anzubauen; doch nur zu bald hatte der Herr seinen Diener dazu ausersehen, durch blutigen Tod ein Zeuge für die Göttlichkeit des Evangeliums zu werden. Und wie das Heilige in der Menschen Hände so oft entstellt wird, so gewann auch gar bald nach Kilians Tode in den Gegenden des Neckars hie und da die Finsterniß wieder die Oberhand über das Licht in den Herzen der Menschen, und die Quelle, an der einst Kilian getauft hatte, und wo nun ein Schüler desselben die Weihe ertheilte und das Wort des Herrn verkündigte, wurde immer seltener besucht.

Nach vielen Jahren sandte der Herr seinem Volk einen frommen Kaiser, Karl genannt, der sich allenthalben in den Landen, wie es einem frommen Fürsten ziemt, nach seinen Kindern umsah — half, wo zu helfen

war, strafte, wo er nach Gottes Ordnung strafen mußte, tadelte und lobte, wo er es für nöthig fand, und stiftete überall Heil und Segen.

Einst jagte der Kaiser unweit des Neckars, da, wo er sich mit der Sulm vereinigt und bald durch enge, grüne Thäler seinen Weg bahnt, bald im weiten Wiesenplan sich langsamer fortschlängelt. Dichte Eichenwaldungen bedeckten damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog sich der Forst die Hügel hinan, und nur selten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabsehbaren, grünen Gaue. Keines Menschen Fuß schien diese Wildniß betreten zu haben, keine Art hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tausendfältig in einander verschlungen waren die Kronen der stolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenstrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können. Lange war der Kaiser mit den wenigen Begleitern, welche er bei seinen häufigen Jagdzügen mit sich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quer gezogen, als er an einer Stelle, wo der Forst sich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen sich zeigten, unter denen eine kleine halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich sprudelnden Quell gelangte, dessen kühlende Fluth ihm und den Seinigen eine langgesuchte Erquickung bot. Verwundernd sah Karl sich um an diesem Orte, der ihm ganz fremd war, und eben wollte er das Wasser verlassen, das mit

leisem Rauschen zwischen Gras und Kräutern dahinfloß, als Geräusch sich in der Waldung vernehmen ließ, und im Augenblick, wo die Jäger schon glaubten, auf der Fährte eines Ebers zu seyn, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeußeres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf seinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte seinen Scheitel, sein Anzug war der eines Priesters des Herrn, aber er war ärmlich, und Kummer und Entbehrungen sprachen aus dem Gesicht des Greisen. Er stutzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, aber trat furchtlos näher. „Wer bist du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in diese Wildniß?“

„Einst war es keine Wildniß, denn das Licht des Glaubens erleuchtete sie und der Geist des Herrn senkte sich auf dieses Land. An der Quelle, woran ihr jetzt stehet, euren Durst löschend, wurden viele vom Heidenthum zur Lehre Christi bekehrt, aber der gute Same ist erstickt worden in seinem Keime.“

„Das wollte Gott nicht, sprach der fromme Kaiser. Sag an, wie es zugegangen in diesen entlegenen Gauen?“

„Wie Bonifaz im Sachsenlande das Evangelium predigte, und Sturmio zu Fulda die Abtei gründete, wo der heil. Deutschen-Apostel begraben liegt, so kam in diese Striche der fromme Kilian, und machte das zerstreute, in den großen Wäldern hausende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerstreben und verschlossene Herzen,

und sah sich selbst mancher Gefahr ausgesetzt: aber das Beispiel seines reinen Wandels, seiner Sanftmuth und Selbstverläugnung, wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther, und sein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr steht, kamen sie und ließen sich taufen in ihrem Wasser; unter den Wohnungen der Christen erhob sich ein dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein, und täglich mehrte sich die Zahl der Gläubigen. Der heil. Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Bekehrung auch an andern Orten in Deutschland fortzusetzen. Einer seiner Jünger blieb an seiner Stelle zurück, aber der Same des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und schoß bald zu wuchernem Unkraut auf. Die meisten verliefen sich, die Hütten verfielen, und das Kirchlein gerieth in den Zustand, in welchem Ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in diese Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben wenig gefruchtet." Der gottesfürchtige Kaiser ward durch die Rede des Priesters gerührt. Ich habe, dachte er bei sich, innerhalb und außerhalb der Gränzen meines weiten Reiches so viel gewirkt, um der Christuslehre Eingang und Aufnahme zu verschaffen; warum sollte ich die frommen Bemühungen dieses Mannes nicht unterstützen? „Fasset Muth, sagte er zu diesem, euer Kirchlein wird sich bald aus diesen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Osten, soll auch

die deutſchen Waldungen mit ſeinem milden Strahle erhellen.“

Als der Prieſter von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward ſein Herz mit Freude erfüllt, und er ergoß ſich in tiefgefühlten Dankesbezeugungen gegen den, welcher wohl im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwert dem unterjochten Sachſenvolke die gute Botſchaft gepredigt hatte, Würgengel mehr denn Apoſtel — welcher aber auch, durch Begünſtigung des geiſtlichen Standes und Anlegung von Klöſtern, der einzigen Zuflucht der Wiſſenſchaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung ſeiner Zeitgenoſſen ſo Vieles beitrug.

Bald erhob ſich erneuert und verſchönert die Kirche zu St. Michael, und füllte ſich wieder mit Gläubigen; Anſiedler kamen von nah und ferne, und ein Theil der Waldung ſank unter der Art des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Cultur. Wo einſt nur wenige Hütten lagen, ſah man ein Städtchen entſtehen. Karl der Große beſuchte zu verſchiedenen Malen den aufblühenden Ort, und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein ſchönes, altes Haus, deſſen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaiſers erinnert, und das die Sage als ſeine Pfalz bezeichnet. Noch ſtrömt aus den ſieben Röhren des heilſpendenden Kirchenbrunneus das kriſtallhelle Waſſer, welches der Stadt Heilbronn (Heilicobronn) ihren Namen gab.

XI.

Hohenstaufen und Lorch.

Wenn man in alten guten Zeiten dem herrlichen Hohenstaufen, dem Schwabenberge, reich an historischen Erinnerungen, zu dem jeder Deutsche eine fromme Wallfahrt anstellen sollte, zupilgerte, so nahm man, wie weiland der edle schwäbische Sänger und Wanderer, Gustav Schwab, das schwere Ränzchen auf den Rücken und den Wanderstab in die Hand. Wie ganz anders ist es jetzt! man hängt das zierliche Reisetäschchen an die Seite, setzt sich, wo die Eisenbahn beginnt, bequem in den Wagen und läßt sich von der allmächtigen Dampfkraft in unbeschreiblich kurzer Zeit nach der schönen, aus ihrer Asche neuerstandenen Landstadt Göppingen bringen, über welcher der Hohenstaufen, wie ein Hochwächter der unübersehbaren Gegend majestätisch hervorragt, umgeben vom Rechberg und Staufenberg, die wie Vasallen ihren Fürsten umgeben. Jetzt erst fängt die Fußwanderung auf den Hohenstaufen an; wir nehmen den Stock in die eine Hand, in die andere das Bergbüchlein von dem alten Pfarrer Ammermüller, den besten Wegweiser, den wir den Bergsteigern empfehlen können. Tritt man durch das untere Thor der Stadt hinaus, so liegt der Kaiserberg gerade vor dem Auge, und wird selbst zum Wegweiser; man glaubt, es sei nur

eine kleine Strecke hinauf, aber er ist beinahe noch anderthalb Stunden entfernt. Hat man nach einer halben Stunde den Weg zwischen fruchtbaren Feldern zurückgelegt, und eine große Viehweide hinter sich, wo sich der Weg immer unvermerkt höher zieht, so tritt man in einen hohen Eichwald ein, der selbst zum Lustwandeln angenehm ist. Je mehr man sich dem Staufen nähert, desto höher steigt der Weg, jedoch aber nicht sehr merklich. Nach einer halben Stunde hört der Eichwald auf, die grünen Gipfel der Tannen ragen weit hervor, und man glaubt sich in eine Gegend des Schwarzwalds versetzt. Bald aber kommt man in ein düsteres Erlenwäldchen, in welchem der Gesang von mancherlei Vögeln und selbst der Nachtigallen nicht wenig überraschend und angenehm ist. Unvermuthet wird es heller, und man sieht links ein Wiesenthal, meist mit Bäumen bepflanzt, und unten einen lieblichen Weiler, Hohenrein genannt. Aber der Hinaufblick gegen Staufen hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fuße des Kegels, der sich über dem Dorf Hohenstaufen erhebt. Wenige Häuser des Dorfes fallen ins Gesicht. Links sieht man einen Hügel, die Spielburg genannt, hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, Alles das gemahnt den Wanderer mehr an die Schweiz,

als irgend eine andre Stelle unſeres Landes. Die Straße führt nun noch bis zum Dorfe eine beträchtliche Anhöhe hinauf, die aber zur Linken bald eine ſehr ſchöne und lachende Ausſicht auf die Thäler und Höhen des niederen Landes entfaltet.

Wir ſehen uns zuerſt im Dorf Hohenſtaufen um, da wir dort wenigſtens noch Etwas finden, welches an die herrliche Zeit mahnt, als die Herren von Staufen, die Herzoge, Könige und Kaiſer vom erlauchten Stamme auf der Burg auf- und abgingen. Wir meinen nicht ſowohl den ſtattlichen Marktflecken von 1100 Einwohnern, welcher ſchon in alten Urkunden der Markt Staufen genannt wird und wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit angelegt wurde, da Friedrich von Büren die Burg auf dem Berge baute, ſondern das uralte Kirchlein mit dem bekannten Bilde Friedrich Rothbarts. Es liegt oben an der Spitze des Orts und iſt ein uraltes maſſives Gebäude, davon man den Thurm, weil die Gewitter oft einſchlugen, im Jahr 1721 um 40 Schuh niedriger machte, und zugleich die Kirche der Länge nach vergrößerte. An der Wand neben der Kanzel ſehen wir das Bild Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's, wovon die Sage erzählt, daß er öfter zu Fuß von der Burg herabgeſtiegen, und durch dieſe Thüre, die gegen das frühere Burgthor ſchaute, auf einem beſonderen Wege gegangen ſei, um im Kirchlein ſeine Andacht zu verrichten. Wie die goldene Pforte zu Rom wurde dieſe Thüre in der Folge zugemauert, damit nach dem großen Kaiſer Niemand

mehr die Schwelle betrete. Das Bild des Kaisers ist in Lebensgröße gemalt, und stellt denselben mit Helm und Panzer, Scepter und Schwert dar. Ueber dem Haupte des Bildes ist zu lesen:

Hic transibat Caesar.

Der großmächtig Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edel teutsche Blut
Uebt ganz und gar kein Uebermuth;
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
Ohn' alle Pracht, ohn' Stolz und Prangen,
Durch diese Thür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Diese Ueberschrift ist wohl noch aus dem 16. Jahrhundert, obgleich Crusius Nichts von dieser Schrift meldet. Dagegen erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Schrift auf beiden Seiten des Bildes. Auf der einen Seite:

Fridericus Barbarossa oder Aenobarbus, ein von Leib und Gemüth unvergleichlicher Fürst, vom Vater ein Gibelliner, von der Mutter ein Wölff; hat als Röm. Kaiser glorwürdigst regiert von anno 1152—90.

In recentiorem recens efficti
memoriam Caesaris apposuit.

M. Walz, Pf.

Auf der andern Seite liest man die zweite Hälfte des 24. Verses des 20. Kap. aus dem 2. Buch Mosis.

Das genannte Bild, wie es noch vor dem Jahr 1814 gewesen, ließ also der Pfarrer M. Walz (1720—1745) fertigen, um zu den alten Reimen eine passende Beigabe zu liefern, und der Mit- und Nachwelt den großen Kaiser zu vergegenwärtigen. Im Jahr 1814 wurde auf Veranstaltung des damaligen Pfarrers Ammermüller von dem edlen Karl v. Heideloff, unsrem nunmehrigen Altmeister in der Kunst des Mittelalters, das Bild würdig restaurirt, wie wir es jetzt sehen. Obgleich das Kirchlein zu Hohenstaufen schon seit vielen Jahren für die Gemeinde zu klein gewesen ist, hat man doch, um das ehrwürdige Denkmal der Vorzeit zu erhalten, keine Aenderung mit demselben vorgenommen, sondern es ist eine neue Kirche in würdigem Style in ihrer Nähe erbaut worden. Dagegen ist der Giebel des Kirchleins, der schon seit Jahren baufällig geworden, abgenommen, und ein neuer gebaut worden, an dem die alten, auf die Zeit der Staufer sich beziehenden Wappen angebracht sind. Damit hat doch der so lange schon schlummernde Hohenstaufen-Verein endlich wieder einmal ein Zeichen von sich gegeben, daß er sich noch am Leben befinde.

Durch das alte Kirchlein, sein Bild und seine Inschrift an die Erinnerung und Vergangenheit gewiesen, und gehörig vorbereitet, betreten wir den Pfad, der sich den grünen Heidekegel hinaufschlängelt und in

einer Viertelstunde auf den Berg führt, auf dem einst das alte Kaiserschloß stand.

Wir sind oben auf dem herrlichsten Berge, den eine Glorie der Geschichte umzieht, wie keinen im Schwabenlande, mit Ausnahme des Felsenbergs Hohentwiel — auf dem Berge, von dem unser Ludwig Uhland das schönste Bild entwirft, wenn er in seiner leider! unvollendeten Dichtung „Conradin" einen deutschen Freund zu dem letzten Staufer sprechen läßt:

O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt.
Und weit umher in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, was uns Walther sang, den Engeln gleich.

Nichts fehlt in diesem Bilde, als die herrliche Kaiserburg selbst von welcher auf dem kahlen, wie von Menschenhand gerundeten Bergkegel, Nichts übrig geblieben ist, als ein kleines Mauerstück. So viel sehen wir also nich mehr von der Burg, wie der früh vollendete Max von Schenkendorf, der begeisterte

Sänger deutſchen Reichs, deutſcher Eintracht und Freiheit, der Verfaſſer des herrlichen Liedes

Freiheit, die ich meine,

im Geiſte geſehen, als er im April 1813 über den Trümmern der Staufenburg das kräftige Lied geſungen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenſtaufen!

Es war ein ſchönes Traumgeſicht, in dem der Dichter den Hohenſtaufen beſtiegen, die Trümmer ſchaute, ſich Schwerdt und Sporn an den alten heiligen Steinen wetzte, und endlich den Mauern ein Lebewohl zurief, deren Steine der neue deutſche Bund überdauren ſoll. Kein Wandrer darf ſich durch dieſe ſchöne Viſion irre machen laſſen, denn der Berg, auf dem der Sänger noch das Thor zu einer Burg ſuchte, lag wohl ſo fern und unkenntlich vor ſeinen leiblichen Augen, als die herrliche deutſche Zukunft, die er beſang, vor ſeinen geiſtigen.

Das einzige wirkliche Ueberbleibſel der Burg iſt der genannte Mauerreſt am äußerſten ſüdlichen Rande der oberſten Bergfläche, wo wahrſcheinlich der Eingang in die Burg war. Im Jahr 1799 war dieſes aus wohlverkitteten Bruchſteinen beſtehende Mäuerlein 16 bis 17 Fuß hoch, oben acht und unten 18 Fuß lang, und drei bis vier Fuß dick, iſt aber ſeitdem durch

Verwitterung gar gering geworden, obgleich die neuere Zeit darüber gewacht hat, wie über heiligen Steinen. — Hier auf diesem Mauerreste können wir uns niederlassen, und erlaben uns zuerst an der schönen Aussicht, die sich auf einer Höhe von 2411 W. F. vor dem staunenden Auge darstellt. Sie zeichnet sich wie die vom Rechberg herab vor andern Albansichten dadurch aus, daß der Fernblick nach allen Seiten frei ist, indem er selbst gegen Süden und Osten noch über Hügel und Ebenen schweift, ehe er auf der Albwand, von welcher der Hohenstaufen und Rechberg nebst dem Stuifenberg mehrere Stunden vorwärts springen, zur Ruhe kommt. Das bewaffnete Auge erblickt bei günstigem Himmel in dieser Richtung sogar Tyroler- und Schweizeralpen hinter der schwäbischen Alb. Zuerst gegen Osten gekehrt, hat man das Albuchgebirge mit seinem Fürsten, den trümmer- und höhlenreichen Rosenstein vor sich. Gegen Süden weilt der Blick von Hohenstaufen aus auf dem Rechberg, dessen Schloß auf dem tieferen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen gibt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer eigenthümlichen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die näheren und ferneren Albrücken: der Stuifen und der Bernhardsberg mit einer Wallfahrt; weiter rechts winkt aus der Tiefe das alte Schloß Staufeneck; dann kommen die Berge des Geißlinger

Thals, in weiterer Ferne Teck, Neufen, Achalm, Hohenzollern, kurz, die ganze obere Alb, Alles auf engem Raum zusammengedrängt und hintereinander geschoben. Westlich dehnt sich die hügelige Fläche bis zum Schwarzwald aus, nordwestlich die hohen Hügelketten des wirtemberg'schen Unterlands, und dahinter wohl gar der Odenwald, im Vordergrund wellenförmiges Land mit einzelnen Tannenhainen, im Norden ein Stück des alten Herkynischen Waldes, der Welzheimer Wald; weiter entfernt die Löwensteiner Berge, blaue Gipfel des Frankenlandes in der Richtung von Schwäbisch-Hall und Rotenburg an der Tauber, wohl der Frankenberg und hohe Landsberg. — Nun die Chronik zur Hand, die uns ein Heldengeschlecht vor den Augen vorüberführt, das hier oben aus- und einging, den Volsungen des Nordens gleich in ihrem Heldenglanze, der von diesem Berge aus über ein großes Deutschland hinstrahlte, bis der Stern der erlauchten Staufer im fernen Italien, dem Grabe der edelsten deutschen Ritterschaft, untergegangen.

Das Geschlecht der Hohenstaufen, oder richtiger in der Sprache der Zeitgenossen, der Staufer, ist, wie Haus Wirtemberg, von einem geringen Ursprung ausgegangen. Zwischen dem Hohenstaufen und Kloster Lorch liegt der Marktflecken Wäschenbeuren, in alten Urkunden Büren, Buren, Beuren genannt, und nur eine halbe Stunde davon gegen Mitternacht, steht ein uraltes, mit Mauern und Gräben umgebenes Gebäude, das man das Wäscherschlößle nennt. Nicht weit davon

liegt der Wäscherhof, und nahe dabei, in einer weiten offenen Gegend, auf dem sogenannten Buren (Burren) ein altes, mit einem Graben umgebenes Haus, von dem man die herrlichste Aussicht hat. Letzteres, so wie das Wäscherschlößle, dürfen wir unzweifelhaft als die Wiege der Staufer betrachten. Hier lebte wohl schon im Anfang des 11. Jahrhunderts ein edler Herr, der nur schlechtweg den Namen Friedrich führt. Es war aber darum dieser Friedrich kein Mann ohne Namen, sonst hätte nicht sein Sohn gleichen Namens, der sich nunmehr Friedrich von Büren nannte, eine begüterte Erbin im Elsaß, Hildegarde, zur Gemahlin erhalten. Dieselbe gehörte auf jeden Fall einem vornehmen Geschlecht an, wenn wir auch mit Recht bezweifeln, daß sie die Tochter eines Grafen Hermann von Hohenlohe gewesen, da es damals noch gar keine Hohenloher Grafen gegeben. Friedrich von Büren zeugte mit Hildegarde 5 Söhne, Otto, Friedrich, Ludwig, Walther, Conrad, und eine Tochter Adelheid. Unter diesen Söhnen führt Ludwig den Titel Pfalzgraf und † vor 1104, Walther wird nur im Jahr 1089 und 95 genannt, Otto wurde Bischof von Straßburg, Conrad starb in der Blüthe der Jahre (1094), Friedrich führte den Stamm fort. Eine merkwürdige Vision soll Bischof Otto von Straßburg gehabt haben, wie uns der Chronist Burkard von Biberach (1206) erzählt. Einst schwebte der frühverstorbene Conrad in verklärter Gestalt aus den Gegenden über den Gräbern zu seinem

Bruder Otto, Biſchof von Straßburg. „Seliger Geiſt, fragte Otto, was bewegt dich, deine himmliſche Ruheſtätte zu verlaſſen?“ „Ich komme, erwiederte der Verklärte, um deiner frommen Seele eine gute Botſchaft zu bringen, damit ſie ſich beeifere, in guten Werken reich zu werden und in der Treue zu beharren; bald werden himmliſche Boten ſie zum Lohne abholen. „Weißt du noch mehr?“ fragte Otto. „Friedrich wird groß werden, und größer als alle Herren von Staufen vor ihm.“ „Woran ſoll ich erkennen, daß du mich nicht täuſcheſt?“ „Erkenne es daran, entgegnete der Verklärte, wenn ich dir ſage drei Brüder beſuchten das Grab des großen Karls zu Aachen. Da ſchwoll ihnen die Bruſt, und es brach der große Wunſch hervor: o wallte ſein Blut in uns, wären wir tapfer wie er! Die Brüder waren Friedrich, du und ich.“ — „Ich erinnere mich und ſtaune!“ — ſprach Otto. „Ich ſage dir noch mehr, ſchloß der Selige ſeine Rede — der Wunſch wird genau erfüllt. Friedrichs Stamm wird auf Karls des Großen Stamm gepropft.“ Der Geiſt verſchwand. Otto ſtarb bald darnach im Jahr 1100. — Was die Erſcheinung geſagt hatte, ging auch wirklich in Erfüllung. Im Jahr 1079 belehnte Kaiſer Heinrich IV. Friedrichen, den Sohn Friedrichs von Büren, mit dem erledigten Herzogthum Schwaben, weil er ihm in ſeinen Nöthen ſo treu beigeſtanden hatte. Ja, um ihn noch herrlicher zu belohnen und den treuen Anhänger noch feſter an ſich zu knüpfen, gab er ihm ſeine einzige

Tochter Agnes zur Gemahlin, indem er also sprach: „Wackerer Mann, den ich mir immer im Frieden als den Treuesten, im Krieg als den Tapfersten erprobt habe, du siehest, wie die heiligsten Rechte zu Boden getreten sind, wie durch des Teufels Eingebung empöreriſche Verbindungen eidlich beſchworen werden, und weißt, daß alle Gewalt von Gott ist, und daß der geiſtlichen Ordnung widerſtrebt, wer ſich der obrigkeitlichen Gewalt widerſetzt. Umgürte dich also männlich zur Niederkämpfung der Reichsfeinde. Um dir zu zeigen, daß ich deiner Verdienſte nicht uneingedenk bin, und daß ich dir auch künftig dankbar seyn will, gebe ich dir meine einzige Tochter Agnes zum Weibe, und das Herzogthum Schwaben, welches Berthold (Sohn des Gegenkönigs) ſich angemaßt, zur Mitgift.“ So wurde durch die Gunſt Kaiſer Heinrichs IV. das aus der Verbindung Friedrichs mit Agnes hervorgehende Geſchlecht 58 Jahre, ehe ein Glied deſſelben deutſcher König wurde, bereits unter die deutſchen Fürſtenſtämme als ein neuer Sproſſe eingeſetzt. Daß Friedrich ſchon damals, ehe er vom Kaiſer ſo hoch gewürdigt worden, nicht nur ein ritterlicher, ſondern auch ein gewaltiger und mächtiger Herr geweſen, läßt ſich wohl denken, und wirklich nennt ihn auch der Berichterſtatter bei ſeiner Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben einen Grafen. Darum läßt ſich auch eher annehmen, daß er ſchon vor ſeiner Erhebung zum Herzog auf dem Berg Hohenſtaufen eine Burg erbaute, die er nach dem Namen des Bergs Stophen,

Stauf, (gleichbedeutend mit Kapf, Kulm, Bergspitze) Staufen nannte. Von nun an schrieb sich Herzog Friedrich nach seinem neuen Wohnsitz von Staufen oder der Staufer. Vielleicht gründete er aber nicht nur eine Burg auf dem Staufenberge, sondern er könnte, nach den Worten des Chronisten Otto von Freisingen, sogar den ersten Grund zu einer Niederlassung von Hintersaßen auf dem Berge gelegt haben. Eine andere Ansicht wäre, daß Herzog Friedrich nicht sowohl eine ganz neue Burg auf dem Staufenberg erbaut, sondern vielmehr eine ältere, fast abgegangene, auf dem Hohenstaufen wieder neu hergestellt und prächtiger erbaut habe. Wir wollen diese Ansicht auch nicht geradezu verwerfen, denn wir können kaum glauben, daß der stattliche Berg, welcher wie dazu geschaffen war, eine Hochwarte oder ein Schloß auf seiner breiten Stirne zu tragen, nicht überbaut wurde, während auf dem nachbarlichen Rechberg und andern ausgezeichneten Albhöhen Burgen prangten. Mit Fug und Recht war jetzt der Hohenstaufen, der schönste dieser Berge, dazu erkoren, der Sitz des gewaltigsten Landesherren in dieser Gegend, nun ein Herzogssitz, und nach einem halben Jahrhundert die Wiege der größten deutschen Könige und Kaiser zu werden. War Friedrich von Staufen durch die Erhebung zum Herzog ein gewaltiger und mächtiger Herr geworden, und durch die Verbindung mit der Kaiserstochter Agnes in ein reiches Erbe der salischen Könige eingetreten, er hatte damit auch den Antheil an einem

Kampfe übernommen, den der unglückliche König Heinrich faſt bis zum Schluſſe ſeines Lebens mit ſeinen Feinden kämpfte, die nun auch Herzog Friedrichs Feinde geworden waren, weil er, der Emporkömmling, die Herzogswürde von Schwaben erhalten hatte. Während ſeines Lebens hatte Friedrich faſt immer den Panzer umgeſchnallt und das Schwerdt in den Händen, das er treu und ritterlich für ſeinen Kaiſer und Schwiegervater führte, und mag wohl wenig auf ſeiner Burg Hohenſtaufen der Ruhe gepflegt haben. Wie er aber im Felde thätig geweſen iſt, ſo iſt er auch in den wenigen Tagen der Ruhe auf ſeiner Burg Staufen nicht unthätig geweſen. Er, der das Dorf Staufen gründete, ſoll auch von ſeiner Burg aus die Städte Gmünd und Göppingen zu bauen angefangen haben. Er bedurfte zur Schöpfung ſeines Hofſtaats auf dem Berge einer benachbarten Anſiedlung von Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten, und ſo mag hauptſächlich das ſpäter ſo gewerbreiche Gmünd ſeinen Anfang genommen haben. Auch ſoll er die Gegend, welche meiſt mit Tannenwäldern bewachſen war, in fruchtbare Felder umgeſchaffen haben. Eine Schöpfung Herzog Friedrichs von Staufen iſt urkundlich gewiß. Er ſtiftete das Kloſter Lorch, welches die künftige Grablege Aller nach ihm werden ſollte. Im Jahr 1105 ſtarb Herzog Friedrich, genannt der Alte, ein durch Vorzüge jeder Art ausgezeichneter Fürſt. Zu Lorch wurde ſeine irdiſche Hülle eingeſenkt. Seine Gemahlin Agnes, die ihm zwei Söhne, Friedrich

und Cunrad geboren, vermählte sich im Jahr 1111 zum zweiten Male mit Herzog Leopold von Oesterreich, dem Babenberger.

Friedrich von Staufen, der ältere Sohn Friedrichs des Alten, geb. im Jahr 1090, folgte mit 15 Jahren seinem Vater im Herzogthum Schwaben — der jüngere, Cunrad, wurde, wenigstens später, Erbherr in den fränkischen Gütern, Rotenburg a. d. T. u. s. w. führte gleichfalls den angestammten Herzogstitel, und hatte zeitweise (von 1116 bis 20) das ganze ostfränkische Herzogthum in der Gewalt. Wie sich beide Brüder nach des Vaters Tod in den Herzogstitel getheilt, so theilten sie sich auch friedlich in den Besitz der Stammburg, wo sie beide geboren und erzogen wurden; aber später kam es zu einer förmlichen Abtheilung, wobei Herzog Cunrad nur einen einzigen Thurm der Burg und Friedrich den andern Thurm mit den übrigen Gebäuden erhielt, was später noch sein Sohn Friedrich, der spätere Kaiser Barbarossa, als Herzog bewohnte. Diesen einen Thurm auf Hohenstaufen betrachtete Cunrad auch da noch als seinen eigenen Antheil und Ansitz, als ihm in der deutschen Kaiserkrone ein reicher Ersatz für sein geringeres Erbtheil an der väterlichen Burg geworden war. Auch Friedrich und Cunrad wurden, wie einst ihr Vater durch seine Verbindung mit Kaiser Heinrich IV., so als Neffen seines Nachfolgers Heinrich V. in eine bewegte und stürmische Zeit hineingezogen, wo sie selten in Ruhe auf der Burg Staufen verweilen

konnten. In der Noth und Bedrängniß, welche bald auch über K. Heinrich V. durch sein Zerwürfniß mit der Kirche hereinbrach, waren diese seine Neffen seine Hauptstützen, die ihm, besonders der tapfere und geschäftskluge Friedrich, mit Rath und That zur Seite standen. Sie erwarben sein Vertrauen in so hohem Grade, daß er ihnen im J. 1116, als ihn dringende Verrichtungen nach Italien riefen, wo der Bannspruch über den muthig trotzenden Kaiser wiederholt wurde, die Reichsverweſung übertrug.

So können wir uns nicht wundern, wenn nach dem Tode ihres Oheims Kaiser Heinrich V. die Inhaber des schwäbiſchen wie des fränkiſchen Herzogthums, die, wenn auch nur kurze Zeit, die Zügel des deutſchen Reichs geführt hatten, den Gedanken hegten, es könnte auch einem von ihnen beiden, beſonders dem Herzog Friedrich, deſſen Gewalt und Tapferkeit ſprüchwörtlich geworden war, die Kaiſerkrone wohl anſtehen. Aber es wurde ein Strich durch des anſpruchsvollen Friedrichs Rechnung gemacht. Lothar, Herzog der Sachſen, ein gehorſamer Sohn des Pabſts und der Kirche, was ſchon die erſten Staufer nicht geweſen ſind, wurde zum Kaiſer erwählt, denn die Geiſtlichkeit hatte die Fäden der Wahl in die Hand genommen. Das war das Signal zu einem Streit um die Kaiſerkrone, der erſt endete, als Lothar die Augen ſchloß. Es ſtand nicht lange an, ſo waren die Brüder in vollem Kriege mit den Sachſen, und dieſer wurde noch umfangsreicher, als Herzog Cunrad,

von mehreren deutſchen Fürſten, beſonders auch ſeinem Bruder unterſtützt, ſich die deutſche Krone aufſetzte, unbekümmert um den bald darauf erfolgten Bannſpruch der drei Erzbiſchöfe von Mainz, Salzburg und Magdeburg. Jetzt ſollte das Recht des Stärkeren entſcheiden. Die beiden Brüder von Staufen kämpften ritterlich für die Ehre der Schwaben, für ihr Haus und ihre Rechte. Mit gleich mächtigen und ritterlichen Gegnern ſtritten ſie mit abwechſelndem Glücke. Städte und Burgen beider Brüder hatten in dieſem Kriege Viel zu leiden. Die auf Seite der Staufer ſtehenden Städte Nürnberg, Speier, Augsburg, Ulm, welche ihnen ergeben waren, mußten harte Püffe ausſtehen. Auch die Burg Hohenſtaufen, dieſes Herzblatt des alten Herzogthums Schwaben, durch Natur und Kunſt ein feſter Verwahrungs- und Zufluchtsort, ſoll in dieſem Kriege ihre erſten Stöße erhalten haben, wenn wir dem Bericht des M. Cruſius Glauben ſchenken dürfen, der freilich etwas ſagenhaft lautet. König Cunrad ſaß auf der Burg, als Lothar ſeinen Feind im eigenen Lande aufſuchte, und ſich drohend unter der Burg Hohenſtaufen lagerte. Kaiſer Lothar ging raſch zu Werke, und kam bald den Vorwerken der Burg nahe. Er ließ den Fels durchgraben, um auf dieſem Wege in die Burg zu dringen, aber es ſcheint, daß die Härte des Felſen den Belagerern widerſtanden, denn ſie drangen nur ſo weit, wie Cruſius meint, als die ſogenannten Heidenlöcher an der weſtlichen Seite in den Fels reichen, deren Entſtehung er jener

Belagerung zuſchreibt. Da iſt — dieß ſind die Worte des Cruſius — vielleicht geſchehen, was mir mein Collega, Michael Mäſtlin, Lehrer der Mathematik, mitgetheilt, wie er es weiland von ſeiner Urgroßmutter, und dieſe von anderen älteren Leuten gehört haben will. Während der Belagerung der Burg ſei der Mangel an Nahrung bei den Belagerten ſo groß geworden, daß zuletzt Nichts mehr übrig geweſen, als ein Scheffel Gerſte und ein einziger Ochſe. Mit dieſer Frucht haben ſie nun den Ochſen gemäſtet, dann geſchlachtet, und den vollen Wanſt über die Mauern der Burg geworfen. Als die Feinde das ſahen, ſeien ſie in Staunen gerathen und haben den Entſchluß gefaßt, von der Belagerung der Burg zu laſſen, weil ſie vermutheten, es müſſe noch hinlänglich Proviant in der Burg ſeyn. Doch zuvor ſchon war König Cunrad, als er ſahe, wie die Burg in Gefahr war, heimlich aus derſelben geflohen, und hatte ſich eine Zuflucht auf der Burg des Grafen von Hohenberg geſucht. Aber auch da hielt er ſich nicht für ſicher, und begab ſich in die nur eine Stunde davon entfernte feſte Stadt Rottweil. Ihre Bewohner boten dem König bereitwillig ein Aſyl. Als Kaiſer Lothar auch dieſe Stadt lange belagerte, machten die Rottweiler in der Nacht einen Ausfall, tödteten viele Herren und Ritter, machten viele Gefangene und brachten eine große Beute in die Stadt. Kaiſer Lothar zog jetzt unverrichteter Dinge wieder ab, und König Cunrad, nach dem Lothar gefahndet hatte, war

gerettet. Dieſer Wohlthat blieb Cunrad von Staufen immer eingedenk: als er dem Kaiſer Lothar im Reiche folgte, errichtete er zu Rottweil das kaiſerliche Hofgericht. Ob Cunrad als Kaiſer noch öfter auf Hohenſtaufen weilte, wiſſen wir nicht, aber immer hielt er die Burg ſeiner Väter noch in Ehren und hatte ein Augenmerk auf ſie. Schon zu Karls des Großen Zeiten — ſo berichtet unſer verewigter Altmeiſter in der ſchwäbiſchen Geſchichte, Pfiſter, nach Urkunden — hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (er war ohne Zweifel aus einem ſchwäbiſchen Hauſe) unter andern Schenkungen die Zelle, nachherige Dionyſiuskirche, zu Eßlingen, die zu Herbrechtingen u. dgl. erhalten. Dazu wurde auch der Hohenſtaufen gezählt. Dieß kam erſt wieder zur Sprache ums Jahr 1147, als Kaiſer Cunrad einen Kreuzzug nach Paläſtina unternommen. Da erwies König Ludwig VII. von Frankreich dem Kaiſer nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinaſien bedeutende Hülfeleiſtungen. Dieſe Gelegenheit wollte nun ein Mönch zu St. Denys nicht unbenützt laſſen, um ſeinem Kloſter die von den Staufern entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erlangen. Er bat ſeinen König, er möge den deutſchen Kaiſer, der ihm ſo viel Dank ſchuldig wäre, an die Rückgabe ermahnen. K. Ludwig that es, ſo nachdrücklich als er konnte, aber Kaiſer Cunrad war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen, und er machte ſolcher Geſtalt ſeine Stammburg los von einem ſo alten Lehensverbande, ob er

wohl nur einen einzigen Thurm auf derselben sein Eigen nannte. — Auch sein Bruder, Herzog Friedrich der Einäugige, wechselte wohl öfter seinen Aufenthalt auf Hohenstaufen, denn er starb ja in Alzei bei Worms (1147) und wurde unfern des von ihm gegründeten Ortes Hagenau, in der Benediktiner-Abtei St. Walpurgis, deren Vogt er gewesen, begraben. So mag es auch bei seinem ritterlichen Sohne Friedrich gewesen seyn, so lange er noch das Herzogthum Schwaben verwaltete, und noch vielmehr, als er nach dem Tode seines Oheims (1152) die Krone des deutschen Reiches überkam. Die Herzoge des vielbewegten Schwabenlandes mögen wie die Oberhäupter des Reichs keine bleibende Stätte mehr gehabt haben, sondern zogen von Ort zu Ort, um zu richten und zu schlichten, und den Frieden zu handhaben. Doch hielt Friedrich I., genannt Rothbart, seine väterliche Burg in hohen Ehren, und mag noch manchmal auf derselben aus- und eingegangen seyn. Wenn auch nur einmal urkundlich genannt ist (25. Mai 1181), daß K. Friedrich auf der Burg Hohenstaufen sich aufgehalten, wir halten fest an der Ansicht, daß Friedrich öfter auf der Stammburg verweilte, denn sein Bild im Kirchlein zu Staufen, wenn es auch aus sehr später Zeit stammt, weist darauf hin, daß er wenigstens auf der Burg manchmal Hof gehalten. Seine Nachfolger im Herzogthum wie im Reiche mögen es eben so gehalten haben, wenn auch keine Urkunden dafür zeugen. Alle betrachteten noch die Burg zu Hohenstaufen als

ihre liebe Heimath. Als Kaiser Philipp, Friedrichs I. jüngster Sohn, der seinem Bruder, Heinrich VI., im Reiche folgte, im Krieg gegen K. Otto IV., seinem Nebenbuhler im Reich, auf der Pfalz zu Bamberg (nicht auf der Veste Altenburg, wie bisher behauptet wurde) durch Otto von Wittelsbach ermordet wurde (1208), nahm seine jugendliche Gemahlin, Irene

„die Rose ohne Dornen, Taube sonder Gallen,"

(wie Walther von der Vogelweide sie nennt) ihre Zuflucht auf ihres Gemahls Stammburg Hohenstaufen, die er ihr zuvor noch mit seinen Erbgütern in der Heimath vermacht hatte. Irene war die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus des Comnenen, und zuerst mit Roger, dem Sohne Tankreds, Königs von Sizilien, verlobt, von König Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen und geblendet, seinem Bruder Philipp vermählt worden. Philipps Tod machte einen solchen Eindruck auf die unglückliche Kaiserstochter, denn sie hatte in ihrem Gemahl den einzigen Trost im fremden Lande verloren, daß sie bald nach ihrer Ankunft auf der Burg, wohin sie in aller Eile gebracht worden war, entbunden wurde. Sie brachte aber eine unzeitige Geburt zur Welt, und starb bald darauf (28. August 1208). Acht Tage vor ihrem Tode vergabte sie dem Kloster Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derselbe, von dem schrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geschieden war. In

dem Schenkungsbriefe nennt sie sich Maria, und beginnt mit den Worten: die Gerichte Gottes sind unerforschlich ꝛc. Aus der großen Zahl der Fürsten und Herren, welche sonst im Gefolge der Herzogen und Königen von Hohenstaufen gefunden wurden, ist Graf Ludwig von Wirtemberg der einzige, der ihre Schenkung als Zeuge unterschrieben, und also bei der unglücklichen Herrin ausgehalten hat, während die andern alle bereits auf K. Otto's IV. Seite getreten waren. Der Leichnam der unglücklichen Kaiserin Irene wurde im Kloster Lorch beigesetzt.

Ob der große Staufer K. Friedrich II. bei seinem Aufenthalte in Schwaben auf der Burg seiner Ahnen auf länger einkehrte, möchten wir bezweifeln, ob er gleich im Jahr 1237 zu Geißlingen sich aufgehalten; desto gewisser möchten wir dieß von König Cunrad IV. behaupten, besonders während er noch Herzog in Schwaben gewesen. Auch der unglückliche König Cunradin von Schwaben scheint die Burg seiner Väter gesehen zu haben, ob gleich Baierland, Tirol und die reizende Gegend am Bodensee mehrentheils die Orte seines Aufenthalts gewesen. Als er im Jahr 1266 zu Gmünd zwei Bürgern von Eßlingen den dortigen Zoll verliehen, mag er auch die so nahe Burg Hohenstaufen heimgesucht haben, und ebenso im Jahr 1267, als er zu Eßlingen anwesend war. Ehe Cunradin von Schwaben seine verhängnißvolle Fahrt über die Alpen antrat, um das Erbe seiner großen Väter zu erobern, vermachte er, was

bei den zunehmenden Unfällen seines Hauses von Stammgütern und Lehen übrig geblieben war, seinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern.

Als der jugendliche Staufer, der blondhaarige bildschöne Jüngling, zum letzten Male in Eßlingen anwesend war, und wahrscheinlich über Göppingen in das heimathliche Baierland zurückkehrte, da hat er wohl nicht daran gedacht, daß ihm die vor der Stadt aufsteigende Kaiserburg, auf die sein Blick fallen mußte, den letzten Gruß winke zu seinem Todesgange im fernen italischen Lande. Wenige Monate darnach trat er diese Todesfahrt an, von der wir ausführlicher berichten wollen, um doch wenigstens den Schluß des ernsten Drama's, als was eigentlich die ganze Geschichte der großen Kaiser und Könige von Staufen zu betrachten ist, dem auf dem kaiserlichen Berge voll Begeisterung weilenden Besucher vor der Seele aufzurollen.

Im Sommer 1267 erhob sich vom Ufer des Bodensee's, wo er zuvor zarte Lieder gesungen, mit dem Muthe seiner Ahnen, Cunradin von Schwaben, schon längst dringend aufgerufen von den italienischen Gibellinen, um den Kronenräuber Karl von Anjou aus seinem väterlichen Erbe zu vertreiben. In seinem Gefolge waren sein Herzensfreund Herzog Friedrich von Baden, Herzog Ludwig von Baiern, Graf Mainhard von Görtz und Tirol und mehrere Grafen und Herren aus Schwabenland. Seine Mutter, welche die traurige Zukunft ahnete, hatte es nicht vermocht, den für sein

Unternehmen begeisterten Sohn zurückzuhalten. Ohne Hinderniß erreichte der Zug, nach Uebersteigung der Tiroler Alpen, die Stadt Verona, wo er sich leider! nur zu lange, bis zum Anfang des Jahrs 1268 aufgehalten. Schon hier war Geldmangel eingetreten, in Folge dessen viele Pferde und Waffenstücke verkauft werden mußten. Ein großer Theil des Heeres ging von hier in die deutsche Heimath zurück, so daß von 10000 nur noch 3000 zurückblieben. Selbst Cunradins Oheim, Ludwig, und sein Stiefvater, Graf Mainhard, überließen den edlen Jüngling seinem Schicksal. Doch landete der kühne Staufer am 5. April in Pisa, und verstärkte sich mit bedeutender gibellinischer Mannschaft, ungeachtet ihn Pabst Clemens IV. wiederholt mit Bannflüchen verfolgte. In Rom fand Cunradin eine günstige Aufnahme, ja es wurde ihm ein Empfang zu Theil, der einer altrömischen Siegesfeier glich. Der Jubel, welcher von allen Lippen erscholl, die entgegenströmenden glänzenden Krieger, die Reigentänze des Volks, der Gesang und das Saitenspiel der schönsten Frauen und Jungfrauen — kurz, Alles that die herzlichste Huldigungsfeier kund. Im August zog Cunradin von Rom aus über das Gebirge nach Apulien. An Tagliacozzo vorbei rückte er durch die palentinische Ebene nach Scurcola, wo er sein Lager schlug. Bereits hatte sein Todfeind Karl von Anjou von seiner Ankunft vernommen, und stellte nun, von Alba her rückend, sein Heer gegenüber zur Entscheidungsschlacht auf. Cunradin ordnete

seine Schaaren in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, Lombarden und Tusziern, geführt von gibellinischen Herren; der zweite bestand aus Deutschen, befehligt von Cunradin selbst und seinem Freunde Friedrich. Karl von Anjou stellte sein Heer in drei Haufen; den dritten führte er selbst in Gemeinschaft mit Erard v. Valery, einem ritterlichen und kriegserfahrenen Manne, der eben aus Palästina zurückgekehrt war. Dieser stellte in einem verborgenen Engthale eine kleine Mannschaft als Hinterhalt auf. Am Morgen des 23. Aug. begann der blutigste Kampf, angekündigt von dem Schmettern der Trommeten. Schon hatten die Schaaren Cunradins, mit ihren langen Schwertern überall durchbrausend, scheinbar die Schlacht gewonnen; sie glaubten, Karl von Anjou wäre erschlagen, denn der Marschall von Cousance, welcher dem König sehr ähnlich war, und um die Feinde zu täuschen, die Abzeichen und Waffen des Königs trug, war getödtet. Sie überließen sich sorgloser Freude, gingen nach Beute und suchten in dem nahen Saltofluſſe Erquickung im Baden. Da stürmte auf einmal Ritter Erard v. Valery mit enggeschlossener Schlachtordnung aus seinem Hinterhalt hervor, und errang, wiewohl schwer, den Sieg über die schon Siegtrunkenen. Cunradin mit Friedrich von Baden und wenigen Getreuen entkam durch die Flucht. Verkleidet wendete er sich nach Rom, aber da hatte sich das Blatt gewendet. Doch halfen ihm einige noch treugebliebene Freunde zu Rom zur Flucht nach Pisa. In Astura schiffte er sich mit

seinen wenigen Begleitern nach Pisa ein, von wo aus er nach Sizilien überschiffen wollte, um von dieser heimischen Insel aus einen neuen Angriff auf den Kronenräuber zu unternehmen. Bereits waren die Flüchtlinge in die See gestochen, da ließ Johannes Frangipani, der Herr von Astura, ihnen nachsetzen und sie einholen. Ein Schiffsmann hatte ihm einen Ring gebracht, den Herzog Friedrich vom Finger gezogen und zur Bezahlung der Fahrt gegeben; daraus hatte Frangipani geschlossen, daß der Besitzer ein Mann von Bedeutung seyn müsse, den er nicht entkommen lassen dürfe. Als Cunradin mit seinen Genossen vor ihn gebracht wurde, gab er sich alsbald zu erkennen, und hoffte auf den Schutz Frangipani's, weil die Staufer Wohlthäter seiner Familie gewesen waren. Aber er täuschte sich; denn als Karl von Anjou von der Sache Kunde erhielt, und die Auslieferung der Gefangenen verlangte, hatte Frangipani nicht Gewalt oder Muth genug, um es zu verweigern.

Verbrechern gleich wurde Cunradin und sein Freund durch Campanien hindurch nach Neapel geschleppt und daselbst eingekerkert. Um seinem Mordplan die Form Rechtens zu geben, berief Karl von Anjou eine Verhandlung von Rechtskundigen, welche über Cunradin einen Rechtsspruch fällen sollten. Die solcher Gestalt eingeleitete Anklage gegen Cunradin lautete: er habe den wahren König Neapels und Siziliens bekriegt, die Kirche befehdet, Gotteshäuser verheert, deßhalb sei er des Todes schuldig. Dagegen traten die meisten

Richter, der berühmte Rechtslehrer Guido von Suzara an der Spitze, mit der Behauptung auf, Cunradin habe wegen des Königreichs, welches er für sein rechtmäßiges Erbe gehalten habe, einen offenen Krieg geführt; er sei auf der Flucht eingefangen worden, und die an Klöstern begangenen Unbilden seien Frevelthaten von Nachzüglern, welche keinen Befehl dazu erhalten hätten. Graf Robert von Flandern, Karls Schwiegersohn, äußerte sich ebenso, und fügte nachdrücklich hinzu: ein Jüngling von so edlem Geschlecht dürfe nicht gleich einem gemeinen Verbrecher behandelt werden. Nur der Reichskanzler, Robert von Bari, ein gleichgesinnter Knecht seines ruchlosen Herrn, stimmte für die Todesstrafe. Das war für den Usurpator genug; er hielt es noch für eine besondere Gnade, daß er die Opfer seiner Rache blos enthaupten und nicht am Galgen aufhängen lasse. — Gerade spielten Cunradin und Friedrich von Baden im Gefängnisse Schach, als ihnen das Bluturtheil angekündigt wurde; das hatten sie von ihrem Todfeind nicht erwartet — sie schluchzten laut auf. In den Paar Tagen, welche ihnen zu leben noch vergönnt wurde, beichteten sie und trafen ihre letzten Verfügungen, deren Vollziehung sie dem Ritter Bricaudi, Herrn von Nangey, auftrugen. Seine Oheime in Baiern setzte Cunradin zu Universalerben ein. Mit Geldvermächtnissen bedachte er mehrere Klöster. Indessen wurde in aller Stille, auf dem später sogenannten neuen Markt, unfern der Meeresküste, das Blutgerüst

errichtet. Es war, als ob gerade dieser Ort gewählt worden wäre, um dem unglücklichen Cunradin alle Herrlichkeit seines Reichs noch einmal vor dem Tode zu zeigen. Am 29. Oktober 1268 bestiegen die Verurtheilten das mit rothem Tuch überzogene Blutgerüst, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln bereits der Opfer wartete. Der Unmensch, Karl von Anjou, hatte auf dem Thurm einer nahen Burg seinen angeblichen Ehrenplatz eingenommen, um sein wildes Auge an der Blutscene zu weiden. Auf seinen Wink trat nun der ungerechte Richter Bari auf und las das Bluturtheil: Dieser Cunradin, Cunrads Sohn, kam aus Deutschland, um als Verführer seines Volks fremde Saaten zu erndten, und mit Unrecht fremde Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welchen er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler und Verräther das Todesurtheil ausgesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen. Dumpf murmelnd stand herum eine dichtgedrängte Volksmenge, aber Keiner der Umstehenden hatte den Muth, durch ein Wort den feilen Knecht Lüge zu strafen. Nur

der ſchon genannte Graf Robert von Flandern ſprang hervor und ſchrie den Kanzler an: wie darfſt Du frecher, ungerechter Schurke einen ſo großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen? und zu gleicher Zeit verſetzte er ihm einen Streich mit ſeinem Schwerdt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der Tyrann verbiß ſeinen Grimm, als er ſah, wie die franzöſiſchen Ritter die That des Grafen billigten, aber er gab keine Gnade. Hierauf bat Cunradin, man möge ihm noch einmal das Wort geſtatten, und nun ſprach er mit lauter Stimme: vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren väterlich ſorgten, ich frage alle Häupter und Fürſten dieſer Erde: ob der des Todes ſchuldig iſt, welcher ſeine und ſeiner Völker Recht vertheidigt? Und, wenn auch ich ſchuldig wäre, wie darf man die Unſchuldigen grauſam ſtrafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen? Die Worte des ſchönen 16jährigen Jünglings rührten, aber riefen keine That hervor. Da warf Cunradin ſeinen Handſchuh vom Blutgerüſt herab, damit er dem König Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Sizilien und Apulien übertrage. Heinrich Truchſeß von Waldburg hob ihn auf und erfüllte den letzten Wunſch ſeines Fürſten. Nun trat Cunradin zu allen ſeinen Todesgenoſſen und umarmte ſie, beſonders ſeinen Herzensfreund Friedrich, zog dann ſein Oberkleid aus und ſprach voll

Faſſung, Arme und Augen gen Himmel erhebend: Jeſus Chriſtus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! wenn dieſer Kelch nicht vor mir vorübergehen ſoll, ſo befehle ich meinen Geiſt in deine Hände! Jetzt kniete er nieder, rief aber dann, noch einmal ſich emporrichtend, aus: Mutter, welche Schreckenskunde wirſt du von mir hören! (nach Andern: o Mutter, welches Leiden bereite ich dir!) und empfing dann, indem er nicht das Haupt verwendete, ſondern geduldig, wie ein Opferlamm den Hieb des Henkers erwartete, den Todesſtreich. Wie eine herrliche Blume, von der Sichel gemäht, liegt der edle Todte, und ſein ſchönes Blut fließt im Strome und tränkt die Erde. Als Friedrich v. Baden das Haupt ſeines Freundes fallen ſah, ſchrie er in unermeßlichem Schmerz ſo gewaltſam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Nun fiel auch ſein Haupt, auch das des Grafen Gerhard von Piſa, ſo wie eines Edlen von Hirnheim aus Schwaben, und mehrerer Anderer der Getreuen Cunradins. Die Leichname der Gemordeten wurden auf dem Kirchhof der Juden verſcharrt. Später erhielt Cunradins Mutter, die nach Neapel eilte, um den Sohn zu löſen, aber zu ſpät kam, die Erlaubniß, eine Kapelle über ſeinem Grabe zu erbauen. Zur tragiſchen Geſchichte von Cunradins Tod hat ſich auch die ſinnige Sage geſtellt: Unmittelbar, nachdem das Blut des herrlichen Jünglings gefloſſen war, ſchoß ein Adler von den Lüften herab, zog ſeinen rechten Flügel durch das Blut und erhob ſich dann aufs Neue. Auch ſoll die Stelle

des Richtplatzes zum ewigen Andenken an das blutige Ereigniß seitdem immer feucht geblieben seyn. Noch lange tönten laute Stimmen der Klage über den Mord Cunradins und seiner treuen Genossen durch ganz Europa. Der deutsche Dichter Meißner sang:

Gedenke, wie unbarmliche der Kunik Chuonrat wart verderbet,
Davon noch allen Duitschen Bürsten eiset (schaudert).

Ja sogar ein Edler von Venedig, der Sänger Barthelemi Zorgi, ließ damals das Lied ertönen:

„Wenn zu großem Entsetzen die Welt unterginge, es sollte mich nicht wundern, da der glorreiche König, in dem Edelmuth noch blühte und Anmuth, hoher Ruhm und alle Vorzüge noch walteten, und Oesterreichs erhabener Herzog Friedrich, der an preiswürdigem Verdienst und an Tugend reich war, so schändlich ermordet sind. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie das Andenken an diesen Verlust im Herzen tragen, denn sie haben ihr Bestes mit diesen Beiden verloren und nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt.“ — Die Deutschen, in Cunradins Tagen, haben das Wort des italischen Sängers überhört, kein deutscher König und Fürst hat von Karl von Anjou und seinen Franzosen Rache gefordert wegen Cunradins Ermordung, aber der Tag der Rache kam im März des Jahrs 1282, als die Sizilianer

selbst bei der blutigen Vesper den Manen des edlen Cunradins ein schreckliches Racheopfer brachten.

Wir wenden uns weg von dem Boden Siziliens, der so eben aufs Neue vom Blute getränkt worden im Kampfe gegen Bourbon'sche Willkühr-Herrschaft, und kehren wieder auf unsern im Strahle des Friedens ruhenden Staufenberg zurück. —

Was den letzten Staufern von Stammgütern und Lehen übrig geblieben war, das hatte der unglückliche Cunradin Alles seinen eigennützigen Oheimen in Baiern noch vor seiner Abfahrt vermacht. Unter diesen Gütern aber ist Burg und Dorf Hohenstaufen nicht genannt, auch von den beiden genannten Herzogen nie angesprochen worden; daraus ersehen wir, daß die Burg Hohenstaufen unter den alten Kaisern und Königen aus diesem Hause als heimgefallenes Reichslehen betrachtet wurde, wenn sie anders nicht eine Zeit lang in den Händen der Schenken von Limpurg, sowie der Herren v. Rechberg gewesen. Im Jahr 1274 wenigstens versetzte Walther, des Reichs Schenke von Limpurg, mit dem Consens seiner Brüder, seines Sohnes und anderer seiner Erben seinen Thurm auf Staufen und eine Hofstatt, welche man gewöhnlich nennt Burgsäß, mit dem Patronatsrecht der Kirche zu Giengen, an seinen Eidam Ulrich von Rechberg, und Hans, dessen Bruder, sowie seine übrigen Brüder für 450 Pfund Heller. — Aber unter Rudolf von Habsburg, der alle Reichsgüter einzog, muß Staufen wieder Reichsburg geworden seyn. Als auf einer

solchen kehrte Rudolf von Habsburg im November des Jahrs 1288 ein; es war in den friedlichen Zeiten, welche für Schwaben während der letzten Lebensjahre des guten deutschen Königs eintraten. Von Hohenstaufen aus ging er in das nahe Gmünd hinab, wo er mancherlei Anordnungen mit den Herren des Landes traf. Mit Gewißheit erscheint Hohenstaufen als Reichsburg im Kampf K. Ludwigs und K. Friedrichs um das Reich. Ums Jahr 1319 war sie wahrscheinlich in Ludwigs Besitz. Als nemlich K. Friedrich vom Frühjahr 1317 an bis Sommer 1320 in Oesterreich und den andern angränzenden Ländern weilte, vertrat dessen Sache in Schwaben sein Herzog Bruder Lupold aufs kräftigste, und traf Anstalt, die wenigen Herren, Vesten und Städte dieses Landes, welche noch zu König Ludwig hielten, durch Gewalt und Ueberredung auf seine Seite zu bringen, was wohl überall gelang. Im Herbst 1319 war die Reichsfeste Hohenstaufen noch nicht in Friedrichs Besitz, Lupold begab sich daher am 17. September selbst zu Graf Eberhard nach Stuttgart, und vermochte ihn, noch am Ende des Jahres die Belagerung dieser Burg zu unternehmen. Wegen der Kosten der Belagerung und des Graberlohns stellte er ihn sicher; „werde die Burg erobert, so solle sie selbst hiefür Pfand seyn, worüber auch noch K. Friedrich bestimmte Zusage geben werde; die Schatzung der Kosten soll in diesem Falle von dem Truchseßen Kuno von Urach und Wernher Nothaft ausgehen; werde aber die Veste nicht genommen, so

stehe die Schätzung bei Kraft von Hohenlohe, von welchem dann auch die Bestimmung der Zahlungsziele abhänge.“ Ob Graf Eberhard die Veste eroberte, ist nicht überliefert, aber wahrscheinlich kam sie auf gütlichem Wege in seine Hand. Eberhard erhielt sie dann als Pfandschaft von K. Friedrich. Denn, wenn im Juni 1323 K. Ludwig dem Grafen Eberhard für seinen Uebertritt zu ihm die Belassung bei den Reichspfändern zusichert, so war unter diesen Pfändern ohne Zweifel die Burg Hohenstaufen begriffen, welche somit mit kurzer Unterbrechung bei Wirtemberg geblieben. Auch unter Kaiser Karl IV. blieb Wirtemberg im Besitz der Pfandschaft, ja er bestätigte im Jahr 1347, um nach Ludwigs Tod die mächtigen Grafen Eberhard und Ulrich zu gewinnen, seine „getreuen Landvögte“ in ihren Pfandschaftsrechten. Im Jahr 1360, als die Städte den Kaiser mit Beschwerden gegen die Wirtemberger Grafen bestürmten und ihn gegen sie aufhetzten, forderte er den Grafen Eberhard vor sein Gericht, und verlangte von ihm, daß er die Reichsfesten Achalm und Staufen zurückgebe. Aber der Graf sagte trotzig nein, und nun wurde gegen ihn der Feldzug beschlossen, in dem die Städte redlich ihre Mannen stellten, denn es ging ja gegen die Wirtemberger Grafen, ihre geschwornen Feinde. Ein kaiserliches Heer und ein Städterheer griff zumal auf drei Seiten die Grafen an. Doch richtete die große feindliche Kriegsmacht Nichts aus gegen die Grafen, und der Kaiser fand es vielmehr für gut, mit ihnen ein

leidliches Abkommen zu schließen. Unter den Friedensbedingungen war die, daß sie die Vesten Hohenstaufen und Achalm, und Alles, was zu denselben beiden Vesten gehört, herausgeben. Der Kaiser zog sie wieder für das Reich ein; sechs Jahre darauf aber versetzte er sie zur Heimsteuer seiner Tochter Elisabeth, als sie sich mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich vermählte, für 10,000 Schock großer Prager Pfennige, die er ihr als Heimsteuer verheißen. Bald darauf gingen die beiden Vesten in Afterpfandschaft über: zuerst an Rudolf von Honburg, dessen Bruder und ihre Erben im Jahr 1369, und dann im Jahr 1370 an Johann und Wilhelm von Rietheim. Um diese Zeit muß die Burg Hohenstaufen schon sehr baufällig gewesen seyn. Denn, als im Jahr 1371 Karl IV. dem Haus Oesterreich auf die Pfandschaft zu Bau und Besserung noch 1000 fl. gut an Geld schlug, da betraf dieß besonders Hohenstaufen, „das an Mauern und Dächern gar schädlich breschhaft war.“ Während dessen hatte Wirtemberg die Burg Staufen und Achalm nimmer aus den Augen gelassen. Im November des Jahrs 1376 kamen beide bleibend an Wirtemberg, denn Wilhelm von Rietheim gab nach dem Ableben seines Bruders Johann die eine wie die andere Veste mit allem Zugehör, mit allen Rechten, wie sie seines Bruders selig, Johansen von Rietheim und sein und ihrer Erben Pfand waren, an den gnädigen Herrn Ulrich von Wirtemberg und alle seine Erben auf. Im Jahr 1387 befahl Kaiser Wenzel

der Stadt Reutlingen und andern Reichsstädten, daß sie die Grafen von Wirtemberg an ihrer Gerechtigkeit an den beeden Vestinen Hohenstaufen und Achalm nicht irren dürfen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wird Hohenstaufen bereits unter den eigenthümlichen Besitzungen des Wirtemberg'schen Hauses aufgezählt. Burg und Dorf Staufen war auch gerne unter den Wirtemberg'schen Herren, was sie wirklich bewiesen. Als nemlich im 15. Jahrhundert eine Verpfändung vorkam, da brachten die Insaßen zu Hohenstaufen selbst 600 fl. für die Wiederlösung auf, und erhielten dagegen die Vergewisserung, daß sie nicht mehr verpfändet werden sollen. Hundert Jahre später, im Bauernkriege, kam über die alte Kaiserburg dasselbe Loos, was so viele ihrer Schwestern in der Nähe und Ferne, und kurz zuvor das nahe Kloster Lorch betroffen. Burg Staufen war während Herzog Ulrich nur schlecht besetzt. Zwei und dreißig Mann bildeten die ganze Besatzung unter dem Burgvogt Georg Staufer von Blosenstaufen. Dieser war aber gerade abwesend in Göppingen, als eine wilde Bauernrotte, eigentlich nur eine Abtheilung von dem Haufen, der Lorch verheert hatte, unter dem Berge ankam. An der Stelle Staufers führte Michael Reiß von Reißenstein auf Filseck den Befehl. Als die Bauern von unten herauf das Schloß mit Stücken zu beschießen anfingen, so antwortete die Besatzung mit Schüssen, und tödtete einige derselben. Doch sie fühlte sich in Kurzem zu schwach, auch zu wenig für längeren Widerstand ge-

rüſtet; ſo verlor ſie bald den Muth und flüchtete ſich auf der hintern Seite des Bergs hinab. Ohne Widerſtand drangen nun die Bauern in das Schloß ein, und zerſtörten es, ſo viel ihnen die Zeit geſtattete, meiſt durch Brand bis auf die Hauptmauern und Thürme. Die näheren Umſtände erzählt M. Cruſius, wie er ſie von dem Schultheißen und Wirth des Dorfs Staufen, einem ſehr alten Manne, im Jahr 1588 vernommen. „Die Zahl der Bauern ſei nur klein geweſen, und der Ueberfall bei Nacht geſchehen. Knechte und Wächter des Schloſſes erſchreckt, meinten, der Feind ſei mit einer größeren Macht zugegen; ſie warfen in der Angſt die Schlüſſel von der Zinne zu den Bauern herunter und verbargen ſich da und dort in Verſtecken. Durch ſolche Kriegsliſt ſei das Schloß eingenommen, geplündert und angezündet worden. Einige, die in ihren Verſtecken im Schloß gefunden wurden, haben ſie von den Zinnen der Burg und an der ſteilen Seite des Bergs hinabgeſtürzt. Geringer Widerſtand von Seiten der Wächter hätte die Burg retten können. Andre ſagen, der Commandant habe ſich mit ſeinen Knechten und Mägden eine Zeit lang gewehrt, die heißes Waſſer hinabgegoſſen und Steine hinuntergeworfen, weil es ihnen an Büchſen gebrach. Als ein größerer Haufen von Bauern dem Schloſſe nahte, habe Herr Reiß den „Reißaus“ genommen nach Filseck, und Alle übrigen in der Burg im Stich gelaſſen. Auch ſein 18jähriger Knecht, Peter Joſt, ſei glücklich entronnen. Darauf ſei die Burg eingeäſchert worden.“

Derſelbe Cruſius, der uns dieſen Bericht über die Zerſtörung der Burg mitgetheilt, möge uns auch erzählen, wie die Burg Hohenſtaufen 63 Jahre ſpäter ausſah. Im Jahr 1588 machte er mit ſeinem 14 jährigen Söhnlein Urban und zwei Freunden, M. Euſebius Stetter und M. Abel einen Beſuch auf dem Berge Hohenſtaufen. Sein Bericht, dem er noch einen für jene Zeit gut gefertigten Grundriß beigegeben, lautet wörtlich alſo:

„Wir langten in dem Dorfe Staufen an, welches unterhalb des Schloſſes liegt. Das Thor der Burg ſah links gegen das Dorf herunter. Als wir am Berg unter einem Lindenbaum ausgeruht, führte uns der Dorfpfarrer Johann Maier auf dieſes uralte und ſehr berühmte Schloß. Ich hoffte, noch etwas Gemaltes daſelbſt zu ſehen: ein römiſcher Adler, oder die Wappen der ſchwäbiſchen Herzoge. Aber dieſe ſind weiland geweſen; jetzt war nichts zu ſehen, als bloße Mauern und Thürme, ohne Ziegel und Holz. Lieber Gott! ſoll eine ſo große Herrlichkeit der mächtigſten Fürſten und Monarchen zu einem ſo ſcheußlichen Anblicke gediehen ſeyn? Kein Kaiſer, kein Fürſt iſt mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechiſche Irene, keine andre Kaiſerin, keine Herzogin, kein Frauenzimmer; kein Geräuſche mehr der Menſchen, keine Trommete hört man weit und breit erſchallen. Alles iſt verſchwunden, wie ein Rauch, alles iſt hinweggeflogen, wie ein Vogel. Ein Bauernſchultheiß hat jetzt die Schlüſſel zu dem Thor, welches für Alter

faſt wurmſtichig iſt; er mähet das Gras, das im Schloßhof hoch ſtehet; der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von Mauern übrig iſt, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.

Wir waren bei zwei Stunden auf dem Schloß und betrachteten alles fleißig. Da erbarmte uns des menſchlichen Elends, daher ich auch das Lied geſungen:

„Mag ich Unglück nicht widerſtahn.“

Und M. Euſebius ſchoß, anſtatt eines Abſchieds, ſein Gewehr über die Mauer ab, als wir wieder herunter gehen wollten. Ich will aber Lage und Geſtalt des Orts und Schloſſes bezeichnen:

Unten das Dorf Staufen, von dannen ſteigt man links auf den Schloßberg. Daſelbſt iſt faſt in der Mitten eine kleine Ebene, wo weiland, wie man ſagt, Tänze gehalten wurden. Hernach, wenn man weiter hinauf geht, kommt man an das Thor von zwei Flügeln, welches das einzige iſt. Der Berg ſelbſt iſt rund, wie ein hoher Spitzhut, doch an einem Theile länger als breit. Wir gingen auch außerhalb um die Mauern herum, und es iſt ringsum wenig Raum übrig, alſo daß man das Schloß nicht mehr hätte erweitern können, als jetzt der Umfang deſſelben iſt, weil der Berg ziemlich gäh iſt. Man kann aber an zwei Orten hinaufgehen: erſtlich auf einem mühſamen und engen Fußwege, zu deſſen Rechten jener Tanzplatz

iſt; da ſind es 450 Schritte vom Dorfe bis zum Thor. Hernach auf einem breitern Umwege, der mehr zur Rechten des Berges gegen Lorch iſt, und auf welchem man fahren kann. Wenn man bei dem Thor hineingegangen iſt, ſiehet man nun zwei Theile des Schloſſes, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, beide mit einer Mauer von einander abgeſondert. In dem zur Rechten iſt heutiges Tages kein Gebäude, außer ein Stück von einer Mauer, ſondern der Platz iſt voll Gras. Deſſen Länge und Breite hat ungefähr 46 meiner Schritte. In dem Eck rechts vom Thor, das gegen das unten gelegene Dorf Staufen ſieht, iſt eine Capelle geweſen. In dem Eck links, nicht weit vom Thor, neben der abſondernden Mauer, ſteht ein Brunnen, jetzt mit Steinen gefüllt. In den Ecken und neben den Mauern ſind in beiden Theilen des Schloſſes Bäume und Stauden. Nun iſt mitten in der unterſcheidenden Mauer ein Thor, durch das man in den andern Theil des Schloſſes, welcher zur linken iſt, hinein ging. Dieſer Theil iſt 60 Schritt lang und 40 breit. Alſo iſt die Länge des ganzen Schloſſes 106 meiner Schritte. Zur linken Hand, wenn man zu dieſem Thor hineingeht, ſteht ein Thurm, welcher damals noch 52 Schuh hoch war, und der Mannsthurm genannt ward, in welchen man die Gefangenen legte. Er hatte nur von oben, nicht von unten den Eingang. Neben dieſem Thurm, auf der Seite der Mauer, wo man von Staufen zum Thor hinaufgeht, war die Wohnung des Frauenzimmers.

Allda war auch unter der abſondernden Mauer ein Weinkeller, welcher mit Steinen ſchier angefüllt iſt. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Es ſind Bäume dabei. Im äußerſten Eck dieſes Theils, welches im Hineingehen zur rechten Hand iſt, ſteht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten, an der Mitte der nächſten Seite, iſt eine Höhle, welche man das Heydenloch heißt. Vielleicht iſt ſie damals ausgegraben worden, um das Schloß zu fällen, als es weiland von Lotharius dem Sachſen, der mit Kaiſer Conrad III. Krieg führte, belagert wurde. Auch in dem Hofe dieſes andern Theiles wächst Gras, welches abgemäht wird. Die Mauer, welche das ganze Schloß umfaßt, iſt beinahe 7 Schuh dick, an einem Ort höher, am andern niederer, weil viel davon eingefallen, oder hinweggeführt worden. Das fürnehmſte an der Mauer ſind die Quaderſteine, welche an allen vier Seiten neben behauen worden, ſo daß das mittlere Viereck über die vier Nebenſeiten herfürgehet, wie die Steine an der Nürnbergiſchen Stadtmauer. Die Steine ſind noch roth von dem Brande, da die Bauern das Schloß angeſteckt. Man kann auf der Mauer umhergehen, und wer ein ſcharf Geſicht hat, der ſieht da bis an den Rhein (den Fluß ſelbſt jedoch nicht, was der Lage nach unmöglich iſt). — In allen Theilen des Schloſſes iſt kein Bildniß, keine Inſchrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles iſt durch Feuer, Regen oder böſe Zeiten ausgetilgt. Was ein ſchöner Körper war, iſt jetzt nur ein Bein-

gerippe. — Der Schultheiß ackert in dem inneren Hof und säet Frucht darauf." So weit M. Crusius.

In der St. Johanniskirche zu Gmünd hat sich ein Oelgemälde auf Leinwand erhalten, welches die Burg zeigt, wie sie in alter Zeit, wenigstens im 13. Jahrhundert gewesen. Da die Umgebungen auf diesem Gemälde ganz naturgemäß sind, und besonders der Rechberg mit Burg und Kapelle ganz kenntlich ist, so dürfen wir auch annehmen, daß die Burg Hohenstaufen ganz richtig dargestellt ist. Der Standpunkt ist auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd, und zeigt die zur Rechten zwischen Tannenwäldern sich hinschlängende Rems, über ihr hoch oben den stattlichen Berg mit der Burg Hohenstaufen. Wir erblicken die nordöstliche Seite der Burg mit drei kleinen Mauerthürmen, zwei größeren Thürmen im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude gewesen zu seyn scheint, eine dritte Thurmspitze. Dieses von Meister Heideloff im „Schwäbischen Taschenbuch vom Jahr 1820" abgebildete Gemälde scheint aber in mehreren Stücken von dem alten Grundriß des M. Crusius abzuweichen. So finden wir auf demselben nicht den sogenannten Bubenthurm. Aber gerade diese Abweichungen sind ein Beweis für das höhere Alter der Darstellung der beiden Burgen Hohenstaufen und Rechberg (das Gemälde selbst ist offenbar Copie eines älteren), da wir mit Recht annehmen dürfen, daß die Burg unter den Staufern selbst und noch mehr unter den nachfolgenden Besitzern ver-

schiedene Veränderungen in Absicht auf Bauart erfahren haben mag.

Was die ferneren Schicksale der Burg Hohenstaufen nach dem Bauernkriege und den Zeiten des Crusius betrifft, theilte sie ihr Loos meistens, wie schon früher, mit der Burg Achalm. Im dreißigjährigen Kriege eignete sich die Erzherzogin Claudia von Oesterreich auch Hohenstaufen zu, und besaß es einige Jahre. Mit dem Frieden kam die Burg im Jahr 1648 wieder an Haus Wirtemberg. Seit jener Zeit ist, wie schon Crusius berichtet, das Gemäuer auf Hohenstaufen immer weniger geworden. Wie zu seiner Zeit schon viele Steine zum Bau des herzoglichen Schlosses zu Göppingen verwendet wurden, so haben in späterer Zeit auch die Einwohner von Staufen die Steine, welche ihnen noch näher lagen, als den Göppingern, zu Bauten benützt. Besonders wurden zur Zeit des ehrwürdigen Pfarrers Ammermüller (seit 1760) manche Steine abgeführt, jedoch gegen eine mäßige Bezahlung. So hat man mit den Trümmern der einst prächtigen Kaiserburg noch profitablen Handel getrieben. Zuletzt grub man auch noch die Grundsteine aus, und nur ein kleines Mauerstück blieb zum Andenken, ist aber bis auf Weniges verschwunden. — Erst seit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts wurde der fast vergessenen Kaiserwiege auf Hohenstaufen wieder einige Aufmerksamkeit zugewendet. Nicht nur von begeisterten Vaterlandsfreunden jedes Standes, sondern sogar von Fürstlichen ist dem Berge die Ehre des Besuchs

zu Theil geworden. Im Jahr 1795 besuchte der Markgraf, später Churfürst Carl Friedrich von Baden, den Staufenberg. Im Jahr 1799 bestieg die edle Churfürstin und spätere Königin Matthilde mit ihren Prinzen und Prinzessinnen den Hohenstaufen, und erneuerte hier oben das Andenken der Isabelle, Gemahlin Kaiser Friedrichs II., welche eine Tochter König Johanns von England gewesen. Ihr folgte den 12. August des Jahrs 1803 ihr fürstlicher Gemahl Churfürst, später König Friedrich. Umgeben von seinen Ministern und seinem Hofstaat, brachte er unter dem Jubel der Zuschauer einige Stunden auf Hohenstaufen zu. Einige Tage darauf pilgerten viele Hunderte aus allen Ständen auf diese ehrwürdige Stätte, wo sie unter den aufgerichteten Pyramiden und Obelisken, und unter dem Wehen des Erzpanners, das ja auf Wirtemberg übergegangen und geblieben, einher wandelten. Nie ist eine Wallfahrt schöner und ehrenvoller gewesen — wir können uns keine zweite erinnern, wo dem Hohenstaufen von hohen Häuptern solche Ehre zu Theil geworden wäre. — Noch sind die Worte unsers trefflichen Historikers, des geistreichsten wirtembergischen Prälaten, Gottfried v. Pahl, nicht erfüllt worden, die er über Hohenstaufen aussprach:

„Heut' zu Tage bauen wir keine Wälle mehr um die Städte, aber es ist eines gebildeten Jahrhunderts würdig, daß es auf der Spitze des Hohenstaufs einen Tempel oder ein Pantheon aufführe, nach vaterlän-

discher Urſitte mit Eichen umpflanzt, und auf ſeinen Altar die Aufſchrift ſetze:

„Den würdigen Verfechtern der deutſchen Freiheit und den erſten Aufklärern des weſtlichen Europa's.“

Ein Denkmal um das andre wird im deutſchen Vaterlande aufgeſtellt — große Geiſter können ſogar viele zählen, die ihnen die Enkelwelt geweiht — wie lange wird es noch anſtehen, bis vom Hohenſtaufen, von der Wiege der größten deutſchen Kaiſer, ein Obelisk, ein Denkſtein ins Thal blickt, der beurkundet, wie die Nachwelt die Heroen der deutſchen Geſchichte ehrt?

Ehe wir dem ehrwürdigen Hohenſtaufen ein Valet ſagen, etwa mit eben der Stimmung, mit welcher M. Cruſius unter den Trümmern der Burg den Vers des alten Liedes ſang:

So weiß ich, daß kein Gwalt bleibt feſt,
Iſt's allerbeſt,
Das Zeitlich' muß verſchwinden.
Das ewig Gut
Macht frohen Muth —
Dabei ich bleib',
Wag' Gut und Leib',
Gott helf' mir's überwinden!

betrachten wir noch die ſogenannten Heidenlöcher. Wir finden ſie auf der nordweſtlichen Seite, und von der Höhe führt uns ein kleiner Pfad, der ſich um die Stätte des alten Bubenthurms herumbeugt, an eine Höhlung in der ſteilen Felſenwand, die ehemals höher

und tiefer gewesen, jetzt aber verfallen zu seyn scheint; weiter oben ist eine Oeffnung, wie ein Rauchfang. Eigentlich sind es zwei Höhlen, das obere und untere Heidenloch genannt. Sie gehen in den Rippen des Bergs aufwärts, und wer kriechend hinauf klettert, der findet sie bald so erweitert, daß er aufrecht darin stehen kann. Wozu dienten diese Höhlen? Die Ansicht des alten Cruſius ist wohl keine richtige, das Heidenloch sei damals ausgegraben worden, als Kaiser Lothar die Burg belagerte. Wir untersuchen nicht, wie weit diese Belagerung mit der Geschichte vereinbarlich ist, aber das finden wir unwahrscheinlich, daß die Feinde bei jener Belagerung sollten an der steilen Wand von unten heraufgeklettert seyn, um hier den harten Fels zu durchbohren und auf diese Weise aufwärts in die Burg zu kommen. Neuere haben in den Heidenlöchern unterirdische Gänge suchen wollen, die bei Ausfällen benützt wurden. Allein auch das läßt sich nicht behaupten, da man nirgends entdecken kann, daß das Heidenloch bis in das Innere des Berges hineingereicht habe. Um wie viel wahrscheinlicher ist die Vermuthung des gelehrten Preſchers in seinem „Alt-Germanien," daß das Heidenloch schon in der vorchristlichen Zeit unsern heidnischen Vorfahren zu einem heiligen oder gottesdienstlichen Zwecke gedient habe. Das Heidenloch könnte auch etwas Aehnliches gewesen seyn, wie das sogenannte Sibyllenloch auf dem nicht fernen Teckberge. — Von diesem Heidenloch aus hat man gegen Nordwesten über weiches

Fruchtfeld hin den besten Niederblick auf das sogenannte Wäscherschlößlein, von dem wir bereits oben gesprochen. Doch mit diesem Blick auf das merkwürdige, alterthümliche Gebäude begnügen wir uns nicht, wir wollen selbst an Ort und Stelle, um die Stätte zu betrachten, die gleichsam als der Stammquell der edlen Staufer zu betrachten ist. Ein steiler Pfad führt uns auf die zweite Gebirgsstufe hinab, die über dem linken Ufer der Rems sich hindehnt. Nach einer Stunde gelangen wir in den stattlichen Marktflecken Wäschenbeuren. In den ältesten Urkunden bis ins 14. Jahrhundert wurde dieser Ort immer Buren, Büren, Beuren genannt. Noch im Jahr 1347, als Cunrad von Rechberg im Ort eine Frühmesse stiftete, heißt er Büren und Buren, und ebenso in einer Urkunde von 1483, bald Wäschenbeuren, bald Buren. Zu diesem Dorfe gehört das nur ein halbes Stündchen entfernte, der Rems zuliegende

Wäscherschlößle

sammt dem Wäscherhof und dem sogenannten Buren (Burren). Das Wäscherschlößle liegt auf einer, nach unten von Wald umgebenen Anhöhe mit lieblicher Aussicht. Es ist ein alterthümliches noch wohlerhaltenes Gebäude, das auf der einen Seite von einer ziemlich hohen Mauer und einem Graben umgeben ist. Ueber dem Eingang des Schlößleins soll die Jahrzahl 1160 eingehauen seyn, was aber zuverläßig auf einem

Irrthum beruht, denn im 12. Jahrhundert wurde in keinem Falle eine Burg mit der Jahrzahl ihrer Erbauung bezeichnet; auch kann ſich der Verfaſſer dieſer Blätter, der noch in ſeinen jungen Tagen auf ſeiner Wallfahrt nach Hohenſtaufen dieſe merkwürdige Stätte beſuchte, nicht erinnern, daß er eine ſolche Jahrzahl wahrgenommen hätte. Eben ſo iſt es kaum wahrſcheinlich, aßd der Einbau des Schlößleins, mit Ausnahme der uralten, ſtarken und dicken Mauer, jener Zeit angehören ſollte. Hier war die Wiege des erlauchten Stammes, von dem ſich ein Zweig auf den hohen Adlerhorſt Staufen geſchwungen, und dort ſeinen Sitz erbaute, während der andere wohl ältere Zweig auf dem Familienſitz Büren (Buren) geblieben. Vielleicht haben nur dieſe ſpäterhin, um mehrerem Anſehen und Glanzes willen, den Namen „von Staufen“ angenommen, was ihnen wegen ihrer Verwandtſchaft mit denſelben zuſtand. Von dieſem beſonderen Zweige der Staufer ſtammte wohl nicht jener Volknand von Staufen, der im Jahr 1181 das Kloſter Adelberg ſtiftete, und ebenſo wenig die unter den Zeugen Genannten, Friedrich, Cunrad und Bernold v. Staufen, denn der erſtere wird im Stiftungsbrief ein Dienſtmann Kaiſer Friedrichs genannt, während die übrigen, zu denen noch ein Gerung von Staufen kommt, in einer Urkunde Herzog Friedrichs vom Jahr 1189 ausdrücklich Burgmänner zu Staufen (castellani in Stouphen) genannt werden. Es erhellt auch daraus, daß jener Volknand mit den übrigen Genannten von Staufen

nicht mit den Herzogen auf Staufen verwandt gewesen, denn auf einem Gemälde zu Adelberg führt Volknand im Wappen in rothem Feld einen gelben Eber auf blauem Grund stehend; also waren es ursprünglich Herren vom nahen Eberspach, und schrieben sich, wie es oft bei Ministerialen der Fall war, nach dem Namen ihres Lehensherren, der ihnen seine Burg anvertraute. Desto gewisser stammten vom gemeinsamen alten Stamme zu Büren jener Cunrad der Waſcher, dessen Sohn gleichen Namens und sein Bruder Egeno, welche drei Herren im Jahr 1271, drei Jahre nach Cunradins Hinrichtung, in Urkunden erscheinen. Cunrad schrieb sich in seinem Sigille ausdrücklich von Staufen, und wohnte mit Sohn und Bruder auf dem Wäscherschlößlein, dem er ohne Zweifel den Namen gegeben. Warum er der Wäſcher oder Waſcher hieß, ist nirgends angegeben. Noch vor dem Aussterben seiner herzoglichen und königlichen Agnaten trat er mit Ansprüchen an das Kloster Lorch auf: „ihm gebühre, als einem Stammesvetter der Stifter, die Kastenvogtei über Lorch, da im Stiftungsbrief ausdrücklich versehen sey, daß dieselbe immer der Aelteste aus der Familie haben soll.“ Dagegen sträubten sich Abt und Mönche, und der Ritter Wäſcher that nun den Letzteren alles zu Leide, was er nur konnte. Aber, da es ihm an Macht gebrach, seine Ansprüche geltend zu machen, so ließ er sich endlich im J. 1271 zu einem Vertrag herbei, in dem er wegen der vielen Unbilde, die er gegen das Kloster verübte, als zu

einem Schadenersatze, auf die Güter zu Aichstrut, zu Schadeburg, zu Wigbartisrutin, Tanibuch, Klotzheim verzichtete, welche ihm von wegen der Schirmvogtei zukamen. Deßgleichen trat er ihnen seine Güter im Nibelgau ab, die nach dem Erbrecht auf ihn gekommen waren, und nahm dagegen vom Kloster einen Hof zu Buren, was wohl der obengenannte Wäschenhof gewesen. — Nach Aussterben der Ritter Wäscher von Staufen kam das Schlößlein mit dem Dorf Wäschenbeuren an die Grafen von Rechberg-Staufeneck, von diesen an die von Geitzigkofer, welche Dorf und Schlößlein an die Grafen von Thurn und Taxis zu Valsaßin und die Freiherren von Freiberg-Eisenberg verkauften. Das Wäscherschlößle soll im Jahr 1377 im Städtekrieg zerstört worden seyn, aber die Zerstörung muß sich nur auf ein sogenanntes Abbrennen beschränkt haben, wenn nicht anders der jetzige Einbau einer späteren Zeit angehört. Wohl schon zur Zeit der Herren von Rechberg wurde das Schlößlein von einem Vogte bewohnt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnte in dem Schlößlein der Förster der Gutsherrschaft. Vor 100 Jahren waren in demselben noch schöne Pergamenturkunden mit großen Sigillen aufbewahrt; der damalige Vogt soll sie seinen Kindern zum Verschneiden gegeben haben. Was die wilden Bauern im Jahr 1525 also nicht vernichtet hatten, das mußten Kinder zu Grunde richten. — In neuester Zeit hatte das altehrwürdige Wäscherschlößle beinahe das Loos, aufs Neue ruinirt zu werden. Man wollte

es, wohl der ſchönen Steine wegen, abbrechen, aber der Staat hat es noch zur rechten Zeit vor ſolchem Vandalismus unſrer Tage gerettet.

Von der Wiege zum Grabe iſt immer ein kleiner Weg; ſo iſt auch die Fahrt von der Wiege der Staufer zu ihren Gräbern eine kleine, denn in einer Stunde ſind wir unter dem ſchönen Berge, der das Kloſter

Lorch

trägt, in welchem die Erſten des Geſchlechts von Staufen ihre Grablege erkoren haben. Es liegt auf einem Hügel über dem Remsthale, das hier noch nicht den freundlichen Anbau und die lachenden Rebengelände zeigt, die ihm weiter unten ſo unausſprechliche Reize geben. Im Gegentheil ſind die Abhänge auf beiden Seiten mit Wald bewachſen; auch bietet das enge Thal wenige maleriſche Parthien dar. Nur breiten ſich in ſeiner Niederung ſchöne Wieſen aus, und der fleißig gebaute Boden verräth ein arbeitſames Volk. Auch erſcheint in dem an dem Fuße des Kloſterbergs liegenden Marktflecken, wo ein Cameral- und Forſtamt, ſowie eine Poſt ihren Sitz hat, viel Wohlſtand und Betriebſamkeit. Ein gut erhaltener Fahrweg führt in 10 Minuten von dem Marktflecken in das Kloſter hinauf. Seine Anſicht auf der Mitternachtſeite, auf der es hier umgangen wird, wo ſich eine ſtarke, nimmer gar hohe Ringmauer dem Auge darbietet, erinnert, daß hier einmal eine Burg geſtanden ſei,

von der noch die ſtarren Grundmauern zu ſehen ſind. Eine uralte aſtreiche Linde vor dem Thor, auf einem Vorſprung vor den Kloſtermauern gegen Südweſten, kündigt ſich auch als ein Zeuge aus der Vorzeit an und ladet in ihren Schatten ein. Hier iſt der Niederblick in das anmuthige Waldthal der Rems recht eigenthümlich reizend. Kehrt man ſich links und wandelt von Weſten gegen Oſten an den Mauern hin, an welchen Rebenlauben Schutz gegen den rauheren Himmel ſuchen, ſo erblicken wir über der jenſeitigen Hügelwand der Rems und ihren Tannen die ſchönen Spitzen der untern Alb, Hohenſtaufen, Rechberg, Roſenſtein — mit jedem Schritte wieder eine andere, mit jedem Sonnenblick wieder anders beleuchtet, lauſchend und zaubernd hervor. Ein verödeter Vorhof führt uns zunächſt zum merkwürdigſten Bauwerk Lorchs, in die uralte, ſchmuckloſe, düſtere Kloſterkirche. Betrachten wir dieſelbe von Außen wie in ihrem Innern, ſo müſſen wir ſie in ihren Hauptbeſtandtheilen für die alte Kirche erklären, wie ſie ſeit Jahrhunderten geſtanden iſt. Das beweiſen im Langhaus die oben befindlichen alterthümlichen Fenſteröffnungen, und wenn wir in die Kirche eintreten, die vier Eckpfeiler, wo ſich die lateiniſche Kreuzform der Kloſterkirche ſcheidet, welche noch byzantiniſch ſind. Auch der im Spitzbogenſtyl gebaute Chor iſt noch aus älterer Zeit. Auf jeden Fall iſt derſelbe lang vor dem Bauernkrieg erbaut worden, in dem die Kirche von Grund aus zerſtört worden ſeyn ſoll. Vielmehr haben die Bauern

in die Kirche nur Brander geworfen, in Folge deſſen wohl Nichts als der Dachſtuhl abbrannte, und etwa die Thürme zu Grunde gegangen ſind. An die Kirche angebaut ſteht ja noch ein alter byzantiniſcher Thurm mit einer breiten Wendeltreppe, der ſich aber nur bis zur Höhe des Kirchendachs erhebt. Wohl iſt auch die Kuppel dieſes Thurms abgebrannt, den wir für das älteſte Bauwerk des Kloſters erklären. Für römiſch, wie Manche es annehmen, halten wir ihn nicht, dagegen wäre es möglich, daß er ein Thurm der alten Burg wäre, die ſich in älteſter Zeit auf dem Kloſterberg erhoben.

Mit heiligem Schauer treten wir in das Dunkel dieſer ehrwürdigen Kirche ein, die wohl am wenigſten unter den Händen der rohen Bauern gelitten, denn es wäre eine Anſtrengung von Wochen geweſen, dieſe uralten feſten Mauerwände der Kirche zu brechen. Das Herz ſchlägt dem Eintretenden, daß hier ſein Fuß über lauter Gräber des erlauchten Geſchlechtes von Hohenſtaufen wandelt. Es ſind viele des Geſchlechts in der Kirche begraben, aber leider! haben wir, wie von anderen namhaften Kirchen, keine glaubwürdigen Nekrologien aus einer frühern Zeit, welche die ſicherſten Notizen geben könnten, denn die rohen Bauern haben ja faſt alle Dokumente vernichtet. Nur drei ſchriftliche Zeugniſſe ſind vorhanden, von denen das eine lateiniſche wohl in eine ſehr frühe Zeit gehört, denn es beſteht aus gereimten lat. Verſen, die gewiß noch dem 13. Jahrhundert angehören. Eine zweite

Mönchsschrift besteht aus lat. Hexametern, und gehört schon einer späteren Zeit an. Eine dritte ist die deutsche Bearbeitung der ersteren, und ist uns mit den beiden genannten von M. Crusius aufbehalten worden. Wir geben diese wörtlich, um dem Besucher der Kirche einen Anhaltspunkt zu geben, welche Begrabenen er hier zu suchen hat.

Willt du eben wöllen verston,
Vnd vnser Stifter Namen hon
Die bey vns ein Gruben gemein
Bedecken thut: all ihr Gebein
Durchlesen: vernimm sonderbar
Der nachgeschrieben Verßlein wahr.
Von Fürsten sind sie hochgeborn,
Ein Grub bei vns ihn außerkorn:
Aus denen der erst ruwen thut
Von Schwaben Hertzog Fridrich gut,
Ein Freyherr von Hohenstaufen geborn,
Diß sein Ort hat er außerkorn,
Als man zalte Christi Leben
Tausent hundert vnd zwey darneben,
Das gmacht zu einer Clausur sein,
Darinn zu dienen Gott allein,
Unter Benedicti Regel,
Die ersten waren alle edel;
In disem Sarch nun ruwen thut,
Gott hab' sein Seel ewig in Hut.
Dem ruwet sein Gemahel Agnes by,

In der Mund Chriſt gelobet ſy,
Heinrich deß vierten Tochter zwar
Von vns genommen zu der Engelſchaar.
Zween Brüder, ſeiner Mutter Kind
Hie bey vns auch begraben ſind.
Darzu Gertrud ein Königin,
König Cunrads gar lieb Freundin.
Bey vns zu Aſchen worden iſt
König Heinrich, der edel Fürſt.
Darnach von Schwaben Friderich,
Der Hertzog hoch vnd löbelich,
Mit ſeinem Bruder Cunrad ſchon
Viel hoch ging in der Himmel Thron.
Hienach damit jhr Brüder drey,
Merk, wie eins jeden Name ſey:
Wilhelm vnd dazu Reinbolt,
Den dritten du Fridrich heiſſen ſollt.
Beatrix jhr Schweſter hochgenannt
Ligt hie bey vns in dieſem Sand.
Gar edel vnd gar milteſam
Von Griechen (Maria iſt jr Nam)
Deß Kaiſers von Conſtantinopel war,
König Philippen vermählt gar offenbar,
Welch auch Irene wird genannt,
Beyn Griech vnd Teutſchen wol bekant;
Auch hie mit Aſchen iſt bekleit,
Als vns der Cronik Kundſchaft ſeit,
Ihr Tochter Beatrix ligt bey ihr,

Der Chriſtus hie war al Begier.
Wer fürgehnd liſt dieſe Verßlein fein,
Der ſprech: Gott wöll jhn gnädig ſeyn,
Vnd jhn geben das ewig Liecht,
Mit dem ſie jhn ſehen ohn Verdries.
Das wölle Gott auch vns verleihen,
Durch Chriſt das Leben lon gedeyen!

Nach dieſer Aufzählung wären in der Kirche zu Lorch begraben:

Friedrich v. Staufen, erſter Herzog in Schwaben und Franken, † 1105.

Agnes ſeine Gemahlin, † 1143.

Ludwig und Walter, Herzog Friedrichs Brüder, wenn ſie auch nicht namentlich in der Schrift genannt ſind.

Gertrude, Kaiſer Cunrads III. v. Staufen Gemahlin.

König Heinrich, K. Cunrads Sohn, der vor ihm ſtarb 1150.

Herzog Friedrich v. Schwaben, genannt von Rotenburg, ebenfalls ein Sohn Cunrads III. † 1167.

Wilhelm
Friedrich
Reinbold } Söhne K. Cunrads; alle drei unzweifelhaft.

Beatrix, eine Tochter K. Cunrads.

Irene, K. Philipps Gemahlin, † 1208. Vor 20 Jahren ſoll ihr goldener Ring, den ſie mit ins Grab nahm, neben der Kirche gefunden worden ſeyn.

Auf dem durchbrochenen Ringe waren die Embleme der Kreuzigung des Heilandes, ein Schwamm, die Nägel und der Speer, die Kreuzesleiter und der Ysopenstengel abgebildet.

Beatrix, Tochter K. Philipps und der Irene, Gemahlin K. Otto's IV.

Der Verfasser der zweiten jüngeren lat. Inschrift nennt noch

Herzog Friedrich den Einäugigen, den Vater Friedrich Rothbarts, unter den in der Kirche Begrabenen, was aber unrichtig ist, da er im Elsaß seine Ruhestätte fand.

Von einer weit größeren Zahl von Begrabenen des Geschlechts von Hohenstaufen berichtet ein ehemaliger Conventual zu Lorch, Namens J. Jak. Spindler von Göppingen, ums Jahr 1550. Er zählt außer den Genannten noch auf:

K. Cunrad III., † 1252.

Beatrix, Tochter Cunrads.

Juditha, Herzogin von Baiern, Gemahlin Friedrich des Einäugigen.

Cunrad, Herzog v. Baiern, Bruder der Juditha.

Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn Barbaroſſa's, der aber in Aſien ſtarb.

Cunrad, Herzog v. Schwaben, ebenfalls ein Sohn Barbaroſſa's, † 1196.

Friedrich und Wilhelm, die jüngſten in ihrer Jugend verſtorbenen Söhne Barbaroſſa's.

Reginold und Friedrich, Söhne K. Philipps.

Der Mönch Spindler gibt noch genau an, wo die Reste der Genannten begraben liegen.

In der Kirche: Herzog Friedrich und seine Gemahlin Agnes, und unterhalb derselben Friedrichs beide Brüder, sowie Herzogin Judith und ihr Bruder Herzog Cunrad. Im Chor waren drei Gräber: in der Mitte König Heinrich und sein Bruder, auf der rechten Seite K. Cunrad mit seiner Gemahlin und seinen jüngeren Söhnen, auf der linken Seite Irene mit ihrer Tochter Beatrix, der Gemahlin K. Otto's. Vor den Staffeln des Chors zwei Gräber, in denen die Söhne K. Philipps, sowie die beiden jüngsten Söhne Barbaroſſa's sollen begraben worden seyn.

Da sich J. Jak. Spindler darauf beruft, daß er Dieses und Anderes im J. 1519 aus einem alten, von dem Prior Augustin entlehnten Buch, das er jedoch nicht näher beschreibt, abgeschrieben habe, so läßt sich seine Angabe nicht so leicht verwerfen, ob sie gleich gar sehr von der Angabe der beiden Mönchsschriften abweicht. Ueberhaupt läßt sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit sowohl des Inhalts der Mönchsschrift, als der Angaben Spindlers schwer entscheiden, denn selbst Chroniſten, die der Zeit der hier begrabenen Glieder des Hauses Hohenstaufen näher standen, differiren in ihren Berichten. — Sollten auch nicht alle Genannten hier liegen, Ehre genug für das Kloster Lorch, daß seine Gruft die Stammeltern des ganzen herzoglichen und kaiserlichen Hauses von Staufen,

einen römischen König, und die Gebeine zweier deutschen Kaiserinnen birgt. Ob aber alle diese noch in ihrer früheren Ruhestätte liegen, wäre sehr zu bezweifeln. Schon bei der ersten Gräberöffnung muß eine Aenderung damit vorgegangen seyn. Hierüber berichtet Spindler, wie er von den Alten des Convents hörte:

„Anno domini MCCCCLXXV da ward der Stifter Grab aufgethan und mit dem Stein aufgehebt, und neu gemacht, unter dem ehrwürdigen geistlichen Herrn Herrn Nicolaen von Arberg, Schenken, Abt des Gotteshaus Lorch. Und zu derselben Zeit, als Maria im Tempel geopfert ward, hat man funden viel Gebeins, klein und groß, sind unter solchen viel, die drei Spannen lang gewesen seyn, auch viel Hauptscheilen. Und besonders, als aufgethan sind worden die Gräber vor der Sakristei, hat man da funden Hauptscheilen, an welchen noch hübsch gelb Haar ist gewesen, und auch kleine Spörnlein, auch ander Ding, das man vor Alter nicht hat können erkennen, was es sey. Dabei sind gewesen die Alten des Convents, glaubwürdige Väter: Herr Caspar, Prior, Herr Anßselmus von Horkheim, ein Edler, Großkeller, Herr Oswald, nachmals Herr und Apt zu Murrhardt; welche Solches Alles beschrieben, und ich von ihnen gehört und Solches den Nachkommen zuletzt gelassen. Es sind auch im Langmünster etliche Sachen in den Felsen gehauen, denn der Fels steigt allda auf bis zu dem Paviment (Esterich), darinnen die Stifter

mit sammt den andern seyn begraben worden.“ In demselben Jahre, da die Gräber geöffnet und die Gebeine erhoben wurden, wurde das merkwürdige Grabmal in gothischem Styl gefertigt, das vor den Chorstaffeln steht, und besonders unsere Aufmerksamkeit beim Eintritt in die Kirche auf sich zieht. Dasselbe bildet ein erhöhtes länglichtes Viereck, etwa 11 Spannen lang, 6 breit und eben so hoch. Der Deckel besteht aus einem einzigen sehr feinen und erhaben gehauenen Werkstein, welcher das herzoglich schwäbische Wappen der Staufer zeigt. Im Schild sind drei zum Laufe gerichtete leopardirte Löwen über einander, über dem mit der Krone geschmückten Helm schwingt ein einköpfiger Adler seine Flügel. Zwei Engel halten das Wappenschild. Die Umschrift, welche auf dem Rande des Deckels eingehauen ist, lautet:

Anno dni MCII iar war dieß
cloſter geſtift. hie ligt begraben herzog fried.
von ſwaben. er vnd
ſein kind diß cloſters ſtifter ſind.
ſin nachkimling ligent och hie by. got in
allen gnädig ſy. gemacht im J.
1475.

Auf den Ecken des Postaments sind auch Figuren angebracht. (Eine treue Abbildung des Denkmals im Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen, so wie überhaupt des Klosters, des Inneren der Kirche u. s. w., nach Zeichnungen des kundigen Pfarrers M. Eduard

Keller, finden wir in dem schönen Buche Hohenstaufen, Lieder und Gedichte von A. Knapp. 1839.)

Nach Allem zu schließen sind die sämmtlichen Gebeine der hier Begrabenen erhoben und unter dieses Grabmal zur Ruhe gebracht worden. Wunderbar, daß dieses Denkmal, sowie das des ersten Abts Herbert († 1124) im Jahr 1525 von den Händen der rohen Bauern verschont geblieben, während die übrigen Denkmale zuverläßig durchwühlt wurden, denn die Kisten- und Seckelleerer haben unter wie über der Erde ihre Begierde nach Beute zu stillen gesucht.

Die Gestalt des genannten Grabmals ist ganz ähnlich denen, die wir in der Klosterkirche zu Murrhardt und in der Stiftskirche zu Oehringen finden. Das erstere ist zu Ehren Kaiser Ludwigs des Frommen, das andere zu Ehren der Königin Adelheid, Mutter Cunrads des Saliers, Stammmutter des Hohenloh'schen Hauses, gestiftet. Alle solche Grabmale dienten nicht nur, um das Andenken der hier Ruhenden unter den Lebenden zu erhalten, oder die Stätte zu bezeichnen, wo ihre Gebeine ruhen, sondern sie waren auch für den feierlichen Umgang bestimmt, der an den sogenannten Jahrtägen um die Gräber der Stifter gehalten werden mußte. Zu Lorch war der Tag des h. Antonius zur Gedächtnißfeier der erlauchten Todten des Hauses Hohenstaufen erlesen. Am Abend vorher mußten Leichentücher auf die Gräber gedeckt, und vier Lichter im Chor und eben so viele auch in der Mitte der Kirche aufgestellt werden. Auch ein Theil der vorgeschriebenen

Gebete wurde schon jetzt abgehalten. Darnach nach 2 Uhr wurde geläutet, und die verschiedenen Arten von abwechselnden Gesängen und Gebeten gingen an. Nach einiger Zeit wurde mit allen Glocken geläutet und nach Vorschrift fortgelesen und gesungen. Endlich hatte der Abt in seinem besten Schmuck mit der bischöflichen Hauptzierde selbst zu erscheinen und einen Theil des Gottesdienstes zu verrichten. Unter einem feierlichen Gesang um Erlösung gingen Alle aus dem Chor hinab, umgaben das feierlich behängte und beleuchtete Grabmal, und vollendeten die angeordneten Gesänge. Die Gräber wurden neu geweiht und unter den Schutz der himmlischen Mächte gestellt. Die Nacht hindurch brannten noch ein Paar Lichter im Heiligthum; am Morgen begannen die feierlichen Todtenmessen, zu welchen auch Priester vom Dorfe kamen. Alles endigte sich mit einem Mittagsmahl, wobei es nicht kärglich hergehen durfte — etwa in der Weise, wie die Geistlichen auf dem Wurmlinger Berge eine Mahlzeit gehalten.

Aus derselben Zeit, wie das Grabdenkmal in der Kirche, mögen auch die leider! schon sehr verbleichten Freskogemälde an den acht Säulen des Langhauses stammen. Dieselben haben zwar keine Ueberschrift, noch Umschrift, aber doch läßt sich leicht schließen, wen sie darstellen. M. Crusius hat sie noch farbenhell gesehen, wir geben sie nach seiner und eines Unbekannten Beschreibung.

1) An der ersten Säule rechter Hand bei dem

Haupteingang Herzog Friedrich v. Schwaben sammt seiner Gemahlin Agnes. Sie halten knieend mit erhobenen Händen das Kloster in die Höhe, wie gewöhnlich die Stifter abgebildet werden. Herzog Friedrich erscheint als ein alter grauer Mann in einem grünen Kleide von Pelz, die Herzogin Agnes in einem fleischfarbenen Rock, darüber ein braunblauer Mantel ist. (Ein Ungenannter, der die Bilder auch gesehen, gibt der Herzogin einen rothen Unterrock und grünen Talar.)

2) An der zweiten Säule ist Herzog Friedrich der Einäugige zu sehen; er trägt ein rothes Kleid und grüne Strümpfe.

3) An der dritten Säule erscheint Kaiser Friedrich Barbarossa. Sein Haar ist röthlich und sein Bart von gleicher Farbe, in zwei Theile getheilt. In seiner Rechten trägt er den Reichsapfel, in seiner Linken ein Schwerdt, auf seinem Haupt die Kaiserkrone, um den Hals eine goldene Kette, vornen der Reichsadler mit dem Wappen von Staufen, den drei über einander zum Lauf gerichteten leopardirten Löwen. Sein Kleid ist ein grüner Rock. M. Crusius meinte, er sehe dem D. Eberhard Bidenbach, seiner Zeit Abt zu Bebenhausen, ähnlich.

4) Kaiser Heinrich VI. in einem himmelblauen Pelzrock und grünen Strümpfen.

5) Kaiser Friedrich II. mit Krone, Scepter und Reichsapfel, in einem braunblauen Kriegshabit, gleichsam zum Streit mit einer Schärpe (Gürtel) aufgeschürzt.

6) Cunrad, römiſcher König, im grünen Rock und rothen Strümpfen; er führt ein Scepter in den Händen.

7) Cunradin, ein junger Herr von ſchönem Angeſicht, geharniſcht, mit einem bloßen Schwerdt in der rechten Hand; ein langer Talar (Pelzmantel, Königsmantel) hängt ihm über den Rücken. Der Helm liegt zu ſeinen Füßen. Ueber dieſem Bild iſt folgende Figur: Cunradin liegt auf dem Block, der Scharfrichter läßt das Beil an einem Seil auf deſſen Nacken fallen. Hinter dem Scharfrichter ſitzt der Pabſt auf dem Thron, ſammt einem Cardinal und dem böſen Karl von Anjou.

8) König Philipp und Irene. Sie knieen beide, mit langen Kleidern angethan, die über die Füße hangen; mit den Händen halten ſie eine Tafel, welche Jeſum am Kreuz und darunter Johannes und Maria, rechts die Opferung Iſaaks, links die erhöhte Schlange Moſis zeigt. Philipp trägt eine Krone und Scepter, ein Schwerdt an der Seite, hat rothe Haare und Bart (wie ſein Vater Barbaroſſa), einen braunblauen Kragen von Seide um den Hals, einen grünen Rock mit Pelz verbrämt. Irene iſt gekrönt, trägt hinten unter der Krone eine braunblaue Haube, vorn etwas Weißes; hernach einen weißen Kragen und braunblauen Rock mit Aermeln, die hinten eng, vornen weit ſind. Ueber der Tafel, die Philipp und Irene halten, ein Bild Mariens mit dem Jeſuskind, ihnen zur Seite zwei Wappenſchilde, unter denen eines das Wappen

des Klosters, einen doppelten schwarzen Adler, im Herzschild die Löwen von Staufen zeigt.

Wenn wir auf den alten M. Crusius hören, so wären diese Gemälde ziemlich alt, was wir besonders von den beiden letztgenannten, K. Philipp und Irene, sagen können, denn diese sind ganz im Costüm des 15. Jahrhunderts, während Cunradin v. Schwaben seiner Tracht nach wohl in den Anfang des 16. Jahrhunderts verwiesen werden könnte. Ohne Zweifel sind sie ums Jahr 1475 oder kurz nachher gemalt worden, und so hätten wir sie wohl dem Abte Nikolaus Schenk von Arberg zu verdanken, der bereits durch Errichtung des Grabmals seine Begeisterung für das Haus Hohenstaufen kund gethan. Wäre nachzuweisen, daß das eine der Wappen über Philipp und Irene dem genannten Abt Nikolaus Schenk von Arberg angehörte, dann hätten wir sogar einen urkundlichen Beweis dafür, daß die Bilder wenigstens unter der Regierung dieses Abtes gefertigt worden. (Eine Abbildung aller dieser Gemälde findet sich in dem mit Fleiß gefertigten Bilderwerk „die Klosterkirche zu Lorch durch Sebald Baumeister. Gmünd 1820.“)

Ehe wir die so merkwürdige Kirche verlassen, besuchen wir noch das in der Nebenkapelle befindliche Begräbniß der edlen Herren von Wöllwarth. Es sind 14 ziemlich gut erhaltene Steinbilder Wöllwarth'scher Ahnen an den Wänden in Lebensgröße, vom Jahr 1409—1567.

Auf der einen Seite:

1. Jörg von Wöllwarth, mit der Inſchrift: Anno dni. 1409 iſt geſtorben der edel vnd Streng Herr Jörg von Welwart, Ritter.

2. Jörg v. Wöllwarth. Inſchrift: Anno dni... Jar iſt geſtorben der Edel vnd Veſt Jörg von Welwart.

3. Jörg von Wöllwarth. Inſchrift: Anno dni. 1442. Jerg von Welwart.

4. Anno dni. 1463. Wilhelmus.

5. Iſt eine Statue ohne Schrift, weil, ſagt M. Cruſius, dieſelbe, da es eine goldene Schrift geweſen, von den Bauern geraubt worden.

6. A. 1505.

Auf der entgegengeſetzten Seite:

1. Ulrich von Wöllwarth. A. 1505 ſtarb der Edel vnd Veſt Ulrich von Welwart. Dieſe Statue hat einen zerfreſſenen Bauch; aus dem Haupt kriecht eine Schlange, ein Froſch und eine Eidechſe. Alſo wurde der Leib des Ritters im Walde gefunden, in den er, um zu jagen, gegangen war, aber er hatte ſich verirrt und konnte nicht mehr herauskommen, wie die Sage geht.

2. Jörg von Wöllwarth. Anno Domini 1500 Jörg von Welwart.

3. Heinrich v. Wöllwarth. Anno dom. 1509 *Hainricus v. Welwart pridie S. Mariae Magdalenae.*

4. Renwart von Wöllwarth. Anno Dom. Renwart von Welwart die Mercurii post S. Ulrici.

5. Renwart v. Wöllwarth. Anno Dom. 1522 an vnſer Frawen Abend. Renwart v. Welwart.

Oberhalb an der Mauer:

1. Georg Heinrich v. Wöllwarth. An. Dom. 1551. Maji 30. *media tertia* Görg Heinrich v. Welwart zu Lauterburg.

2. Jörg von Wöllwarth. A. Dom. 1551. Febr. 11. Jörg v. W. zu Hohenroden, Obervogt zu Schorndorf.

3. Sebaſtian von Wöllwarth. An. Dom. 1566. Jan. 7. Sebaſtian von Welwart zu Hohenroden.

4. Hans Conrad v. Wöllwarth. An. Dom. 1567. Apr. 7. Hans Conr. v. W.

Die Jahrszeit aller dieſer Herren von Wöllwarth feierten die Mönche zu Lorch immer am Tage nach Martini. Sechſe aus dem Kloſter, und ebenſo viele Prieſter aus dem Dorfe Lorch mußten die Feier abhalten und erhielten dafür acht Gulden.

Treten wir wieder aus dem düſteren Tempel heraus, ſo finden wir freilich wenig Merkwürdiges mehr aus der älteſten Zeit. Das Kloſter, wie alle übrigen Gebäude, die zum Kloſter gehören, ſtammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Im Kreuzgang des Kloſters befindet ſich der alte Grabſtein des erſten

Abts Herbert; die sehr alte Inschrift, welche wir bei M. Crusius entziffert finden, lautet also:

En primi abbatis crura
Jacent hac sepultura.
Herbertus nomine
Obiit anno Domini 1124.

In diesem Kreuzgange, der freilich nicht mehr der uralte ist, sind noch einige Steine vorhanden, welche davon Zeugniß geben, in welch schönem Style das Kloster erbaut war. So ein byzantinisches Kapitäl, welches einem kleinen gekuppelten Fenster in einer der Mönchszellen über dem Kreuzgang angehörte; ferner ein byzantinischer Säulenfuß, welcher ebenfalls aus dem alten Kreuzgang des Klosters stammte. Wir finden Beides in dem trefflichen Werke unsers ehrwürdigen Heideloff, Ornamentik des Mittelalters, Heft 4. abgebildet.

Wir gehen zur Chronik des ehrwürdigen Klosters über.

Dorf und Kloster Lorch haben, wie die Stadt Lorch in Oesterreich, ihren Namen, lat. *Laureacum*, zuverläßig noch aus der Römerzeit. Soviel ist erwiesen, daß der römische Gränzwall, die sogenannte Teufelsmauer, über Lorch führte, wo er, ziemlich in rechtem Winkel, mit einem Male die Wendung nach Nordwesten machte, und von nun an seine Richtung mit dem Laufe des Rheins, wie bisher mit dem der Donau paralleliſirte. Vielleicht stand der angeblich römische Thurm auf dem Berg, der an die Kirche angebaut

ist, mit dem Gränzwall in Verbindung, denn wir können ihn wohl mit eben dem Rechte, wie manche andere uralte Römerthürme in Wirtemberg, für ein römisches Bauwerk halten. Ob der Name Götzenthal (ein Thälchen bei Lorch) und Venusberg (ein Berg in der Nähe) auf den Aufenthalt der Römer in dieser Gegend hinweisen, wäre noch näher zu untersuchen. Auf diesem Berge, der damals der Marien- oder Liebfrauenberg genannt wurde, hatten die Herren von Büren und Staufen eine Burg, die aber einem frommen Zwecke weichen mußte; denn obschon im Dorfe Lorch längst von Hildegard, der Gemahlin Friedrichs von Büren, eine Kirche und ein Stifthaus für einen Probst mit zwölf geistlichen Herren erbaut wurde, verwandelte Friedrich von Staufen, der erste Herzog von Schwaben, die Burg in eine Benediktiner-Abtei. Die Stiftung dieses Klosters auf dem Liebfrauenberg zur Ehre der h. Maria geschah im Mai des Jahrs 1102, zufolge des Stiftungsbriefs, der also lautet:

„Kund und zu wissen sey allen Christgläubigen, den zukünftigen wie den Gegenwärtigen, daß ich Friedrich, Herzog der Schwaben und Franken, und mein Ehgemahl Agnes, mit unsern beiden Söhnen Friedrich und Cunrad zum Seelenheil aller der Unsern, sowohl der lebenden wie der in Gott ruhenden, durch die Hand der frommen und edlen Laien Herrn Heinrich von Vellberg und Herrn Wido's von Gröningen, die Abtei Lorch dem h. Petrus, dem Apo-

ſtelfürſten übergeben, mit dem Geding, daß jährlich von dem Kloſter ein güldener Pfennig ſoll an den apoſtoliſchen Stuhl verabreicht werden. Ferner beſtimmen wir, daß wer in unſrer Familie der Aelteſte wäre, der ſoll Schirmer und Vogt des genannten Orts ſeyn; wann aber, was Gott verhüten möge, der Schirmherr ein Feind oder Beſchädiger (des Kloſters) wäre, ſo ſoll er ſein Schirmamt verlieren, und ein beſcheidener Mann an ſeiner Statt erwählt werden. Sollte aber aus ihrer Mitte Keiner für tauglich erfunden werden, ſo mögen die Brüder mit Rath der verbrüderten Aebte, etwa von Hirſau oder Komburg oder Zwiefalten, einen Tauglichen erwählen. Außerdem verordnen wir und unterſagen feſt von Gotteswegen, daß kein Abt die Güter der Kirche, die ſchon erworbenen oder noch zu erwerbenden, aus Leichtſinn verletze oder mindere, nur mit der Ausnahme, daß, wenn einer der Fürſten oder Herren einen Mann oder ein Weib ſammt ihren Gütern der Abtei ſchenken ſollte, dieſe, wenn ſie demüthig darum bitten, ſolche Güter als Lehen haben und behalten ſollen. Auch ſoll kein Biſchof, kein Herzog, kein Markgraf, kein Graf, kein Vogt, überhaupt keine Perſon, ſie ſey hoch oder nieder, die Güter der benannten Kirche beſchweren, beläſtigen oder ſchmälern. Damit es deſto unverletzlicher gehalten werde, ſo laſſen wir dieſe Urkunde mit unſrem Sigille beſiegeln. So geſchehen im Jahr 1102 u. ſ. w.“

Mit was für Gütern der Stifter das neuerrichtete

Kloſter dotirte, läßt ſich aus den vorhandenen Urkunden nicht entnehmen, es geſchieht ihrer erſt ſpäter Erwähnung. Die erſten Mönche für ſeine Stiftung berief Herzog Friedrich im Jahr 1108 aus Kloſter Hirſchau, welches damals im Rufe großer Zucht und Frömmigkeit ſtand. Erſter Abt wurde Herbert, wohl einer der Brüder aus Hirſchau. Im Jahr 1136 nahm Pabſt Innozenz II. das Kloſter in ſeinen Schirm und ertheilte verſchiedene Beſtimmungen über deſſen rechtliche Verhältniſſe, was Pabſt Honorius im Jahr 1225 beſtätigte. Den erſten weltlichen Schutzbrief ertheilte ihm K. Cunrad III., der ſelbſt in Lorch anweſend war, im Jahr 1139. Derſelbe überließ dem Kloſter das Patronat- und Zehentrecht zu Wallenzin (Welzheim) als Tauſch gegen den Kirchenſatz und Antheile am Zehenten in Ebermärgen (in Baiern). Herzog Friedrich, ſein Neffe, der ſpätere Kaiſer, war es, der den Brüdern des Kloſters vor allen andern als Schirmherr am beſten gefiel; ihn hatten ſie ſich als Vogt erbeten. Kaiſer Cunrad bewilligte ihnen denſelben mit der ausdrücklichen Bedingung, daß weder er noch ſeine Nachkommen den Schirm einem Andern auftragen, ſondern ſelbſt verwalten, daß immer der Aelteſte der Familie von dem Kloſter frei gewählt, aber auch dieſes nicht an ihn gebunden ſeyn ſollte, wenn ihm die Güter des Kloſters beſſer gefielen, als die Ehre, deren Erhalter zu ſeyn. Sich ſelbſt und dem Reiche behielt er die oberſte Aufſicht darinnen vor. Im Jahr 1144 beſtätigte derſelbe Kaiſer unter aus-

gedrückten näheren Bestimmungen die von zwei Angehörigen des Klosters Lorch, Constantin und Giselbert, beschlossene Stiftung des Klosters Lochgarten auf ihrem Erbe unfern der Tauber. Damit aber die Kirche der h. Maria zu Lorch keinerlei Schaden erleide, so soll das zu gründende Frauenkloster zu Lochgarten dem Kloster Lorch zinsbar seyn, und demselben jährlich einen güldenen Pfennig entrichten. Kaiser Friedrich I. bestätigte im Jahr 1154 den Inhalt der von König Cunrad dahin verliehenen Privilegien, „den Brüdern, die daselbst Gott dienen, frei von jeglichem Frohndienst und sonstigen unanständigen Leistungen.“ Auch bestätigt er die gegebene Verordnung in Beziehung auf die Wahl eines Vogtes, besonders jenen Artikel, daß kein Vogt einen Vizevogt aufstellen dürfe. Aber gerade das letztere Verbot, daß die Vogtei nie durch einen Vizevogt verwaltet werden dürfe, wurde bald darauf nicht mehr beachtet, denn, als im Jahr 1166 Herzog Friedrich von Schwaben, K. Cunrads Sohn, die Frau eines Dienstmanns des h. Georgs in Bamberg, deren Großmutter sich und ihre Nachkommen dem Kloster Lorch zinsgehörig gemacht, in die Genossenschaft seiner Dienstleute aufnahm und dem Kloster zwei weibliche und zwei männliche Leibeigene zum Ersatz dafür gegeben, da mußte sein Vizevogt Friedrich von Bielrieth (bei Hall) seinen Consens dazu geben. Natürlich mußten späterhin alle Herzoge von Staufen, wann sie auf den Königsthron kamen, Stellvertreter in

ihrem Vogtamte wählen, denn sie waren ja meistens in der Ferne, und entschlagen wollten sie sich dieses Amtes nie. Als Vogt von Lorch bestätigte Kaiser Heinrich VI. im Jahr 1143 die Verleihung einer Mühle des Klosters an Dietrich von Stammheim gegen einen jährlichen Zins auf dessen Lebenszeit. Unter den Zeugen der Urkunde befanden sich Cunrad von Staufen und Heinrich von Lorech (wohl Burgmann einer noch stehenden Staufen'schen Pfalz zu Lorch). Auch Friedrich II., als er im Jahr 1215 das Kloster Lorch mit allen Gütern in seinen kaiserlichen Schutz nahm, nimmt noch das Vogtamt über den Berg, auf dem Lorch liegt, und über die Güter des Klosters in Anspruch für sich und seine Nachkommen. Gegen seinen Sohn Heinrich, den deutschen König, scheinen die Mönche zu Lorch schon etwas mißtrauisch gewesen zu seyn, denn im Jahr 1228 mußte derselbe dem Bischof von Würzburg sowie den Herzogen von Oesterreich und Baiern einen feierlichen Eid schwören, daß er von den Gütern, welche er von dem Kloster besitze, Nichts veräußern wolle, weder durch Verkauf noch Lehenbarmachung, sollte er es sich aber durch irgend eine böse Eingebung zu Schulden kommen lassen, so soll keinerlei Handlung eine Kraft haben. Im Jahr 1251, als die Staufer gerade von ihren ältesten Besitzungen Wenig mehr besaßen, finden wir bereits die Grafen von Wirtemberg in einer näheren Beziehung zum Kloster, oder vielmehr war die Vogtei über Lorch schon förmlich an sie überge-

gangen, denn im März dieſes Jahres wirkte der alte Mann, Graf Ulrich von Wirtemberg, dem Kloſter bei Pabſt Innonzenz IV. die Freiheit aus, daß es zu keinen Pfründabgaben genöthiget werden ſolle. — K. Rudolf von Habsburg beſtätigte gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung (1274) nicht nur die Freiheiten des Kloſters und nahm daſſelbe in des Reichs Schirm und Schutz, ſondern er übernahm auch auf inſtändiges Flehen des Abts und der Brüder, welche perſönlich vor König Rudolf erſchienen, die Vogtei über das Kloſter und alle ſeine Güter u. ſ. w. mit dem Beding, daß ſie keinen andern Vogt haben ſollen, als ihn, den König, oder welchen er dem Kloſter zum Vogt ſetze; ſollte jedoch derſelbe als Verletzer, Berauber und Schädiger des Kloſters erfunden werden, ſo wolle er ihm einen andern rechtſchaffenen und tauglichen Vogt ſetzen. Dieſem Schutzbrief König Rudolfs zufolge haben die Mönche von Lorch den Retter und langerſehnten Vogt des Reichs, Rudolf von Habsburg, auch für ſich als Schirmherrn angerufen; es muß ihnen demnach unter der Vogtei der beiden minderjährigen Söhne Ulrichs mit dem Daumen, unter dem 11jährigen Ulrich und dem Ammenkinde Eberhard nimmer gar behaglich geweſen ſeyn, zumal in einer Zeit, wie die vor K. Rudolf geweſen, im Interregnum, wo man nicht wußte, wer Koch oder Keller war im heiligen römiſchen deutſchen Reiche. Auch ſoll das Kloſter in Ausübung ſeiner Rechte von dem benachbarten Adel manche Störung erlitten

haben. Somit können wir uns die Bitte der Mönche von Lorch um Uebernahme der Vogtei an K. Rudolf wohl erklären, da sie ohnedieß ja bisher ihre Vögte unter den höchsten Herren des Reichs gehabt hatten. Graf Ulrich, der ältere von beiden Söhnen Ulrichs, scheint es aber den Mönchen von Lorch übel vergolten zu haben, daß sie seiner Familie die Vogtei abgenommen; denn vielleicht schon vor 1277 beklagten sich die Mönche zu Lorch, wie sie durch Graf Ulrich von Wirtemberg, und die gleichnamigen Grafen von Asperg und Helfenstein in Schaden gekommen, weßhalb sich Pabst Johann XXI. im April 1277 veranlaßt fand, gegen die Schädiger einzuschreiten. Ulrichs Bruder, Eberhard, scheint mit dem Kloster wieder in ein besseres Vernehmen getreten zu seyn, oder waren die Mönche zu Lorch so klug, nach dem Hingang des besten Schirmherrn sich wieder einem gewaltigen Landherrn zuzuwenden. Kaum hatte Rudolf v. Habsburg, der gute König der Deutschen, die Augen geschlossen (im Juli 1291), so wählten Abt und Convent einstimmig den ritterlichen Grafen Eberhard von Wirtemberg zu ihrem Schirmherrn. Graf Eberhard nahm es unter der billigen Bedingung an, daß er nur von gewissen Gütern des Klosters das sogenannte altherkömmliche Vogtrecht empfahe; von andern aber, die schon früher kein Vogtrecht gegeben, nahm er auch keines, sondern sie sollen frei seyn, und wolle er doch dieselbe eben so nach Kräften schirmen. Zwei Jahre darauf führt Graf Eberhard in einer Urkunde

diese Güter namentlich auf, wenn er sagt: „von den Gütern in Münster, Schmiden, Grumbach, Weiler, Schornbach, Eschelbronn, Retterspurg, Necklinsperg, Oppelsbohm, Brezenacker, Steinach, Buch, Brunigsweiler, Rurneck, werden ich und meine Erben nur das sogenannte Vogtrecht nehmen, aber des Klosters Güter im Dorfe Lorch, in Pfalbrunnen, in Holzheim, in Wigmar, in Roth, in Frickenhofen, in Göppingen, in Muthlangen, in Bissingen u. dgl. sollen frei seyn von jeglichem Vogtrechte.“ Nehmen wir dazu jene Güter und Besitzungen, welche das Kloster noch früher erworben: Güter bei Urbach im Jahr 1235, Weinberge bei Dahenfeld 1236, Güter bei Fach 1239, einen Hof in Reichenbach 1265, Tunzhofen vor 1290, Güter zu Bietigheim, welche Conrad Cörnlen dem Kloster im Jahr 1279 um ein Begräbniß und Leibgeding vermachte — so haben wir den ältesten Besitzstand der Abtei Lorch. Trotz dieser vielen Besitzungen war das Kloster schon frühzeitig verarmt, denn wegen seiner Dürftigkeit schenkte ihm Bischof Wolfrad von Augsburg im Jahr 1287 eine erledigte Pfründe des Collegiatstifts im Flecken, und mehrere Chorherrn daselbst thaten später das Nämliche, indem sie ihre Pfründen aufgaben, und die Einkünfte derselben dem Kloster einverleiben ließen; so gab ein Hiltprand Herter von Hertenegg rein und lauter um Gottes und um seiner Seelen Heil willen (1333). Im Jahr 1290 waren Abt Gebigo und Convent bei Christen und Juden so sehr in Schulden verstrickt,

daß sie im genannten Tunzhofen (abgegangenes Dorf bei Stuttgart) den Genuß aller ihrer Weinberge und die Kelter daselbst für fünf Monate an ihren Wirth Heinrich zu Eßlingen und seine Hausfrau Mechtild für 200 Heller verkauften. Um der Noth des Klosters zu Hülfe zu kommen, ertheilte der Pabst durch den Erzbischof Roger von St. Severin reiche Abläße denjenigen, welche auf ihrem Todbette von ihrem Vermögen dem Kloster Etwas vermachen, oder an gewissen Festtagen ihre Andacht zu Lorch verrichten. Wie weit dieß dem Kloster geholfen, ist nicht weiter überliefert. Wir haben oben gesehen, wie Graf Eberhard von Wirtemberg im Jahr 1291 von Abt und Convent zu Lorch einstimmig zum Schirmherrn gewählt worden, um so mehr muß es uns auffallen, wie König Albrecht im Jahr 1301 dem Grafen das, was er schon besessen, die Vogtei über Lorch, zu Pfand geben konnte. Von nun an blieb sie jeden Falls in seinen Händen, so wie in den Händen seines Nachfolgers, Graf Ulrich. Im Jahr 1331 bestätigte Kaiser Ludwig der Baier den von K. Rudolf im Jahe 1274 dem Kloster verliehenen Gnadenbrief, und noch in demselben Jahr freiete derselbe das Gotteshaus also, „daß Niemand mit des Klosters eignen Leuten, oder die sonst dazu gehören, Etwas zu schaffen haben soll, dann das Reich, ein Abt oder Pfleger (Vogt) des Stifts, auch daß sie Niemand an Hauptrechten und Gülten in keinem Weg dränge, beleidige noch beschwäre, u. s. w.“ Auch Kaiser Karl IV. erneuerte im Jahr

1447 den Freiheitsbrief K. Rudolfs, gab aber in demselben Jahre noch einen weiteren Freibrief, in dem es unter andern heißt: „wir wollen auch und gebieten festiglich, daß keine Person, sie sei geistlich oder weltlich, hoch oder nieder, und sunderlich, wer die Vest Staufen inne hat, keine Vogtei noch Vogtrecht auf ihrem Gut Roth, zu Frickenhofen, Mutlangen, Pfalbrunnen, Lenznang, Bartenbach, und was das obgenannt Gotteshaus hat, wo das gelegen ist, nichts ausgenommen, setze noch mache, und bestätigen und freien ihnen das vor Jedermänniglich — — Auch geben wir ihnen und ihren Nachkommen sunderlich Gnad und Freiheit, daß der obgenannt Abt und Convent und ihre Nachkommen wohl mögen nehmen einen Beschirmer und Behüter ihrer und aller ihrer Leute und Güter, als dicke (so oft) ihnen der nit gefällt, als dicke mögen sie einen andern nehmen u. s. w.“ In demselben Jahre verpfändete Kaiser Karl dem Kloster die Reichsvogtei zu Dornstatt, und ebenso freiete er das Klostergut zu Dachenfeld von der Advokatei Engelhards von Weinsberg. Ueberhaupt scheint unmittelbar vor und nach dieser Zeit die Lage des Klosters wieder eine bessere geworden zu seyn, denn es war im Stande, wieder neue Käufe zu machen. So hatte es im Jahr 1331 alle Elchingen'schen Güter zu Lorch erhalten, und im Jahr 1333 Weinberge im Staigarten von Conrad Schenk von Winnenden erworben. Im Jahr 1346 kaufte das Kloster mehrere Häuser zu Schorndorf. Im Jahr 1350 erwarb

es Güter zu Stuttgart von denen von Gundelfingen, und ſpäter noch die Wöllwart'ſche Kelter allda. — War es ſeit dem Anfang des 14. Jahrhunderts zweifelhaft, ob die Grafen von Wirtemberg Schirmvögte des Kloſters geblieben, ſo wiſſen wir es gewiß, daß die Vogtei dem Graf Eberhard im J. 1373 und 1377 förmlich übertragen wurde. Die Schirmvogtei ſcheint auch ſeit jener Zeit bei Wirtemberg geblieben zu ſeyn, obgleich Kaiſer Wenzel im Jahr 1398 den Gnadenbrief Kaiſer Karls IV. erneuerte, unter andern auch jenen Artikel, „daß ſie mögen einen Beſchirmer ihrer Güter nehmen und abſetzen, wenn er ihnen nicht gefalle u. ſ. w.“ Ja, die Grafen von Wirtemberg übten fortwährend die Schirmvogtei, obgleich König Ruprecht im Jahr 1401 ausdrücklich das Kloſter mit ſeinen Gütern wieder in ſeinen und des Reichs Schirm aufnahm, „als ſie auch in ſeiner Fürfahren, römiſcher Kaiſer und Könige, Schirm gehören und vor Alters geweſen ſind.“ Auch alle Gnadenbriefe der folgenden Kaiſer, K. Sigmunds vom Jahr 1415 und 1434, K. Friedrichs III. vom Jahr 1442 und 1462, haben dem Kloſter das Recht beſtätigt, den Vogt zu ſetzen und abzuſetzen, aber es war nur ein Titularrecht, denn die Grafen von Wirtemberg waren und blieben die Vögte des Kloſters Lorch. Als ſolcher ließ Graf Ulrich von Wirtemberg im Jahr 1462 unter dem Abt Nikolaus Schenk von Arberg das Kloſter durch den Abt zu Hirſchau und Prior zu Güterſtein nach der Obſervanz der Mönche von Melk reformiren.

Derselbe Graf Ulrich war es auch, der bei dem päbstlichen Stuhle die Bitte einlegte, es möchte dem Abte des Klosters Lorch erlaubt seyn, bei feierlichen Gottesdiensten Inful und Ring tragen zu dürfen. Im August des Jahrs 1470 wurde wirklich von Pabst Felix die Erlaubniß ertheilt, daß von nun an der jeweilige Abt des Klosters bei gottesdienstlichen Handlungen, sowohl im Kloster selbst, als in den demselben angehörigen Orten, auch wenn er anders wohin sollte zu einer geistlichen Verrichtung eingeladen werden, sich der Inful, des Rings und anderer pontifikalischen Insignien bedienen dürfe. Abt Wilhelm zu Lorch war der Erste, der sich mit der Inful schmückte. Im Jahr 1495 erhob sich etwas Irrung zwischen Herzog Eberhard von Wirtemberg und Herrn Jörgen, dem Abt zu Lorch, von Jagens und andrer Sachen halber. Herr Hug, Graf von Werdenberg, Landhofmeister und Hauptmann des schwäbischen Bundes, brachte es zu einem Vergleich zwischen beiden Partheien. In demselben wurden nun die sogenannten Zirkel (Bezirke) in des Herzogs Forst- und Wildbann bestimmt, in welchen der Abt von Lorch und seine Nachfolger jagen und hetzen mögen, aber „ohne Irrung des Herrn von Wirtemberg, seiner Erben und Nachkommen, mit Vorbehalt aller ihrer Obrigkeit und Forstrecht, wie das Herkommen ist, und daß sie (die Herren von Wirtemberg) auch darin jagen lassen mögen nach ihrem Gefallen.“ Item von der Cent wegen ward getheidigt: dieweil ein jeder Forstmeister

des Herrn von Wirtemberg in der Cent an seiner Gnaden Statt oberster Hauptmann ist, daß dann des Abts zu Lorch und seines Gotteshauses arme Leute und Hintersaßen, auch seine Hauptleute und Amtleute in der Cent dem Forstmeister als dem obersten Hauptmann in Sachen die Cent berührend von der Cent wegen gehorsam sehen und thun sollen, wie die der Schenken, derer von Adelberg, derer von Gmünd und Anderer arme Leute bisher gethan haben. Doch mögen die Aebte zu Lorch etlichen Harnasch, den ihre Hintersaßen in der Wehre brauchen sollen, im Kloster behalten, also daß dieselben armen Leute, so dieß Noth seyn würd, daselbs wissen zu finden, aber nit destminder soll ein jeglicher eine gute Wehre und auch Etliche ihre Harnasch bei ihnen behalten, damit destminder Säumniß werd, so deß Noth geschieht im Eilen und sunst u. s. w. Im Jahr 1508 bestätigte Kaiser Maximilian dem Kloster die Gnadenbriefe seines seligen Vaters, that aber in einem Brief von demselben Jahre noch eine besondere Gnade hinzu, indem er den Abt und Convent mit dem Blutbann belehnte. Abt Georg hatte nemlich seiner Majestät vorbringen lassen, „wie in seinem Dorf Lorch vor etlichen Jahren die hohen Gerichte gebraucht worden, als dann solchs zu Anzeigung bisher Stock und Galgen daselbs gestanden, die nochmals unabgethan vor Augen wären; aber die Briefe über dieselben hohen Gerichte sehen in einer großen Brunst, darin der Mehrtheil der Häuser abgebrannt, verdorben wor-

den.“ Der Abt hatte nun den Kaiser gebeten, ihm solch hart Gericht wieder aufzurichten, welche Bitte der Kaiser in Gnaden erfüllte, indem er dem Abt und seinen Nachfolgern „zur Förderung des Rechts und Strafung des Uebels in dem Dorfe Lorch wiederum ein Halsgericht, Stock und Galgen zu verneuen, zu erheben, zu haben und zu halten vergönnte und erlaubte, und demselben Abt Georgen den Bann daselbs, über das Blut zu richten, zu Lehen gnädiglich verliehen.“ Bald hätte der Abt von Lorch Gelegenheit bekommen, von dem vom Kaiser wieder verliehenen Stock und Galgen Gebrauch zu machen, denn im Jahr 1514, als der arme Conrad ausgebrochen, nahmen die Lorchischen Unterthanen alsbald daran Antheil, aber sie wurden stracks zu Paaren getrieben, und mußten dem Abt schwören, die Sturmglocke nicht mehr zu ziehen (ein schon damals beliebtes Mittel für die Aufrührer, um Lärm zu machen), auch nicht auszuwandern, und eine Geldstrafe und den ordentlichen Leibzins zu entrichten. Der arme Conrad war aber nur ein kleines Vorspiel zu dem leidigen Bauernkrieg, im Jahr 1525, der sein schreckliches Weh hauptsächlich über das Kloster Lorch ausgegossen.

Am Pfingstmontag empörten sich die Bauern der Schenken von Limpurg zu Gaildorf, angesteckt von den Odenwälder und Rotenburger Bauern, die den Zunder des Aufruhrs in diese ganze Gegend geworfen hatten. Den Pfarrer Wolfgang Kirschenbeißer aus Frickenhofen nahmen sie zu ihrem Haupt und Kanzler,

einen gewiſſen Judenhut aus Weſtheim machten ſie zu ihrem Fähndrich und ſandten Aufforderungsbriefe weit umher in alle umliegenden Gegenden. Der Inhalt derſelben war, „daß alle ihre Nachbarn rings umher zu ihrer Fahne kommen ſollten, wo nicht, ſo wollten ſie zu ihnen kommen, doch nicht als Freunde, ſondern als Feinde, ihnen Alles, was ſie hätten, nehmen und mit Feuer verbrennen.“ Aber ihre Ermahnung war umſonſt, die Bauern der an das Hohenloh'ſche und Würzburg'ſche Gebiet gränzenden Landſtriche waren zwar von eben dem Geiſt des Aufruhrs angefüllt, aber fettere Biſſen lockten ſie anderwärts hin, nemlich: in das innere Franken, wo zahlreiche und mit Geld und Gut angefüllte Klöſter und guter Frankenwein in Ausſicht ſtanden. Sie verachteten daher die Einladung des Gaildorf'ſchen Hauſes, als ihrer unwürdig, und ſagten von dieſem, weil ſie nicht glaubten, daß er große Beute machen würde, es ſey ein hungriger Haufe. Doch zogen ihm die Bauern aus dem ſogenannten Roſengarten, von Gelbingen, von Thann, Sontheim, Vellberg und aus dem Fiſchacher Thal zu. Dieſe ſandten an die Stadt Hall ein Aufforderungsſchreiben, ſie ſollen dem Haufen zu ſeinem Unternehmen fünf Tonnen Pulver und fünf Nothſchlangen ſenden. Die Stadt Hall lehnte das Begehren ab. Da richteten die Empörer wahrſcheinlich ihr Abſehen auf das reiche Stift Comburg und das Schloß Limpurg. Aber in Comburg ſcheint man davon Bericht bekommen zu haben, denn die in Comburg packten

noch in den Oſterfeiertagen Alles, was einigen Werth hatte, zuſammen, ſelbſt das Archiv, und flüchteten es nach Hall. Das war ein Glück für Comburg und Limpurg, denn als die Anführer davon Wind bekamen, hielten die Rebellen es nicht für der Mühe werth, nach Comburg zu ziehen. Sie wollten aber doch nicht müßig ſitzen und nahmen daher einen Zug ins Wirtemberg'ſche vor. Es waren vornemlich Limpurgiſche, Hälliſche und Ellwangen'ſche Unterthanen, ja auch Gemündiſche und nicht minder viele Wirtemberg'ſche. Anſtatt Comburg mußte nun das alte Benediktinerkloſter Lorch ihre wilde Raubbegierde erfahren. Der Gaildorf'ſche Haufen ging ſtracks darauf los; denn obwohl viele Harniſche und Wehre von der Cent wegen im Kloſter lagen, es fanden ſich keine Leute, die ſie anlegten, um den Rebellen zu begegnen. Der hungrige Haufe drang in das wehrloſe Kloſter, und die Seckel- und Kiſtenfeger nahmen Alles, was ſie finden konnten, und ihr Anführer, ein geſalbtes Haupt, der Pfaffe Kirſchenbeißer, ließ auch Nichts liegen, ebenſo ihr Fähndrich Judenhut von Weſtheim. Alles, was genommen werden konnte, inſonderheit viel Wein, darnach ſie abſonderlich trachteten, viel Getreide, Vieh, koſtbare Gefäſſe (Kirchengefäſſe) und alle Sachen von einigem Werth wurden geraubt, hernach Feuer angelegt und das Gotteshaus bis auf den Grund abgebrannt. Letzteres ſagt ausdrücklich das Ausſchreiben des ſchwäbiſchen Bundes, aber wir bezweifeln es, wie ſchon oben bemerkt worden, denn ſo viele Zeit nahmen ſich

die Seckelleerer und Kistenfeger nicht, um die Kirche zu zerstören — genug, wenn nur das Holzwerk und Dachstuhl abgebrannt wurde. Aber so viel Zeit nahmen sie sich, wie ihre Enkel im traurigen Jahr 1848, daß sie aus dem Archiv und der Bibliothek Alles heraustrugen und verbrannten, was der Fleiß von Jahrhunderten allda aufgeschichtet hatte. Wie manche pergamentne Urkunde ist elendiglich verbrannt, wie manche köstliche Handschrift, die Arbeit fleißiger Mönche, ist vernichtet worden, und damit ein unberechenbarer Verlust für die Wissenschaft, besonders die Geschichte des Vaterlandes, durch diese rohen Horden herbei geführt worden. Ja, auch die Dokumente des Klosters Murrhard, die hieher gebracht worden waren, wurden ein Raub der Flammen. Der Kitzel, in Einem Hui zu verderben, was Jahrhunderte ausgeführt, war so groß, daß sie auch die Vernichtung der kaiserlichen Pfalz unternahmen, und sie wurden damit fertig bis auf den schon genannten alten Thurm, welcher durch seine Festigkeit ihrer Raserei trotzte. Das geschah am 26. April 1525. Nachdem dieses löbliche Werk so glücklich vollendet war, zog eine Abtheilung des hungrigen Haufens vom Lager unter Lorch auch gen Hohenstaufen, und zerstörte dieses Denkmal aus einer großen, kräftigen, herrlichen Zeit; und sie rühmten sich noch „daß es Gott mit ihnen habe, weil sie Hohenstaufen so gering gewonnen, und also obgesiegt haben.“ Ein schlechtes Verdienst, für das ihnen die Nachwelt keinen Dank gezollt.

Wohin Abt Sebastian und die Brüder des Convents sich flüchteten, wissen wir nicht — ja, Abt Sebastian soll sogar unter den Streichen der Bauern gefallen seyn. — Aber sie müssen sich bald wieder gesammelt haben, um die Rückkehr der alten Ordnung und den Tausch des Unvollkommenen mit dem Vollkommeneren zu erleben. Als Herzog Ulrich, der ungestörte Vogt und Herr zu Lorch, im Jahr 1534 aus seiner Verbannung zurückkehrte, in der er die reine Lehre des Evangeliums erkannt hatte, welche er von nun an in seinen Landen verkündigen ließ, da wollte er auch den Strahl des reinen Gottesworts in die düstern Zellen der Mönche scheinen lassen. Er schritt zur Reformation der Klöster, wie er sie in seinem ganzen Lande begonnen hatte. Darum erging an die Aebte zu Lorch und Murrhard, seinen Obervogt zu Schorndorf, den Freiherrn Friedrich zu Schwarzenberg, eine Instruktion, nach der er mit den Aebten zu Lorch und Murrhard handeln sollte.

„Der gedacht, unser Obervogt zu Schorndorf, so lautet die Instruktion, soll gemeld'ten Aebten und Conventen anzeigen: Nachdem wir die Zeit unsers Wiederkommens das gnadenreich Evangelium in unserem Fürstenthum allenthalben predigen und verkündigen lassen, durch welches wir nun gewiesen, daß wir in Kraft des Amts unserer Oberkeit das Gott schmähend und heuchlerisch Wesen und Uebung der Klosterleut nicht länger zusehen und gedulden können, sondern dasselbig in Besserung zu verändern, und haben hierauf beschlossen, die Prälaten und Ordens-

leut mit anſehnlichem Leibgeding abzufertigen u. ſ. w. Hierauf ſo hat der von Schwarzenberg von uns Befehl, den gedachten Aebten und Conventen Solches auch fürzuhalten; welcher nun unter den Mönchen die 40 Gulden Leibgeding annehmen will, dem ſollen die Urteln des Verzichts und der Leibgedings-Verſchreibung fürgehalten werden; welcher aber das Leibgeding nit wollt annehmen, ſondern auf einmal mit einer benannten Summe Gelds oder Zehrung abgefertigt ſeyn wollt, der ſoll für unſer Canzlei und unſere Kammerräthe verwieſen werden u. ſ. w. Welcher aber deren keins ſich annehmen will, dem ſoll angeſagt werden, daß er ſich unverzüglich bereit mach', dann die Fuhr ſey vorhanden, und mit ſammt ſeinem Bettgewandlein und Büchlein u. ſ. w. aufſitz, gen Maulbronn zu fahren; wollt er ſich aber auch deſſen widerſetzen, der ſoll für das Kloſter geſchafft und das Thor hinter ihm zugethan werden. Es wären dann etliche alte unvermöglich preſthafte Perſonen, die ſollen auf unſern ferneren Beſcheid allda erhalten werden. Mit den Aebten ſoll nachfolgender Geſtalt gehandelt werden: erſtlich ſoll ihnen die Leibgedings-Verſchreibung und der Revers dagegen fürgehalten werden, und ſo ſie es alſo wollten annehmen, ſoll unſer Obervogt alsbald die Pflicht von ihnen nehmen, und die Copeyen des Revers von ihnen unterſchreiben laſſen. Wollten ſich aber die Aebt eins Solchen widerſetzen und abſchlagen, ſoll gedachter Obervogt ihr der Aebte jedem einen zuordnen, der mit ſammt ihme

mittler Weil bis auf ferneren Bescheid die Verwaltung versehe."

Bei dem Letzteren ist es wahrscheinlich geblieben: der Abt mit den Brüdern ist im Kloster gelassen worden, denn man weiß von keinem tumultuarischen Auftritte, wie sie in andern Klöstern vorgekommen sind, und in des Verfassers „Kirchlicher Geschichte Wirtembergs" (1842) S. 179 u. f. beschrieben werden. Auch kommt keine Unterbrechung der Abtsreihe vor, denn nach Abt Sebastian wurde Lorenz Autenrieth Abt, unter dem das Kloster Lorch wieder neu hergestellt wurde (1547). Erst unter Abt Benedikt Rebstock wurde das Kloster von Herzog Christoph reformirt. Der genannte Abt verblieb bis zu seinem Tode im Jahr 1563, die sechs Mönche aber, welche seither ein Leibgeding erhalten hatten, wurden, da sie die evangelische Lehre nicht annehmen wollten, amovirt. Zum ersten evangelischen Abt wurde Georg Udal ernannt († 1577). Unter ihm wurde eine sogenannte Klosterschule eingerichtet, aber im Jahr 1584 wieder aufgehoben. Udals Nachfolger war Abel Vinarius (Weinlein), der bis 1601 Abt war. Als M. Crusius im Jahr 1588 seine Wallfahrt nach Hohenstaufen und Lorch machte, kehrte er bei diesem Prälaten ein, und fand bei ihm eine gute Tafel; auch bei dem Klostervogt, Peter Engel, der einen studirenden Sohn zu Tübingen hatte, wurde Crusius mit seinen Begleitern gut aufgenommen. Auf Vinarius folgte M. Jakob Magirus im Jahr 1625, diesem

Melchior Nicolai, nachmals Probst zu Adelberg, dann im Jahr 1627 M. Jakob Gaab. Letzterer wurde im Jahr 1631 von den kaiserlichen Commissarien vertrieben. Diese setzten einen Hans Friedrich Kohler als einen Administrator dahin, als aber dieser im Jahr 1632 wieder das Kloster verließ, so wurde Abt Johann Jakob Albich, vorheriger Probst zu Herbrechtingen, dahin verordnet. Nach der Nördlinger Schlacht im Jahr 1634 mußte auch dieser wieder weichen, und das Kloster wurde wieder von Mönchen aus St. Blasien besetzt. Erst nach dem Westphälischen Frieden wurde das Kloster wieder geräumt, und ein evangelischer Abt M. Wendel Bilfinger im Jahr 1651 angestellt. Seine Nachfolger waren: M. Joh. Jakob Müller 1699, M. Joh. Christoph Hingher 1671, D. Christoph Wölflin 1683, M. Joachim Martini 1699, M. Georg Burkard Kaibel 1703, D. Michael Fortsch 1705, M. Joh. Wendel Bilfinger im Jahr 1713, M. Christoph Zeller, und im Jahr 1727 D. Christ. Matthäus Pfaff, später Kanzler zu Tübingen, Jeremias Friedrich Reuß 1777, Christ. Friedrich Sartorius, † 1785, Johann Friedrich Le Bret 1786.

Im Jahr 1707 schlug Villars bei Lorch das deutsche Heer und plünderte Dorf und Kloster. — Seit der Aufhebung der 14 Abteien in Wirtemberg wurde das Klostergebäude der Sitz eines Cameralamts. Im Jahr 1846 wurde die Klosterkirche, deren Zustand freilich ein trauriger gewesen, wieder nothdürftig hergestellt.

Die
Belagerung der Burg Hohenstaufen.

Es war im Frühling des Jahrs 1127, als König Lothar wieder aus den sächsischen Landen zurückkehrte, wo er eine frische Heeresmacht gesammelt hatte, um den Kampf gegen die Brüder von Staufen aufzunehmen. Als er auf Würzburg zuzog, kamen schon die Boten Heinrichs von Baiern ihm entgegen, welche dem König meldeten, daß derselbe mit seinen Mannen aufgebrochen sey, um sich wieder mit ihm gegen die Brüder von Hohenstaufen zu vereinigen. Er hatte einen neuen Anschlag gegen dieselben, und that ihn durch seine Boten dem Könige kund. Der lautete: während die Herzoge Friedrich und Conrad in den oberschwäbischen Landen weilen, möge König Lothar gegen die Herzogsburg Hohenstaufen ziehen, die das Theuerste in sich schließe, was Friedrich besitze, seine Gattin und Kinder; auch wäre diese Burg leichtlich zu gewinnen, da Herzog Friedrich, ehe er herabgezogen, nur eine schwache Besatzung darin zurückgelassen. Unter der Burg Hohenstaufen, so verhieß es Herzog Heinrich, wolle er seine Schaaren mit dem Heere des Königs auf's Neue vereinigen.

Auf diese Kunde, die Herzog Heinrich aus der Gegend von Zwiefalten nach Würzburg ergehen ließ, rückte König Lothar in Eilmärschen herab gen Schwa-

ben, und legte sich mit seinem Heere vor die Burg Hohenstaufen, um sie förmlich zu belagern.

Schrecken und Angst überfiel die Bewohner der Burg, als König Lothar mit seinem Heere nahte und im Thale sein Lager schlug. Aus wenigen Burgmannen, die der alte Burgvogt Sueneger befehligte, bestand die ganze Besatzung; denn, als die beiden Brüder die Burg verließen, konnte man nicht von Ferne ahnen, daß König Lothar je sein Absehen auf dieses Bergschloß richten würde. Von aller Hülfe waren die auf der Burg abgeschlossen; die sämmtlichen Vasallen waren den beiden Brüdern gefolgt, und wäre auch noch da oder dort auf einer Burg in der Nähe einer der getreuen Ritter und Herren gesessen, es hätte Nichts gefrommt, sintemalen König Lothar im ersten Augenblick seines Anzugs die Burg mit einem Male rings umschlossen hatte, so daß auch Niemand hinauf kommen konnte, und wenn er den eifrigsten Willen hatte, denen auf der Burg Hülfe zu bringen. Auf solche Weise war es auch den Burgbewohnern unmöglich, einen Boten abzusenden, um den beiden Herzogen Friedrich und Conrad, welche fern an der Donau lagen, Kunde von der Noth zu bringen, und sie zu ermahnen, daß sie so schnell als möglich zum Entsatz der Bedrängten herbeieilen.

Dazu kam noch ein andrer Jammer, der die Bewohner der Burg betroffen hatte. Kurze Zeit, nachdem die Herzoge dieselbe verlassen hatten, legte sich Juditha krank. Ein Gram nagte an ihrem Herzen seit jener

Zeit, da die Ihrigen so gar der Pflicht der Verwandtschaft vergessen, und ihr Bruder Herzog Heinrich so feindselig ihrem Gemahl und Schwager sich gegenübergestellt hatte. Vor ihrem Gemahl hatte sie diesen Kummer immer noch verhalten, so viel sie vermochte; nach seinem Abgang brach ihr Schmerz und Leid mit ganzer Gewalt hervor, und der so lang verhaltene Gram legte sie aufs Krankenlager, das sie von nun an nimmer verließ. In dieser Zeit der Noth innerhalb und außerhalb der Burg war jetzt der alte Sueneger der Einzige, der den Muth nicht verlor, während Alle zagten und bebten. Bald war er im Burghof beschäftigt, und traf Vertheidigungsanstalten, um die Feinde für den ersten Augenblick von der Burg fern zu halten, bald war er in dem abgelegenen Stüblein, wo Frau Juditha lag, bleich und abgezehrt — und tröstete die Kinder, die mit Klagen und Jammern der Kranken noch das Herz schwer machten. Die Herzogin selbst tröstete er, denn der Greis von neunzig Jahren hatte so reichen Hort des Trostes und Rathes, den er auf seiner langen Laufbahn gesammelt hatte. Aber auch Muth und Entschlossenheit hatte der Greis noch wie Einer von jungen Jahren. Das sah man, wenn er im Burghof stand und anordnete, was zur Vertheidigung nöthig war. Vor allen Dingen ließ er die Thore verrammeln mit großen Felsblöcken, die schon früher auf den Fall der Noth in die Nähe geschafft worden waren, obgleich Hohenstaufen schon lange von keinem Feind mehr berannt worden war.

Dieſe Arbeit mußten die älteren und ſchwächeren der Burgmänner übernehmen, da alle diejenigen, welche noch fähig waren, Sturmhaube und Panzer zu tragen, oben auf den Zinnen und Thürmen aufgeſtellt wurden, damit die Burg vor Ueberfall geſchützt wäre. Der alte Sueneger ſtellte ſich wie ein Junger unter die Zahl der Arbeitenden, wo es Laſten zu heben und fortzuſchleppen galt; und wo er ſelbſt ſeine Hand nicht bieten konnte, da ermunterte er die ihm Untergebenen. Vom Burghof weg eilte er hinauf zu den Zinnen, um zu ſehen, ob Alles in gehöriger Ordnung wäre. Mit ſeinen alten Augen ſah er noch ſo gut wie ein Jüngling, alſo, daß er alle Bewegungen der Feinde im Thale genau beobachtete.

War Sueneger den Tag über in beſtändiger Thätigkeit, ſo war er es auch in der Nacht in eben dem Maaße. Keine Stunde verging, wo er nicht von Zinne zu Zinne, von Thurm zu Thurm ging, und genau erſpähete, ob die Burgleute auf dem ihnen anvertrauten Poſten wachen, und getreu ihres Amts walten. War der eine oder der andere durch langes Wachen müde geworden, ſo nahm er ſeine Stelle ein, und blieb, bis der Tag grauete. So waren durch Suenegers Vorſorge alle Sicherheitsmaaßregeln getroffen; aber auch ſonſt hatte er die Burg verſehen, im Fall, daß ſie eine lange Belagerung zu überſtehen hätte. An Proviant fehlte es nicht auf der Burg; es war ſo viel vorhanden, daß wenigſtens die kleine Beſatzung eine Zeitlang hatte, was ſie bedurfte.

Nur an Waſſer fehlte es, da ſich keine Brunnen oben auf dem Berge fanden. Alles Trinkwaſſer für die Bewohner der Burg mußte aus dem in der Mitte des Bergs befindlichen Weiler heraufgeſchafft werden. So lange die Belagerer noch am Fuße des Bergs lagen, und eigentlich noch Raſt hielten, war immer eine Verbindung zwiſchen dem Weiler und der Burg geweſen, und es konnte der Bedarf des Waſſers für jeden Tag heraufgebracht werden. Zur Vorſorge hatte Sueneger während der Zeit, daß die Feinde noch Raſt hielten, in Fäſſern das Waſſer aus dem Weiler in die Burg ſchaffen laſſen. Aber auf einmal, während man es kaum noch vermuthete, ſchloß König Lothar den Berg enger ein; er rückte immer weiter herauf, und verlegte ſeine Lagerzelte ſchon in die Nähe des Weilers. Da flüchteten alle Bewohner, Junge und Alte, Weiber und Kinder, der Burg zu, um dort eine Zuflucht zu finden. Sie nahmen ſich keine Zeit mehr, ihre Habe zuſammenzuraffen, ja kaum das Nöthigſte brachten ſie mit ſich, denn die Feinde waren ihnen zu ſchnell auf den Nacken gekommen. Schon waren die Hauptthore auf der Burg verrammelt, aber ſie wurden doch nicht von Sueneger abgewieſen, ſondern durch das kleine Ausgangspförtlein in die Burg aufgenommen.

Kaum hatten die Bewohner den Weiler verlaſſen, ſo wimmelte er ſchon von Feinden, die ſich gierig in das Wenige theilten, was die Einwohner zurückgelaſſen hatten.

Für die Burg Hohenſtaufen waren die neuen An-

kömmlinge kein hülfreicher Zuwachs: der waffenfähigen Männer, die mit vertheidigen konnten, waren wenige; deſto größer war der Troß von Greiſen, Weibern und Kindern, die nur eine Zuflucht ſuchten, und von nun an die Vorräthe der Burgbewohner mit aufzehrten. So können wir uns nicht wundern, wenn nach kurzer Zeit ſchon Mangel auf der Burg eintrat, dem alten Sueneger zum großen Herzeleid; denn er war es geweſen, der trotz der Widerrede der meiſten Burgmänner, die Dorfbewohner aus Mitleiden aufgenommen hatte. Proviant war noch längere Zeit vorhanden, obgleich bei der Zahl der Burgbewohner, die um ein Drittheil ſich verdoppelt hatte, bald auch dieſer auf einen geringen Vorrath zuſammenſchmolz.

Zuerſt trat Waſſermangel ein. Die meiſten Waſſerfäſſer waren geleert, denn zu viele waren derer, welche ihr Bedürfniß daraus holten. Man mußte immer ſparſamer damit umgehen, zuletzt wurde das Waſſer nur in beſtimmten Portionen vertheilt, und es kam auf die Einzelnen oft ſo wenig, daß ſie kaum zur Noth ihr Bedürfniß befriedigen konnten. Ja es kam ſo weit, daß nur von einem Tag über den andern kaum die Hälfte eines Bechers für den Einzelnen verabreicht werden konnte. Endlich ging auch der Proviant nahe zuſammen und konnte nur in kleinen Portionen vertheilt werden. Um die Menge zu befriedigen, brach die Familie des Herzogs und ihr Hausgeſinde von ihrem nöthigſten Bedürfniß ſich ab. Oft ſah man den kleinen Friedrich und die beiden Fräulein

Bertha und Claritia nach dem Imbiß im Burghof, umgeben von weinenden und flehenden Kindern, die einen Tag lang weder einen Biſſen gegeſſen, noch einen Tropfen Waſſer getrunken hatten. Da hielt ein Fräulein ein Krüglein und das andere ein Laiblein Brod, und der kleine Friedrich ging unter den Dürſtenden und Schmachtenden die Runde, das Brod vertheilend, und das kleine Becherlein füllend, um die Schmachtenden zu erquicken. Das Laiblein aber, das die Herzogskinder brachten, war dasjenige, ſo ihnen auf dem Tiſch vorgeſetzt worden war, und das Krüglein Wein ihr Bedürfniß, das auch ihnen zugemeſſen wurde, ſie aber hatten das Alles ſich am eigenen Munde abgebrochen.

Der Mangel auf der Burg erreichte von Tag zu Tag einen höheren Grad. Das Trinkwaſſer war endlich alle, und man mußte zu dem abgelegenen Waſſer in den Ciſternen, die ſchon länger durch keinen Regen mehr aufgefriſcht worden waren, ſeine Zuflucht nehmen. Mehl und Fleiſch, ſo wie Alles, was zur Nahrung nöthig iſt, war ausgegangen, und man mußte das ſchönſte Vieh im Stall ſchlachten, das bisher den Bewohnern der Burg zur Labung ſeine Milch geboten hatte; ja das Junge, wenn es kaum geboren war, verfiel dem Meſſer, um die Bedürfniſſe der Beſatzung zu befriedigen. Trotz dieſes Mangels verlor der alte Sueneger den Muth nicht, und er ermunterte die Beſatzung, welche bereits anfing, muthlos zu werden. Er vertröſtete ſie damit, daß in kurzer Zeit Hülfe eintreffen müſſe, da die Herzoge nicht ſo ferne lägen, und längſt ſchon

Kunde erhalten hätten, die er durch den verborgenen Gang, der gen Staufeneck führe, ihnen habe zugehen laſſen. Dem war aber nicht ſo, denn jener unterirdiſche Gang, zu dem Sueneger den Schlüſſel hatte, war längſt ſchon verſchüttet, da er in letzterer Zeit nimmer benützt worden war. Durch dieſe Erdichtung, zu der er in der Noth Zuflucht genommen hatte, hielt er die Burgmannſchaft noch in Ruhe.

Indeſſen kamen die Belagerer der Burg immer näher; bald wehten die Fähnlein ihrer Zelte ſchon auf der Spielburg, und man ſah von der Burg herab, wie auf dem Platze, da in Friedenszeit nur die Bewohner ſich geübt hatten, die Feinde für Kurzweil die Speere warfen, und die Armbruſt ſchoßen, um ſich gleichſam für den bevorſtehenden ernſten Kampf zu üben. Einige derſelben ritten ſogar bis zu den Thoren der Burg, und trieben ihren Spott mit den Knechten auf den Zinnen. Kommt, riefen ſie hinauf, und laßt Euch bei uns ein kühl Trünklein, auch Wildpret und Fiſch ſchmecken, bei Euch mag doch der Schmalhans Koch ſeyn. Mit dieſen Worten hielten die Einen ihre Feldflaſche in die Höhe, und tranken's zu — andere zeigten auf der Spitze ihrer Lanzen Häslein, die ſie in dem Buſchwerk unter der Burg gefunden und geſpießt hatten. Auf die Miethlinge und Feigen der Burg, die hungernd und dürſtend auf ihrem Poſten ſtanden, hätte dieß bald verlockend wirken können. Der alte Sueneger, der ſolches merkte, fand ein Mittel, um dieſem Spotte ein Ende zu machen. Ein halber

Scheffel Gerſte war noch der einzige Vorrath von Getreide auf der Burg, und ein Ochſe, auf deſſen Fleiſch die Burgbewohner ſchon längſt mit gierigem Magen warteten, war übrig geblieben. Mit ſchwerem Herzen ließ jetzt Sueneger dieſe Gerſte dem Ochſen eingeben, während jedes Körnlein auf der Burg werth und theuer war. Als ſich der Ochs zum Verplatzen voll gefreſſen hatte, wurde er geſchlachtet, und ſein noch angefüllter Magen herausgenommen. Dieſen warf Sueneger mit eigener Hand über das Thor, daß er vor den Augen der ſpottenden Feinde zerplatzte, und die ſchönſte Gerſte auf dem Boden ſich ausbreitete. Da machten die Feinde große Augen, denn ſolchen Ueberfluß hatten ſie ſich in der Burg nicht gedacht. Sie wandten ſich von ihnen, und ritten zum Heere hinab. Wenn es ſo ausſieht, ſagten ſie zueinander, daß die auf der Burg ihr Maſtvieh mit Gerſte füttern, dann können wir noch lange hinſitzen, bis wir ſie ausmatten. Dieſe Rede verbreitete ſich von Mund zu Mund im Lager, und Viele hatten jetzt mehr Luſt, abzuziehen als zu bleiben. Kaum vermochte das Drohwort des Königs die zum Bleiben Unluſtigen von ihrem Vorhaben abzubringen; dieſe erregten immer mehrere in dem Heere, und es wäre vielleicht dazu gekommen, daß ſich wenigſtens die Söldlinge ohne Willen und Wiſſen des königlichen Herrn davon gemacht hätten. Da auf einmal wurden die Unluſtigen wieder beharrlicher. Ein Bote kam in das Lager, daß Herzog Heinrich von Baiern mit einem mannhaften Heere im Anzug wäre, um das ihrige

zu verstärken, und die Belagerung schnell zum Ziele zu führen. Im Lager der Feinde, besonders bei Lothar, erregte diese Kunde große Freude, aber auf Burg Hohenstaufen wurde der Anzug des bairischen Heerhaufens die Ursache eines großen Jammers. Noch bälder, als die Kunde ins Lager der Feinde kam, hatte man dasselbe auf dem Wartthurm der Burg wahrgenommen. Schon manche Tage stand dort ein Späher, um Kunde zu bringen, daß die so sehnlich erwarteten Herzoge Friedrich und Conrad mit ihrem Entsatzheere der Burg nahen — aber er konnte nie sehen, was er mit allen Bewohnern der Burg so sehnlich wünschte, nach was besonders die schwererkrankte Herzogin sich sehnte, die allein noch die Hoffnung im Leben hielt, ihren theuren Gemahl noch einmal umarmen zu können. Fast jede Stunde mußte man ihr melden, ob man die Ersehnten noch nicht von ferne sehe.

Es war um die dritte Stunde des Mittags, eben war die Kranke vom Schlummer aufgewacht, der sie leider nicht gestärkt hatte, denn sie blickte düstrer auf, als je, wenn sie erwacht war. Ihr erste Frage an Sueneger, der unten am Bette saß, und sich mit den Kindern unterhielt, war: hat man noch Nichts in der Ferne wahrgenommen? Noch nichts, hohe Gebieterin, entgegnete Sueneger. Noch Nichts — o Gott! seufzte die Herzogin, ich werde ihn nimmer sehen — vielleicht ist ihm von seinem Feinde der Weg verlegt, daß er den Seinigen nicht zu Hülfe eilen kann — oder schwebt gar sein eigenes Leben in Gefahr. O Gott, wenn

das wäre! Ich habe den geliebten Gemahl im Traume gesehen, hoch auf einem Thurme, zu dem die hellen Flammen emporschlugen — ich sah, wie er flehend die Hände um Hülfe ausstreckte, ich wollte ihm helfen, aber ich war, wie auf den Boden gebannt, da ritt ein junger Ritter auf schäumendem Rosse daher, und löschte die Flamme, die schon bis zu den Zinnen des Thurms leckte — ich sah, wie er den Geretteten aus dem Thurme führte — wie er mir zueilte, ich streckte die Arme nach ihm, aber, ehe ich meine Arme um ihn schlang, erwachte ich.

Ei, das ist kein so schlimmer Traum, bemerkte Sueneger, er hat ja mit Rettung geendet, drum dürft ihr getrost seyn, hohe Herrin. — Und doch nicht, sprach die Herzogin — mit einem schweren Seufzer — sie wollte weiter reden, da trat der Thürmer mit fröhlichem Angesicht in's Gemach. Glück auf, rief er freudig, die Herzoge nahen! schon kommen sie von Gmünd her. Ein Freudenstrahl erglänzte bei dieser Kunde auf dem Angesicht der Kranken, ihre zuvor bleiche Farbe verwandelte sich in ein blühendes Roth, sie richtete sich hoch auf, zitternd vor Freude und bereitete sich, den Langersehnten zu empfangen, ob es gleich noch Stunden anstehen mußte, bis die Brüder von Hohenstaufen auf der Burg eintreffen konnten. Ach! daß diese Freudenkunde auf einem traurigen Irrthum beruhte. Voll Freude, endlich die Anziehenden kommen zu sehen, eilte der Späher von seiner Warte, ehe er noch recht erkannt hatte, was für ein Zeichen die

Heranziehenden führten, und verkündete, daß sie kommen. Mit Schmerz erkannte er jetzt, je näher sie kamen, daß es Baiern waren, welche Herzog Heinrich, der Bruder der Herzogin, seinem Verbündeten, dem König Lothar, zuführte. Bald sah er, wie sich die Baiern unter der Burg mit den Königlichen vereinigten. Mit dieser Nachricht eilte er dem Gemache der Herzogin zu, um seine falsche Kunde zu widerrufen: er dachte nicht, welche traurige Folgen das für die Kranke haben könnte. Ich habe falsch berichtet — mit diesen Worten trat er in das Krankengemach — denn meine Augen haben mich getäuscht; nicht die Unsrigen sind es, die der Burg nahen, sondern die Baiern unter Herzog Heinrich; sie haben sich schon mit unsern Feinden vereinigt.

Wie? rief die Kranke — Herzog Heinrich von Baiern, mein Bruder, zieht als Feind gegen uns? O Gott! daß ich das erleben muß! mit diesen Worten sank sie auf das Lager zurück: es waren ihre letzten im Erdenleben. — Du Unglücksrabe, rief Sueneger dem Thürmer zu — als er sah, wie die Herzogin todtbleich wurde — daß du geschwiegen hättest! — deine Kunde hat die Gute getödtet. So war es auch; war die Feindschaft zwischen Bruder und Gemahl die Ursache eines sie verzehrenden Kummers geworden, der Gedanke, daß ihr Bruder so weit der Pflicht der Liebe vergaß, und seine Waffen gegen die Schwester und ihre Kinder richtete, brach ihr Herz, das schon längst gelitten hatte. — Wer beschreibt den Jammer, der sich jetzt unter den Kindern erhub, die bisher das

Lager der Mutter nicht verlassen hatten! Bertha und Claritia faßten ihre schon kalt werdenden Hände, Friedrich klammerte sich um ihren Hals und küßte unter Schluchzen und Weinen das bleiche Haupt der geliebten Mutter. Sie schrieen und klagten laut, aber die gute Mutter war nimmer zum Leben zu erwecken. Der alte Sueneger durfte sich kaum seinem Schmerzgefühl überlassen, er hatte nur an den Kindern zu trösten und zu beruhigen. Jetzt kamen auch die übrigen Bewohner der Burg herbei — selbst die Kriegsknechte, die auf den Zinnen standen, verließen ihren Platz, und erschienen, um ihre schmerzliche Theilnahme über den Hingang der guten Herzogin kund zu thun: denen, die sonst für die rauhsten und rohesten galten, rollten Thränen über die Wangen. In kurzer Zeit war das Gemach voll von Menschen; nicht nur die Bewohner der Burg, sondern auch die des Weilers am Berg, die sich auf die Burg geflüchtet hatten, liefen zusammen: es war ein lautes Klagen und ein Jammern bei Allen, denn Frau Judith war auch den Bewohnern des Weilers, so wie der ganzen Herrschaft eine liebende Mutter gewesen. — Während dieses Traurige auf der Burg geschah, bereiteten sich die Belagerer, nun verstärkt durch die baierische Heerschaar, zur ersten Berennung. Sie zogen bis über die Spielburg herauf mit erhobenen Fähnlein, und ein königlicher Herold mit einem Trompeter ritt vor das Thor, um die Bewohner der Burg zur Uebergabe aufzufordern; Sueneger erschien über dem Thore und

gab die Antwort. Wir begehren einen Stillſtand von zween Tagen, rief er zu dem Herold herab — denn wir haben eine erlauchte Todte in unſerer Mitte. Auch ſage deinem königlichen Herrn, er möge uns geſtatten, daß wir ungehindert ab der Burg und wieder in dieſelbe zurückziehen, bis wir dieſe unſere Todte in ihr Ruhekämmerlein gen Lorch gebracht haben. Bis dieſe Friſt vorüber, begehren wir Sicherheit, daß die Burg ungefährdet bleibe.

Der Herold mit dem Trompeter ritt zurück, und kam bald wieder. Es ſey geſtattet! rief der Herold hinauf zu Sueneger, und mein Herr und König gibt euch deſſen Sicherheit mit ſeinem königlichen Worte, daß die Burg indeß ungefährdet bleiben ſoll, aber er will, daß ihr mit der Leiche mitten durch das Lager ziehet. Das ſoll geſchehen nach dem Wunſche eures königlichen Herrn, entgegnete Sueneger, denn wir wollen nichts Geheimes haben.

Noch an demſelben Tage wurden die Felſen und Steine von dem Thore weggeſchafft, bis man Raum hatte, um das kleine Thörlein zu öffnen. Und nun begann man den Trauerzug.

Fürwahr es war ein rechter Trauerzug. Wohl fehlte es an jenem Prunk und Gepränge, womit man erlauchten Todten ſonſt die letzte Ehre zu erweiſen pflegt — aber dennoch war es eine zahlreiche Leichenbegleitung. Voran ging der Burgkaplan mit ſeinen Chorknaben, von denen einer das mit Flor umhängte Kreuz trug, dann folgte der mit dem bairiſchen und

hohenſtaufiſchen Wappen einfach geſchmückte Sarg, getragen von den Dienern der herzoglichen Familie. Hinter dem Sarg ging als Führer der Trauer der alte Sueneger — an der Hand den kleinen Friedrich — die beiden Töchterlein hinter ihnen, welche wie der Knabe Friedrich klagten und jammerten, daß es zum Erbarmen war. Den Zug ſchloßen die Frauen der Herzogin, jammernd und wehklagend; und an ſie hatten ſich noch Viele aus der Burg angereiht, Frauen und Männer, lauter bleiche abgehärmte Geſtalten, und tief in Trauer gehüllt.

Am Lager der Feinde machten die Träger Halt. Da ſtand König Lothar im einfachen Schmucke des Kriegers, daß man ihn kaum von den gewöhnlichen Rittern hätte unterſcheiden können, wenn nicht ein goldner Reif ſeinen Helm umzogen hätte. Ihm zur Seite ſehen wir den Herzog Heinrich von Baiern; er ſtützt ſich auf den Knauf ſeines Schwerdts, und ſteht gleichgültig auf den Zug hin, der eben in ihrer Nähe angelangt iſt.

Jetzt erhebt der Führer des Trauerzugs, der alte Sueneger, ſeine Stimme, indem er dem Könige nahe tritt und tief ſein Barett zieht: allergnädigſter Herr und König — ruft er laut und vernehmlich — auf daß ihr ſehet, daß kein Trug vorhanden, ſo ſchauet unſrer erlauchten Todten in das Angeſicht; und ihr Alle, die ihr hier verſammelt ſeyd, möget euch deſſelben überzeugen. Mit dieſen Worten ſtieß er an den Sargdeckel, daß er knarrend zu Boden fiel, und

die ganze Gestalt der Verblichenen sichtbar wurde. O Gott, meine Schwester! rief Herzog Heinrich, der die Züge der Vollendeten sogleich erkannte, o Gott, meine Schwester! Es überlief ihn ein kalter Schauer und er wurde so bleich, wie diejenige, welche vor ihm im Sarge lag. Ja, gnädigster Herr, sprach Sueneger, eure Schwester, die Herzogin Judith, ist es, die ihr schauet im Leichentuch; eure feindselige Gesinnung gegen den Gemahl ist ihr ein stiller Gram geworden; daß ihr die Waffen gegen Hohenstaufen gerichtet, hat ihr das Herz gebrochen. Wie ein Donnerschlag trafen diese ernsten Worte des alten Sueneger das Herz des über den Anblick der verblichenen Schwester schon tief ergriffenen Herzogs, er sank nieder an ihrem Sarge, faßte ihre kalte Hand, drückte sie brünstig an sein Herz, und heiße Thränen flossen über seine Wangen. In stummem Schmerz sprach er kein Wort, das die Umstehenden hörten, aber man sah es seinem Mund an, der sich still bewegte, daß er der Verblichenen sein Unrecht abbat, das er im Leben gegen sie und die Ihrigen geübt hatte — man sah, daß er ein heiliges Gelübde in der Hand der vollendeten Schwester ablegte. Wir erfahren es bald, was Herzog Heinrich gelobt hatte. Als der Sarg auf Suenegers Wink wieder verschlossen, und auf einen Wagen gebahrt war, trat Herzog Heinrich hinter denselben, nahm den weinenden Friedrich bei der Hand und folgte der theuren Leiche. Auf seinen Wink schlossen sich alle seine Ritter und Mannen dem Trauerzug an, und

er begleitete die einſt in ihrer Mitte geborne Herzogin Judith gen Lorch an ihre Ruheſtätte. So prunkvoll und mit ſo zahlreicher Begleitung kamen ſeitdem wenige Mitglieder des hohenſtaufiſchen Hauſes mehr gen Lorch in das Familienbegräbniß. Zu Lorch wohnte Herzog Heinrich der ganzen Begräbnißfeierlichkeit bei; er betete noch inbrünſtig über dem Grabe ſeiner Schweſter, dann wandte er ſich mit all den Seinigen, und kehrte über Gmünd in ſeine Lande zurück. Seinem Schwäher ſandte er von Lorch aus noch Botſchaft, daß er abziehe und ſich von nun an des Kriegs gegen den Gemahl ſeiner verblichenen Schweſter entſchlage. Als dieſer am Fuße des Bergs ankam, war König Lothar ſchon im Abzug begriffen. Er hätte keine Botſchaft vom Abzug ſeines Schwiegerſohns bedurft — als derſelbe am Sarge der Verblichenen ſtumm kniete und Thränen vergoß, fühlte er wohl, daß die Geſinnung ſeines Bundesgenoſſen ſich geändert hatte, und es von nun an nicht mehr in alten Rechten bei ihnen ſtehe.

Auch hatte jene ernſte Stunde, da der Sarg der Herzogin vor ſeinen Blicken ſtand, einen ſo ſchmerzlichen Eindruck auf ſein Herz und auf ſeine Ritter und Mannen gemacht, daß ihm auf einmal alle Luſt zur weiteren Belagerung der Burg vergangen war; ja das Bild menſchlicher Vergänglichkeit, das ſo mahnend vor ſeine Seele getreten war, hatte auf einmal ſein Gemüth ſo friedlich geſtimmt, daß er willig ſeine Hand in die Hand ſeines Gegners gelegt hätte, um

für immer Frieden zu schließen, wenn derselbe ihm nahe gewesen wäre. Noch an demselben Tag, da Herzogin Judith zu Lorch eingesenkt wurde, wurden die Zelte vor der Burg Hohenstaufen abgebrochen, und nach wenigen Stunden war der Berg leer von Feinden.

Am andern Morgen, als die Herzoge Friedrich und Conrad am Fuße des Bergs endlich ankamen, sah man kaum mehr eine Spur davon, daß ein Lagerzelt am Berge gestanden war.

XII.

Löwenstein.

Auf einem sonnigen Bergrücken des waldigen Gebirges, das in das gesegnete Weinsberger Thal ausläuft, und von Abend gegen Morgen sich auf sieben Stunden über Mainhardt bis nach der Stadt Hall im Kochergrunde hinzieht, während es gegen Mittag in das Murrthal mit seinen waldigen Abhängen abfällt, und gegen Mitternacht an das Hohenloher Land und die Kupferzeller Ebene gränzt — liegt das Städtlein Löwenstein. Noch jetzt tragen seine grauen Mauern mit den darüber sich erhebenden Dachgiebeln und ihren Hohlziegeln das Gepräge mancher vergangenen

Jahrhunderte, und tief unter ihm, in einer engen romantischen Thalschlucht, das Theußer Bad mit seinem achteckigen Seeschlößlein. Noch älter als das Städtlein, ja ins graue Alterthum zurückragend, blickt über demselben auf einem steilen, waldigen Hügel ein schlanker Thurm ins Land hinaus, und manche feste Mauer, manches halbzerfallene Thor, manch tiefes finsteres Gemach in den Grundmauern, deren Steine vom Zahn der Jahrhunderte angenagt sind, gibt uns ein Bild, daß hier einst ein stattliches Schloß gestanden und diese Trümmer die Ueberreste einer mächtigen Burg sind.

Wie gar häufig in den Ländern an der Donau, dem Rhein, Main und Neckar, entstunden die späteren Burgen aus den Thürmen und Warten, welche die römischen Kriegsheere in Deutschland bei ihrer langjährigen Herrschaft über dasselbe aufgeführt haben.

Auch das Löwensteiner Schloß scheint mit ziemlicher Gewißheit seinen Ursprung einem solchen Wartthurm zu verdanken, denn von Heilbronn über Löwenstein nach Mainhardt und Hall zog sich eine Römerstraße, die jetzt noch im Munde des Volkes die Hochsträß genannt wird, und diesen Namen auch einem daran liegenden Weiler gab.

Schon vor tausend Jahren, zu den Zeiten Kaiser Karl des Großen, blühte ein berühmtes Geschlecht die Grafen zu Calw im Schwarzwald. Die wenigen Trümmer ihrer Burg liegen auf einer Anhöhe über der Stadt Calw. Ihre Güter und Besitzungen brei-

teten sich an der Nagold, der Würm, der Enz, Murr und dem Neckar aus.

Am Schlusse des eilften Jahrhunderts bildeten sich zwei Linien der Grafen von Calwe, von denen die eine die Burg Löwenstein als Antheil erhielt und sich nach ihr nannte. Vielleicht hat schon Adelbert III., der Sohn des Grafen Adelbert II., genannt Atzimbart, und Bruder des Pfalzgrafen Gottfried v. Calwe, die Burg Löwenstein besessen, die sein Vater könnte gebaut haben, wie die Burg oberhalb Sindelfingen. Adelbert III. starb noch vor seinem Vater im Jahr 1094 und hinterließ einen einzigen Sohn gleichen Namens, der sich als der erste in einer Urkunde vom Jahr 1123 Graf von Lewenstein nennt. Die meisten anderen Güter des Hauses Calwe gingen auf Atzimbarts zweiten Sohn Gottfried über, der seit dem Jahr 1089 in der Geschichte jener Zeit eine wichtige Rolle spielte, und vermöge seiner Verdienste die Würde eines Pfalzgrafen im krongutreichen Rheinlande von König Heinrich V. erhielt. In Folge seiner mächtigen Stellung erhielt er wohl auch Liutgardis, die Tochter Herzog Bertholds II. von Zähringen, zur Gemahlin. Leider sah er schon frühe seinen einzigen Sohn Gottfried ins Grab sinken, und sein reiches Erbgut fiel seiner Tochter Uta zu, welche an Herzog Welf VI. verheirathet war. Dem war aber zuwider der genannte Graf Adelbert IV., der Enkel Graf Atzimbarts, welcher sich mit der Grafschaft Löwenstein hatte begnügen müssen, aber auf eine volle

Hälfte des Calwischen Hauserbes ein Recht zu haben behauptete. So kam es zwischen Graf Adelbert und Herzog Welf bald zu einer heftigen Fehde, die wohl Adelbert begonnen. Er überfiel nemlich bei Nacht Welfs Burg zu Sindelfingen, nahm deren Besatzung zum Theil gefangen, verjagte den andern Theil, brannte den Ort nieder, und eilte mit der gemachten Beute in sein Schloß Wartenberg. Hier belagerte ihn Welf VI., ohne zu säumen; umsonst rief Adelbert die Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Bruder Conrad zu Hülfe; Welf kam diesen zuvor, nahm mit seinem künstlichen Belagerungsgeschütz die Burg und legte sie in Asche. Bei dieser Fehde wurde auch die Burg Löwenstein, welche für unbezwinglich galt, wohl zum ersten Male berannt. Herzog Welf belagerte sie strenglich, und es gelang seiner ungemeinen Kriegskunst, sie zu erobern und die dortige Besatzung gefangen zu nehmen. Indessen glückte es dem Grafen Adelbert, dem gewaltigen Welfen die Burg Calwe zu entreißen und allda festen Fuß zu fassen. Welf machte sofort Anstalt, ihn von da wieder zu vertreiben, und muß ihn wirklich sehr in die Enge getrieben haben, denn bald wußte sich Graf Adelbert nicht mehr zu halten; da ergab er sich auf Gnad und Ungnade, fiel dem Welf zu Füßen und flehte um Frieden. Herzog Welf ließ sich gnädig finden, wie er denn ein milder und sanfter Mann war, er verzieh dem Grafen und übergab ihm die Burg Calw und einige andere Orte als Lehen. So war Adel-

bert wieder im Besitze der Burg Calw, von der er seitdem wieder den Namen Graf von Calw erhielt, den er neben dem von Löwenstein führte. Als Herr von Calw war er auch Schirmherr der Klöster Hirsau und Reichenbach. Graf Adelberts Blüthezeit fällt in die Periode K. Conrads III., welchem er bei wichtigen Unternehmungen im Krieg, wie im Frieden, namentlich im Kampf gegen Herzog Welf VI. und bei der Belagerung von Weinsberg im Jahr 1140 zur Seite stand. So hat also die Freundschaft zwischen den beiden Vettern nicht gar lange angehalten. Um dieselbe Zeit schenkte er sechs Huben und eine Mühle zu Sindringen dem Kloster Hirsau. Graf Adelbert kommt nach 1146 nicht mehr unter den Lebenden vor. Adelberts vier Söhne, deren Wirksamkeit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, sind: Adelbert V. Graf von Calw-Löwenstein, Schirmherr des Klosters Hirsau, Berthold, Graf von Löwenstein, Vogt von Reichenbach, Gottfried und Conrad, Grafen v. Calw. Unter ihnen soll Gottfried vom Jahr 1156—1158 Abt zu Zwiefalten gewesen seyn. Conrad kommt vom J. 1158 bis 1171 in Urkunden vor; die beiden Brüder Adelbert V. und Berthold pflanzten den Stamm fort: der erstere, die ältere Linie von Calw, der andere, die neuere Linie von Löwenstein. Berthold erscheint vom Jahr 1152 bis 1167 in Urkunden, und war Schirmvogt des Klosters Reichenbach. Ohne Zweifel Söhne Bertholds von Löwenstein waren Graf Gott-

fried v. Löwenstein und Graf Berthold v. Wolfsölden. Während der letztere die Burg Wolfsölden- als Erbe erhielt, fiel dem ersteren Burg und Herrschaft Löwenstein zu. Berthold starb wahrscheinlich unvermählt. Gottfried erscheint nur einmal im Jahr 1194 in einer Maulbronner Urkunde; ihn überlebte wahrscheinlich sein Vetter Adelbert VI., der sich noch im Jahr 1213 Graf von Löwenstein nannte. Demnach hat die ältere Linie immer noch den Namen von Löwenstein neben dem von Calw fortgeführt. Gottfried I. hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der vom Jahr 1231 bis 1235 in Urkunden vorkommt. Mit ihm trieb der Stamm der Grafen von Löwenstein vier männliche Sprossen auf einmal: Gottfried, Berthold, Albrecht I., Albrecht II., während das ältere Grafenhaus in zwei weiblichen Sprossen ausging, aber in den Grafen von Vaihingen fortblühte. Von Graf Gottfrieds II. Söhnen wurden die beiden Albrechte geistlich, Graf Berthold, der nur im Jahr 1257 genannt wird, starb wahrscheinlich unverheirathet, Gottfried III. vermählte sich mit Kunigunde, der Tochter des Edelherren Gottfried von Hohenlohe. Im Jahr 1253 sagt genannter Gottfried seinem Schwiegervater alle Güter zu Röttingen und Struth, welche er ihm für 100 Mark Silber, die er seiner Tochter als Heirathsgut gegeben, verpfändet hatte, los und ledig gegen Erlegung der genannten Summe. Graf Gottfried zeugte mit seiner Gemahlin nur zwei Töchter, Richinza und Agnes. Das mag ihn wohl bestimmt

haben, im Jahr 1277, den 21. Oktober, seine Burgen Löwenstein und Wolfsölden an den Bischof Berthold von Würzburg zu verkaufen. Seitdem wird Graf Gottfried nicht mehr in Urkunden genannt. Nicht lange blieb die Grafschaft Löwenstein in des Hochstifts Händen, denn im Jahr 1281 kaufte K. Rudolf von Habsburg beide Schlösser Löwenstein und Wolfsölden nebst der Schirmvogtei über die Abtei Murrhard, um 11,300 Pfund Heller. An dieser Summe erlegte der König baar 1300 Pfund Heller, 10,000 sollte Bischof Berthold von den Juden zu Würzburg erheben. Dieses neuerworbene Besitzthum verwandelte der König in ein Reichslehen, mit dem er im Jahr 1287 seinen Sohn Albrecht von Schenkenberg belehnte, den er mit einer gewissen Ida erzeugt hatte. Von nun an nannte sich Albrecht von Schenkenberg (bei Habsburg) Graf von Löwenstein, und nahm das Calwisch-Löwenstein'sche Grafenwappen (den rothen Löwen in weißem Felde auf drei Felsspitzen) an. Zwar erhob Graf Eberhard von Landau mit seiner Gemahlin Richinza, Enkelin des Grafen Gottfrieds von Löwenstein durch ihre gleichnamige Mutter (Gattin Bertholds v. Neufen) gegen Entfremdung solchen Hausguts noch lange Zeit Einsprache, er wurde aber mit seiner Klage von einem Fürstenrath, dessen Ausspruch K. Adolf im J. 1294 verurkundete, abgewiesen. Im Jahr 1291 gab K. Rudolf seinem Sohn Albrecht v. Löwenstein noch eine weitere Ausstattung, denn er überwies ihm die neuerkaufte Stadt Bönnigheim sammt der Burg Ma-

genheim, „und ſollte derſelbe 600 Pfund guter Heller Frauen Guten (der Wittwe Conrads von Magenheim) geben inwendig eines Monats, wan es wird angeſprochen von ihr wegen, und ſoll ſie darum nicht hindern; gebe aber er derſelben nit, oder irret er ſie in irgend ein Weg daran, ſo mag ſie des Kaufs abe ſeyn, und mag das vorgenannte Gut geben dem, der ihr allermeiſte darum gibt.“ Graf Albrecht v. Löwenſtein pflanzte das zweite Grafengeſchlecht von Löwenſtein fort, das etwas über 177 Jahre blühte. Graf Albrecht vermählte ſich mit Liutgart, einer Tochter Herrn Philipps von Bolanden, die ihm drei Söhne: Philipp, Rudolf, Nikolaus und eine Tochter geboren. Er ſtarb im Jahr 1304 und wurde in Murrhard beigeſetzt. Von ſeinen Söhnen ſtarben Philipp, der eine Adelheid v. Weinsberg zur Gemahlin hatte, im Jahr 1310, ohne Nachkommenſchaft, Rudolf unverehelicht im Jahr 1329; Nikolaus folgte ſeinem Vater im Beſitz der Grafſchaft. Seine Mutter verheirathete ſich zum zweiten Male mit dem Markgrafen Rudolf von Baden. Dieſer ſcheint aber nicht ſehr väterlich gegen den Stiefſohn geſinnt geweſen zu ſeyn. Denn nach einem freilich nicht urkundlich belegten Berichte drang Markgraf Rudolf von Baden ſeinem noch minderjährigen Stiefſohn etliche Beſitzungen, unter andern Löwenſtein, Murrhard, ab; aber dieſer ſetzte ſich, als er zu mehreren Jahren gekommen, wider ſeinen Stiefvater, brachte denſelben mit Hülfe ſeiner Mutter Liutgart gefänglich auf das Schloß

Löwenstein, und hielt ihn so lang gefangen, bis ihm Markgraf Rudolf nach getroffenem Vergleich alle abgedrungenen Orte wieder ohne allen Entgelt zu Handen gestellt. Das geschah im Jahr 1318, ob wir es gleich bezweifeln möchten. Dagegen wissen wir es gewiß, daß er während seiner Minderjährigkeit an seine Mutter, Frau Liutgart, und den Markgrafen Rudolf von Baden, die Stadt Bönnigheim sammt der Burg Magenheim käuflich überlassen, und er bestätigte nunmehr im Jahr 1329 diesen Verkauf. Im Jahr 1330 erkaufte er die Hälfte an der Veste Heinrieth und an dem Dorf Unterheinrieth, auch dem Ort Oberheinrieth und weitere Zugehörungen, alles Würzburger Stiftslehen, für 600 Pfund Heller von Conrad von Heinrieth. Graf Nikolaus starb im Jahr 1340 und wurde zu Murrhard begraben, wo sich noch seine Grabschrift befindet. Mit seiner Gemahlin Willeburg v. Wertheim zeugte er einen Sohn gleichen Namens. Dieser war wohl ein verschwenderischer Herr, aber doch war er auch auf Erwerbungen bedacht, denn er kaufte die noch übrigen Heinrieth'schen Güter von Rudolf von Heinrieth. Seine Gemahlin Mechtild, Tochter Friedrichs des Schenken von Limpurg, gebar ihm zwei Söhne, von denen der eine Rudolf, Chorherr zu Würzburg wurde, der andre, Albrecht, seinem Vater im Jahr 1365 im Besitz der Herrschaft folgte. Obgleich Graf Albrecht mit Udilhild, einer Gräfin von Werdenberg, sich vermählte, scheint es doch, daß er Anfangs keine Hoffnung hatte,

männliche Erben zu erhalten, denn im Jahr 1360 ertheilt K. Karl IV. dem ehrbaren Herrn Rudolf v. Löwenstein, Chorherrn zu Wirzburg, das Privilegium: daß er im Fall söhneloſen Ablebens ſeines Bruders Albrecht, Grafen v. Löwenſtein, die Herrſchaft Löwenſtein und die von Albrecht beſeſſenen Reichslehen erben ſoll; da er als Geiſtlicher ſie nicht behalten möge, ſo gebe er ihm einen Lehensträger, den Biſchof Albrecht von Würzburg, wenn er aber Laie wäre, ſo dürfe er die Herrſchaft auf Söhne vererben. Dieſes Privilegium des Kaiſers war jedoch umſonſt gegeben, denn Albrecht erhielt von ſeiner Gemahlin noch vier Söhne: Albrecht, Georg, Heinrich und Rudolf. Im Jahr 1380 verkaufte Graf Albrecht die reichslehenbare Burg Gleichen, welche ſeine Urgroßmutter Liutgart im Jahr 1309 von K. Albrecht gegen ihre eigenthümliche Veſte Wildenſtein bei Bolanden (ihr Erbgut vom Vater her) ertauſcht hatte, für 800 fl. an Herrn Conrad, Grafen zu Weinsberg, Domherrn zu Mainz. Seit dieſer Zeit hören wir Nichts mehr von ihm. Im Jahr 1395 überließ ſeine Wittwe Udelhild dem Grafen Eberhard von Wirtemberg die Stadt und Kloſtervogtei Murrhard, welches beides ihr noch von ihrem Gemahl ſeligen für 2000 fl. Heimſteuer und 1000 fl. Morgengabe verſichert war. Ihre Söhne Heinrich, Georg und Rudolf, leiſteten im Jahr 1395 Verzicht auf all ihr Recht an Stadt und Kloſter. Graf Albrecht, der älteſte unter den Söhnen, wurde bereits im Jahr 1384 volljährig, und trat

die Herrschaften, die aber noch vor seiner Volljährigkeit im Jahr 1382 zur Hälfte an das Rheinpfälz'sche Haus verpfändet worden waren, ab. Im Jahr 1388 verkaufte Graf Albrecht für sich und seine Brüder, die noch nicht zu Tagen kommen sind, um 400 fl. in Gold, an Fritz Sturmfeder das Dorf Großaspach, welches diesem bisher um dieselbe Summe von seinem (des Verkäufers) Vater Graf Albrecht v. Löwenstein versetzt gewesen. Im August des Jahrs 1388 zog er dem Grafen Eberhard dem Rauschebart zu Hülfe, als er bei Döffingen den entscheidenden Schlag gegen die Städte führte. Unter den Getreuen, die mit dem Grafen Ulrich fielen, der mit seinem Blute die bei Reutlingen empfangene Scharte auswetzte, lag auch Graf Albrecht von Löwenstein, nachdem er ritterlich gekämpft hatte. Er wurde nach Löwenstein geführt und in der dortigen Kirche beigesetzt, wo noch lange sein Grabstein zu sehen war mit der Unschrift: Anno Christi MCCCLXXXVIII dominica post Bartholomaei obiit dominus Albertus de Löwenstein. „Ein ungelehrter idiotischer Vogt, sagt der Chronist, hat es vernichten lassen, daß es nicht mehr zu lesen," wie es leider! in unsern Tagen noch oft vorkommt. — Wahrscheinlich war auch Albrechts Bruder Rudolf frühzeitig verstorben, demnach waren nur noch 2 Brüder von Löwenstein, der Domherr Georg von Löwenstein in Bamberg und Heinrich übrig, der eine Schenkin, Anna von Erbach, zur Gemahlin hatte, aber keine Erben von ihr gewonnen. So war es dem Rhein-

pfälz'schen Hause ein Leichtes, seine Plane mit gänzlicher Erwerbung der schönen Herrschaft Löwenstein durchzuführen, die ihm ja längst zur Hälfte verpfändet war. Am 1. Jan. 1441 ging die ganze Herrschaft nach dem damaligen verringerten Bestand vollends durch festen Kauf für 14,000 fl. (die Pfandschaftssumme mit einbegriffen) an Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen über, wobei jedoch dem Käufer ein bedeutender Vorbehalt gestattet wurde. Im Kaufbrief werden genannt: Schloß und Städtlein Löwenstein, die Dörfer und Weiler Willsbach, Höslinsülz, Breitenau, Heinrieth, Hagenbach, Sulzbach, Kleinhöchberg, Trauzenbach, Erlach zum Theil, Berwinkel, einen Hof, den Fruchtzehnt und eine Weingült in Heilbronn und Andres mehr. Pfalzgraf Friedrich, der Käufer der Grafschaft, hatte zum Besten seines Neffen und Mündels, des nachherigen Kurfürsten Philipp von der Pfalz, auf eine standesgemäße Vermählung verzichtet. Dessen mit einer Patriziertochter, Klara v. Dettin, erzeugter Sohn, Ludwig I., fertigte der Churfürst Philipp mit der Grafschaft Löwenstein ab, wo ihn dann Kaiser Max I. im Jahr 1494 in den Reichsgrafenstand erhob, „weil er — so heißt es im Diplom — nicht Land und Leute genug hatte, wovon er seinem angebornen fürstlichen Stande gemäß leben könne." Seine Nachkommen führen neben dem Löwensteiner rothen Löwen im weißen Feld auf drei Felsspitzen die Pfälzer blauweißen Wecken im Wappenschilde, und erhoben die wohl begründete Forde-

rung, von dem kurpfälzischen, jetzt königlich-bairischen Hause, als Nebenlinie anerkannt zu werden. Noch unter Ludwig I. kam die Grafschaft Löwenstein unter Wirtemberg'sche Oberhoheit, denn Herzog Ulrich eroberte im Pfälzer Krieg im Jahr 1504 auch Stadt und Burg Löwenstein, als ein pfälzisches Nebenland, und nur auf dringendes Fürbitten einiger Kurfürsten und Fürsten gab er die Grafschaft ihrem Besitzer wieder zurück. Graf Ludwig mußte sie aber als ein landsäßiges Lehen aus seiner Hand empfangen, unter Bedingungen, welche die Grafschaft aufs engste an das Herzogthum Wirtemberg anknüpften. Graf Ludwig I. von Löwenstein starb im Jahr 1524 und hinterließ zwei Söhne Ludwig und Friedrich, von denen der letztere den Stamm fortsetzte. Seine Gemahlin, Gräfin Helena v. Königsegg, gebar ihm vier Söhne, Wolfgang, Friedrich, Ludwig und Albrecht. Unter ihnen gründete Wolfgang I. die sogenannte älteste Linie der Grafen von Löwenstein, die mit zwei Enkeln, Johann Casimir und Georg Ludwig († 1633) wieder erloschen. Sein Bruder Ludwig II. geb. im Jahr 1530 auf der Burg Löwenstein, wurde der Stammvater des noch blühenden Fürstenhauses. Mit Anna, einer Tochter des im Jahr 1574 verstorbenen Grafen von Stolberg, erheirathete er die Grafschaft Wertheim in Franken und die Grafschaft Rochefort im Herzogthum Luxemburg. Graf Ludwig war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ritterlichem Sinne. Schon in seinem 18. Jahre wurde ihm am kaiserlichen Hofe

das Commando über ein Reiterregiment von 1000 Pferden übertragen, was um so mehr zu verwundern, da er sich schon frühe zur evangelischen Lehre bekannte. Bald verließ er den Militairdienst und begab sich an den Hof des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, wo er in wichtigen Staatsangelegenheiten als Gesandter verwendet wurde. Später wurde er bei Ferdinand I. kaiserlicher Rath, und machte sich seines vollsten Vertrauens werth. Vermöge dieser Gunst, in der er bei dem Kaiser stand, erlangte es der Graf, daß Herzog Christoph von Wirtemberg, der ohne den geringsten Grund die Grafschaft Löwenstein besetzte, unverzüglich die Grafschaft räumen und den Grafen für den durch seine gesetzwidrige Besitznahme verursachten Verlust entschädigen mußte. Bald darauf wurde Graf Ludwig zum Reichshofrathpräsidenten erhoben. Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., ernannte ihn im Jahr 1566 zu seinem Stellvertreter auf mehreren Reichstagen. Bei vorgerückteren Jahren verließ Graf Ludwig den Staatsdienst und begab sich auf seine Besitzungen in Schwaben und Franken. Kaum war er nach Franken auf seine Burg Wertheim zurückgekehrt, welche er gleichfalls zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, so sah er sich von einem neuen Feinde, dem Bischof Melchior von Würzburg, mit Waffengewalt angegriffen, unter dem Vorwande, daß er seine fränkischen Besitzungen, welche von dem Bisthum Würzburg zu Lehen gingen, noch nicht von ihm, seinem wahren Lehensherrn, empfangen. Der Graf verklagte

den Bischof beim Reichskammergericht, und erlangte ein kaiserliches Mandat gegen den Bischof, aber dieser kehrte sich nicht daran und besetzte mehrere Orte der Grafschaft mit Fußvolk und Reiterei. Ja der Bischof hatte noch Wichtigeres im Sinne: er wollte durch einen Handstreich Burg und Stadt Wertheim in seine Gewalt bringen. Mit 900 Mann und einigen Geschützen rückte er gegen Wertheim, aber der Graf, unterstützt von seinen Unterthanen, schlug alle Angriffe des Feindes zurück. Des Grafen vier eigene Söhne befehligten die kleine aber kampfbereite Mannschaft. Da ließ der Bischof den Grafen ernstlich auffordern, sich binnen drei Tagen zu ergeben, wenn nicht, so werde er die Burg schleifen. Um dem Bischof zu beweisen, wie wenig er der Drohung achte, ließ er zehn Ringe an einem der größten Thürme der Burg befestigen und dem Bischof höhnisch sagen: „er möge nur kommen und die Pferde an die Ringe anspannen, um die Burg zu schleifen.“ Zu gleicher Zeit rüstete er sich zu einem Ausfall, und ehe noch die Morgenröthe anbrach, fiel er mit seiner geringen Mannschaft in das feindliche Lager und vertrieb die Feinde nach einem heftigen Angriffe. Bald wurde der Bischof genöthigt, die Grafschaft Wertheim zu verlassen und in sein eigenes Land umzukehren. — Graf Ludwig von Löwenstein erreichte das hohe Alter von 80 Jahren, und starb eines plötzlichen, aber sanften Todes im Jahr 1611. Er ruht in der Gruft der Kirche zu Wertheim, wo er mit seiner Gemahlin

Anna ein prächtiges Grabmal aus Alabaſter hat. Von 15 Kindern, die ihm ſeine Gemahlin geboren, blieben nur Ludwig (1635), Wolfgang Ernſt, Chriſtoph Ludwig und Johann Dietrich am Leben. Die beiden erſteren ſtarben ohne Erben, von den letzteren gründete Chriſtoph Ludwig die ältere evangeliſche Linie, Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg zu Wertheim, Johann Dietrich aber die jüngere katholiſche Linie, Löwenſtein-Wertheim-Rosenberg zu Heubach, welche beiden Linien nur noch je auf Einem männlichen Erben beruhen. Im Jahr 1712 wurde dem Geſammthauſe Löwenſtein-Wertheim von Kaiſer Karl VI. die reichsfürſtliche Würde ertheilt. Im Jahr 1808 verlieh König Friedrich von Wirtemberg dem fürſtlichen Hauſe die erbliche Oberſt-Kämmererwürde, welche der jedesmalige Senior der beiden Linien bei feierlichen Gelegenheiten verwaltet.

Stadt und Burg Löwenſtein, welche dem fürſtlichen Hauſe den Namen gab, hat längſt ſeine Bedeutſamkeit als Wohnſitz einer erlauchten Familie verloren. Nach Abgang der alten Burg — es iſt nicht überliefert, welche Zeit ihr den Todesſtoß gegeben, aber wahrſcheinlich war es der Bauernkrieg — da bauten die Grafen von Löwenſtein im Städtlein unten ein neues Schloß, vielleicht aus den Steinen der zerfallenen Burg, wie es oft der Fall geweſen. Dieſes neue Schloß war noch lange, nachdem Wertheim die Hauptreſidenz geworden, ein Aufenthaltsort der erlauchten Herren; ſpäter kehrten ſie nur auf Beſuch allda ein,

und nun ist es auch ein von seinen Herren verlassenes altes Schloß geworden, das schon am Schluß des letzten Jahrhunderts hauptsächlich nur von den fürstlichen Beamten bewohnt wurde. Die Burg Löwenstein auf der Spitze des Berges, die drei erlauchten Geschlechtern den Namen gab, ist gering und klein geworden, während ihre Herren im Laufe der Jahrhunderte groß und gewaltig wurden, und doch steht ihr Thurm noch stattlich und herrlich da, und blickt wie ein Fürst und Herr über das schöne Land, das tief unten zu seinen Füßen sich ausbreitet. An ihn und die noch übrigen Mauerreste knüpft sich eine Sage aus der Zeit des ältesten Grafengeschlechts.

Die Sage von dem Seeschlößlein bei Löwenstein.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts saß auf seinem Schlosse Löwenstein der Graf Adelbert, hochangesehen im Lande Schwaben und Franken, sowohl wegen seines Reichthums, als wegen seiner Tapferkeit, besonders in Gunst aber bei den Herzogen von Hohenstaufen, zu deren treuesten Anhängern er gehörte. Nicht minder aber blickten alle reiche und schöne Erbinnen nach ihm, denn er war ein stattlicher Jüngling, artig und fein in seinem Wesen, und durch den frühen Tod seines Vaters schon mit drei und zwanzig Jahren unumschränkter Gebieter über alle seine Besitzungen. Sein Reichthum und der Glanz seines Schlosses war

um so größer in jener Zeit, als der Adel damals so zahlreich war, daß die Meisten oft nur eine kleine Burg besaßen, und sehr häufig aus Mangel an andern Mitteln vom Straßenraub, oder, wie sie es nannten, vom Stegreif lebten. Noch jetzt finden wir in manchem engen Thal des Landes beinahe auf jeder Schuß-Weite die Trümmer solcher Burgen, auf steilen Bergwänden oder scharfen Felsgipfeln, denn nicht allein der Trieb nach einer freien, reizenden Aussicht und gesunder Luft veranlaßte die Ritter, so hoch zu bauen, sondern auch der Trieb des Adlers oder Geiers, von der Höhe aus über den Niedern zu herrschen oder auf die vorüberziehende Beute von ferne zu spähen und dann auf sie herabzustoßen. Darum wurde manches Schlößlein ins dunkelste Dickicht gebaut, und ihre Namen „Rauber, Katze, Falkenstein" u. s. w. deuten schon ihre Bestimmung an, nemlich, daß die Ritter sich in dieselben, als in einen Versteck und Hinterhalt, legten, dort Nächte lang lauerten, um plötzlich auf ihren Raub herabzuschießen.

Aber nicht bloß arme Ritter trieben das Räuber-Gewerbe, sondern auch die Erben großer, mächtiger Felsenschlösser, schauten gerne ins tiefe Land herab, um gute Fänge zu machen — die Bauern ihrer Nachbarn auf ihren Gütern zu überfallen, ihre Heerden wegzutreiben, ihre Erndten zu mähen, reisenden Kaufleuten, reichen Klosteräbten oder selbst andern Rittern aufzulauern und sie so lange auf der Burg in tiefen

Gewölben gefangen zu halten, bis sie sich durch hohe Geldsummen loskaufen ließen.

Auch der Graf Adalbert saß an einem warmen Frühlingsmorgen, es war um die Zeit, da die Frankfurter Ostermesse beginnen sollte, am Fenster eines seiner Gemächer in dem schlanken hohen Thurm und blickte, den Kopf in den rechten Arm gestützt, in die Landschaft hinaus. Unter ihm lag das weite Weinsberger Thal mit Aeckern, Wiesen und Rebhügeln, die sich an den Gebirgswänden hinaufzogen und deren Gipfel mit dichten Eichenwäldern bedeckt waren. Zahlreiche Dörfer lagen zerstreut umher, und weiter unten auf wenige Stunden Entfernung grüßte das Städtlein Weinsberg mit seinem hohen Kirchthurm herauf und über ihm der schöne regelmäßig geformte Hügel, auf welchem die Burg Weibertreue mit ihren hohen Mauern und Warten im Strahl der Sonne glänzte. Weiter zurück schaute vom Gebirg der Wartthurm bei Heilbronn herauf, hinter welchem die Nebel des Neckars aufstiegen und leicht, wie mit einem dünnen Flor, die waldigen Höhen des Odenwalds bedeckten. Er mochte ein volles Stündlein so gesessen haben, da hörte er die Zugbrücke rasseln, der leichte Tritt eines Rosses schallte über das Pflaster des Hofes, und nach wenigen Minuten trat ein Mann herein in ritterlicher Tracht, die aber gerade nicht schmuck zu nennen war, denn sein Barett war fadenscheinig, die Reiherfeder darauf zerknickt, das Wamms kaum mehr von erkenntlicher Farbe, und die hirsch-

ledernen Hosen voller Schmutz. Ein struppiger, röthlicher Bart gab den ohnedieß rohen Gesichtszügen einen etwas widerlichen Anstrich. Was bringt Ihr mir, Diether? leget ab und nehmt Platz! begann Adalbert auf den Gruß des Eintretenden. Was ich Euch bringe? antwortete der Ritter, und warf sich plump in den schweren eichenen Sessel; streckte die Beine weit aus, während seine knochigen Hände sich auf seinen langen Degen stützten und mit dem Knopfe desselben spielten — bin gestern Nacht heimgeritten von Schwäbisch Hall nach Böxingsweiler und habe mich heute früh schnell in den Sattel gemacht, um Euch eine gute Kunde zu bringen. Bei S. Hubertus, was haben wir armen Rittersleute für ein mühselig Leben gegen Euch, Herr Graf, dessen Lehensmänner wir sind, und die wir auf Euren Burgen wohnen. Bald müssen wir den ganzen Tag auf der Jagd herumstreifen, um ein Stück Wildprett auf unsern Tisch zu bringen, bald auf der Lauer und Kundschaft liegen, wo wir einem Bäuerlein ein Stück Vieh wegtreiben oder in einer Mühle einen Sack Mehl uns holen. Aber dießmal glaube ich, gibt es einen reichen Fang, falls uns kein Edelmann aus dem Kocherthal das Nachsehen läßt. Nur heraus! lächelte Adalbert, Ihr sprecht ja so breit und machet so viel Umstände, wie ein Pfäfflein, das einen Sermon halten will. So will ich denn herausplatzen, habe auch schon meinen Bruder nach Burg Maienfels reiten lassen, daß sie sich gerüstet halten die armen Schlucker —

— daß ichs aber kurz heraussage: Haller Kaufleute reisen morgen zur Messe nach Frankfurt und sollen uns das Rößlein theuer bezahlen, das uns in Hall beim letzten Turnier ist erstochen worden, in den Händeln, welche unsere Knechte im Dreikönig hatten mit den Metzgersburschen. Hollah! rief Adalbert und schlug das Fenster zu, mit dem er bisher noch gespielt, kommen uns diese Herrn einmal ins Garn, so mögen die Handelsleute einstehen für den hochmüthigen Bescheid des Rathes, daß unsere Knechte die Händel begonnen, darum auch den Schaden tragen mögen, der just und ohne böse Absicht der Angegriffenen daraus entsprungen. Aber wißt Ihr auch gewiß, daß die Kaufleute morgen nach Heilbronn ziehen, um nach Frankfurt zu reisen? Ob ich es gewiß weiß? — hab's ja mit eigenen Ohren vernommen gestern in Hall. Hatte da einen Roßhandel mit einem Jagstthaler Juden, der sagte mir, wenn Ihr nicht bald zuschlagt, so ist das Rößlein schon verkauft an den Kaufherrn, den hochmüthigen und aufgeblasenen Pabst in der Hirschgasse, der will morgen auf die Frankfurter Messe und hat den Auftrag von einem lombardischen Seidehändler, der sich anschließt, ihm ein tüchtig Pferd zu verschaffen. Aber, was uns — setzte er hinzu — am besten in den Kram paßt, das ist — die Haller ziehen nicht durch das gräflich Hohenloher Land, denn sie haben einen Spahn mit dem Herrn zu Neuenstein und schlagen die Straße nach Weinsberg über den Mainhardter

Wald ein — denken wohl, die Sache sey eingeschlafen, weil Ihr sie hängen ließet. Und wann werden sie die Thore der Stadt verlassen? fragte der Graf. Darüber kann ich — antwortete Diether — keine Auskunft geben, doch denke ich, werden sie früh aufbrechen, um des Abends ihr Nachtquartier in der Stadt Weinsberg zu nehmen, darum ist mein Rath, wir legen uns in der Nähe des Weilers Hochstraß in den Hinterhalt so ein Stündlein vor Mittag, oder wir machen es uns noch bequemer und werfen sie an der Finsterrother Mühle nieder, wo sie im engen Thal über das Roth-Bächlein müssen, dann sind wir mit ihnen in einer Viertelstunde in der Burg Böringsweiler. Abgemacht! sprach der Graf, es gibt eine theure Zeche und meine Dienstleute sollen nicht zu kurz kommen, wenn's zum Theilen kommt — also um 10 Uhr erwartet Ihr mich eine kurze Strecke vor der Mühle und haltet mit Euren zwei Knechten und den Maienfelsern an der Straße.

Am nächsten Morgen lag ein kalter Nebel in dem Roththale und über der kleinen Burg Böringsweiler, die auf einem steilen Hügel dicht über der Roth sich erhob und deren Trümmer erst in den jüngsten Tagen vollends abgetragen wurden, nachdem sie viele Jahre der Sitz eines Amtmannes waren. Es war ein enges Thal, ringsum dicht mit Tannenwäldern eingeschlossen, und nur einzelne wenige Hütten lagen da und dort auf den Anhöhen zerstreut umher, während auf einen Steinwurf unterhalb der Burg eine bau-

fällige Mühle mit ihrem Rade die tiefe Ruhe der Gegend unterbrach. Auf der kleinen Burg wohnten die Dienstleute des Grafen von Löwenstein, Diether und Cönrad, und lebten von den spärlichen Steuern und Abgaben der Burgangehörigen, die selbst nichts anders in dem rauhen Boden bauen konnten, als Haber und Korn. Handelsleute zogen selten durch den großen Mainhardter Wald, der sich auf sechs Stunden von Löwenstein gegen Hall hinzog, und das Wenige, was die Böringsweiler Ritter diesen abnehmen konnten, an Zoll oder Geleitsgeldern, das erhoben sie von den Ochsenhändlern, welche fettes Vieh von Hall nach dem Neckarthale, nach Marbach und Eßlingen trieben. Durch dieses Räuberwesen der Ritter war der spärliche Handel und Wandel sehr erschwert, und wenn die Handelsleute zum Schutz ihnen auch Geleitsgelder zahlten, so war dieses um so drückender, als sie in wenigen Stunden oft an einem halbdutzend Burgen vorüber kamen, so zahlreich waren diese zur damaligen Zeit in manchen Gegenden. Erhoben sich doch allein um das Städtlein Cannstatt damals zwölf Burgen, und in mancher saß nicht nur ein Ritter mit seiner Familie, sondern eine ganze Sippschaft zur Plage des Landmanns und der Städter. Es zeigte die Sonnenuhr auf der Burg Böringsweiler auf neun Uhr, da schwangen sich die Brüder in den Sattel mit zwei Knechten und ritten das enge Thal hinauf längs einiger großen fischreichen Seen; und als sie nach einer Viertelstunde die Mühle zu Finsterroth

erreicht hatten, wo die Straße von dichtem Fichtenwald umsäumt, eine Anhöhe herab über eine kleine hölzerne Brücke zu einer jenseitigen kurzen Staige führte, da wandten sie sich gegen Abend den Hohlweg hinauf, um droben auf der Anhöhe die Raubgesellen von Maienfels und ihren Lehensherrn den Graf Adelbert zu erwarten. Die Maienfelser, der Ritter Dierolf, der, wie die Böringsweiler, seine Burg zu Lehen von dem Löwensteiner Grafen trug, hielt mit sechs Reisigen an der Straße, und bald glänzten auch die Helme und Eisenhauben Adalberts mit einem Geleite von zwanzig Reitern über die Weihenbronner Haide, welche dort mit dem dunklen Forste wechselte. Alles bereit? fragte Adelbert, als er mit den Harrenden zusammengetroffen war — so wollen wir für meine Mühen nun den hällischen Salzsiedern die Rechnung machen, daß der Kaiser kein theureres Hengstlein in seinen Ställen hat. Ihr, von Maienfels und Böringsweiler, leget Euch hinter die Mühle drunten nächst dem Brücklein in den Hinterhalt und ich mit meinen Leuten halte im Hohlweg auf dieser Seite. Wenn dann die Haller sich der Brücke nähern, so reitet ihr auf die Straße, daß sie sich sputen, über das Brücklein zu kommen und den Hohlweg zu gewinnen, dann ist ihnen der Paß hinten und vornen abgeschnitten, und in die großen Teiche da unten oberhalb und unterhalb der Brücke werden sie wenig Lust haben, sich zu stürzen, um uns aus den Händen zu kommen, denn so durstig die Hällischen sind, so haben sie doch alle die Wasserscheu!

In kurzer Zeit war alles vorbereitet, und die beiden Abtheilungen harrten ungeduldig des reichen Fanges, den sie zu machen gedachten. Es mochte ein Stündlein vorüber seyn, so vernahm man von ferne den wirren Tritt von Pferden oben im Walde, der näher und näher kam, um die Brücke zu überschreiten. Mit pochendem Herzen gewahrte Dierolfs scharfes Auge, der am nächsten bei der Straße hinter einer hohen Tanne hielt und durch die herabhängenden Aeste hinausspähte, wie sich ein Zug von etlichen zwanzig Reitern nahte. Voraus ritten vier Männer, halb in Kaufmannstracht, halb in Waffenrüstung, mit Schwerdt und Kolben bewehrt — dann folgten gegen zwölf andere Reiter, die hatten nur ein kurzes dolchartiges Messer am Gürtel hängen. Unter ihnen ritt auf einem kleinen, aber starkgebauten Rößlein eine Dame, die halb verschleiert war, an der Seite eines Mönches, der nach seiner Kleidung ein Abt oder Prälat zu seyn schien. Ein breiter Reisehut von gelbem Sammt bedeckte das Haupt der Dame und ließ nur den untern Theil des Gesichtes erkennen. Ueber die Schultern hing in weiten Falten ein feiner weißer Mantel herab, der sie bis zu den Zehenspitzen verhüllte, welche leicht im Bügel ruhten. Wie verhüllt auch die ganze Gestalt war, so merkte man doch an der ganzen Haltung, daß eine fein gebaute Figur von den Gewändern umwallt war. Dicht hinter ihr ritt ein älterer Mann in italienischer Tracht, mit einem spitzzulaufenden schwarzen Hute und braunem Mantel, an der Seite

ein kurzes Schwerdt, und neben ihm ein Diener, der ein Saumroß mit Gepäck führte. Den Zug schloßen wieder einige wohlbewehrte Reiter der Gesellschaft. Aus ihren Bewegungen zu schließen, schienen sie unter sich in einem lebhaften Gespräch begriffen zu seyn, das indessen frei von aller Furcht und Besorgniß war, wohl im Bewußtseyn, hinlänglich geschützt zu seyn. Aufmerksam verfolgte sie Diether mit seinem Falkenblick, und als sie nun den Abhang der Straße hinter sich und links und rechts vor den nahe heranretenden Seen auf die Brücke zuritten — da gab er mit seinem Hüfthorn einen halblauten Ton, und in weniger denn einer Minute erschienen aus dem dichten Forste seine Angehörigen, um nun in raschem Trabe den Zug einzuholen. Aber sie waren kaum eine kleine Strecke so vorwärts geeilt, da scholl ein gellender Angstruf von der Brücke her, und sie sahen, wie die ersten zwei Reiter des Zuges mit dem letzten Theil der hölzernen, aus Baumstämmen gebauten Brücke sammt ihren Rossen in den Bach stürzten, und die nächsten hinter ihnen erschrocken ihre Thiere zu wenden suchten, und so den Zug in Stocken und Unordnung brachten. Jetzt — rief Diether, der bei dem Herreiten die Unterlagen der Brücke hatte von seinen Knechten so weit durchhauen lassen, daß sie gerade noch die Last der Querhölzer trugen — jetzt wollen wir den Brückenzoll erheben, und dabei stieß er dreimal laut in sein Hüfthorn, als Zeichen, daß der Graf aus dem Hohlweg jenseits des Rothbaches

herunter brechen ſolle. Neuer Schrecken erfaßte der Kaufherren Zug, als, unter ſich ſchon in Verwirrung durch den Einſturz der letzten Balken, ſie nun auch von vornen und hinten eine ſtarke Anzahl Reiſiger auf ſich zuſprengen ſahen, über deren Abſicht ſie keine Zweifel haben konnten, beſonders als Diether den letzten im Zug mit ſeiner Lanze aus dem Sattel ſtieß mit den Worten: Halloh, Ihr hälliſchen Krämer! wir wollen Euch die lange Reiſe nach Frankfurt erſparen und Eure wohlgeſpickten Seckel leeren! Jetzt entſtand ein verzweifeltes Getümmel an der Brücke, von welcher die zwei nächſten, die auf die Hinabgeſtürzten folgten, ihre Roſſe immer mehr rückwärts drängten, und die ganze Reihe des Zuges verwickelte ſich in einen Knäuel, aus welcher das Angſtgeſchrei der Dame und des Mönches zwiſchen das Fluchen und Wettern der Uebrigen weithin in das enge Thal gellte, während die in den Bach Geſtürzten von den Roſſen ſprangen und mit zerſtoßenen Knochen das Trockene zu gewinnen ſuchten. Ruhig ſah dem Ueberfall Graf Adalbert zu, deſſen Reiſige zum Theil über den Bach geſetzt, um die Haller nicht rückwärts entwiſchen zu laſſen, indeß die andern dafür ſorgten, daß Keiner derſelben nach dem dieſſeitigen Ufer die Flucht ergreifen konnte. Und es dauerte nur eine kleine Weile, da gaben die Haller allen Widerſtand auf und ſtiegen auf Befehl ihrer Feinde aus dem Sattel. Nur der Mönch und die Dame blieben noch ſitzen, da ſie im Gedränge nicht Raum fanden, abzuſteigen. Aber als

der Knäuel sich auseinander wickelte und Graf Adalbert heranritt, um sich seinen Fang näher zu betrachten und er die junge Dame erblickte, die zitternd und bebend mit gesenktem Haupte dasaß, so drängte er sich rasch an sie heran. Holde Jungfrau! sprach er in artigem Tone, entschuldiget, wenn meine Leute Euch solchen Schrecken eingejagt und Eure Reise auf ein Hinderniß gestoßen — doch, fürchtet nichts für Eure Person und Eure Ehre! — So lasset wenigstens einen Diener Gottes und der Kirche ziehen mit dieser Jungfrau — schrie mit zetternder Stimme das Mönchlein — während die Dame schwieg — bei allen Wunden des Heilandes, wie weit ist es gekommen mit der Ritterschaft, daß sie an Priester und Jungfrauen Hand anlegt und ihnen die Straße gefährdet — ich habe eilige Geschäfte, bin Kämmerer vom Stift Comburg und muß morgen in Heilbronn eintreffen in wichtigen Angelegenheiten. — Nun dazu hat's noch Zeit, lachte der Graf, und wenn Ihr Euch geduldig füget in die Haft, so will ich an Euch ein Uebriges thun und einen Knecht senden nach Heilbronn, daß er Euch entschuldige wegen des Ausbleibens. Aber — fuhr er gegen die Dame gewendet fort — und bot ihr die Hand zum Absteigen, da indessen das Gedränge vorüber und die Kaufherrn alle den Sattel verlassen, von ihren Gegnern umringt sich aufgestellt hatten — Ihr seid stumm und würdiget mich keiner Antwort? Habt Ihr so wenig Vertrauen in meine Ritterlichkeit, daß Ihr

befürchtet, es werde Euch ein Leid geschehen — nein, ein Graf von Löwenstein hat noch immer die Sitte geachtet, die er den Frauen schuldig — er ist kein Schnapphahn und Heckenreiter — kommt, schönes Kind, und vertraut meinen Worten! Der Graf war indessen abgestiegen und bot der Reiterin die Hand, welche fortwährend das Haupt gesenkt, so daß man ihre Gesichtszüge gar nicht ins Auge fassen konnte, auf ihrem Rößlein gesessen hatte. Doch als Adalbert ihre Hand mit ritterlicher Artigkeit erfaßt und, sein Visier öffnend, mit seinen freundlichen Augen ihr unter den Hut geblickt, um zu erforschen, welche Schönheit derselbe berge, da bog sie sich aus dem Sattel und ließ sich auf den Boden heben. Bei dieser Bewegung aber lüftete sich der Schleier, und ein reizendes Gesicht von blendender Schönheit enthüllte sich auf einen Augenblick. Es waren nicht die Züge, nicht die rosige Blüthe der schwäbischen oder fränkischen Frauen — es war ein fremdartiges Antlitz, wie Adalbert noch in Keines geschaut, denn es glich einem Marmorgebilde an blendendem Glanze — die Züge waren scharf, aber fein geschnitten, die Augensterne groß und dunkel und von seidenen Wimpern beschattet. — Das war nicht die rothwangige Frucht Deutschlands — es war die goldene Orange des Südens von dunklem Laub umhüllt. Mit fremdklingendem Tone und gebrochenem Deutsch sprach sie halblaut ihren Dank aus, und daß sie hoffe, sich nichts Schlimmes versehen zu dürfen, während der Comburger Kämmerer fort und

fort bat, man möchte ihn seines Wegs ziehen lassen, und die Knechte laut auflachten über sein Gebaren. Führt mich zu meinem Vater, damit er wisse, wessen ich mich zu Euch zu versehen habe, sprach schüchtern die fremde Jungfrau, und Adalbert bot ihr höflich und entzückt über das wunderbar liebliche Wesen den Arm, um ihren Wunsch zu erfüllen. Aber ach! welch einen Schreckensschrei stieß die Fremde aus, als sie in den Kreis der Gefangenen traten und ihr Vater, sich in Schmerzen krümmend, auf einem Steine saß, zu seinen Füßen eine rothe Lache Bluts, das aus dem Aermel seines linken Armes floß. Entsetzt stürzte sie sich vor ihn, umklammerte seine Kniee und brach in italienischer Zunge in verzweifelte Klagen aus, von denen gerührt der Graf sogleich seinen Leuten befahl, dem Verwundeten die Oberkleider abzunehmen, um die Wunde zu untersuchen und sie zu verbinden. Der heißblütige Mailänder Kaufherr hatte nemlich, als der Zug sich von der Brücke rückwärts wendete, mit zweien seiner Begleiter versucht, sich des Angriffs zu erwehren und die Straße nach Hall wieder zu gewinnen, hatte aber von einem rauhbärtigen Gesellen einen Lanzenstich in die linke Achsel erhalten, dem sofort ein heftiger Blutstrom entquoll. Als er verbunden war, brach der ganze Zug auf und wandte sich das Thal hinab nach dem nahen Schlosse Böringsweiler, in dessen Hofe nun die Beute vertheilt wurde. Baares Geld hatten sie wenig gefunden, es waren nur die reichlichen Zehrpfennige der

Kaufherren, da ſie die Summen zum Einkauf ihrer Waaren auf einem andern Wege beſtellt hatten, darum beſtand die Hauptbeute in den Pferden. Und nun wurde über ein Löſegeld gehandelt, bis zu deſſen Eintreffen aus Hall die ganze Geſellſchaft in Haft und Gefängniß bleiben ſollte. Auch der Comburger Kämmerer hatte kein beſſeres Schickſal, wie ſehr er ſich auch ſträubte — er mußte ſeinen Namen auf einen Zettel ſchreiben und das Löſegeld mit 20 Goldgülden darauf ſetzen, gegen welches er der Haft entledigt wurde, und freies Geleite zur Heimreiſe bis zum Haller Wartthurm erhielt. Als alles abgemacht war, öffnete Diether die enge Pforte am hintern Thurm zu den unterirdiſchen Gewölben, deren Oeffnungen auf der mitternächtlichen Seite der Burg in das ſumpfige Wieſenthal hinabgingen, und durch mehrere eiſerne Thüren hindurch ſtiegen die Gefangenen in ihren feuchten Kerker und das Burgverließ hinab, das aus mehreren Gewölben beſtand. Während die Knechte ab- und zugingen, um Stroh herabzuſchleppen zum Lager, und Krüge mit Waſſer und Brod zu holen für ihre neuen, ihnen ſo willkommenen Gäſte, und Diether über Alles die Aufſicht führte, warf ſich der feiſte Kämmerer polternd und ſchimpfend auf eine ſteinerne Bank in der Ecke. Die Peſt — ſchrie er — über den Adel und ſolche Schnapphähne, die Alles ſchinden, was keine Sporen trägt! Wie haben ſich doch die Zeiten geändert! ſonſt waren ſie die Beſchützer der Kirche, der Klöſter und ihrer Inſaßen, aber ſeit

ſie ſich vermehrt, wie das Ungeziefer und nicht wie der ehrſame Bürgerſtand zu einem Gewerbe greifen mögen, legen ſie ſich auf Straßenraub, wie die Mörder auf der Straße zu Jericho, von denen die h. Schrift redet. Da liegen die Klöſter jetzund und die Dörfer und Städtlein zwiſchen den Burgen, wie die Schafe zwiſchen den Wölfen, denn was die Reiſigen des einen Raubneſtes übrig laſſen, das plündern die Andern, und was die Raupe nicht frißt, das verzehrt die Heuſchrecke. Das Land wird verheert, der Ackersmann geplagt und der Städter beraubt. Achten doch dieſe Burgherren einen Hund höher, denn einen Bauern. Wer noch Pferde, Ochſen und Kühe hat, muß täglich des Vormittags die Edelgüter damit beſtellen, wer kein Vieh hat, muß ſich zu ſechs und acht ſelber zuſammenſpannen, gleich den Juden in Aegypten, und den Pflug ziehen, wie die Chriſtenſclaven im Mohrenlande. Wie oft ſchon habe ich unſern Nachbar den Junker Vellberger geſehen, wie er nebenher reitet und auf die angeſpannten Bauern mit der Peitſche haut, während ein Büttel den Pflug führt. Was wollt Ihr ſagen, ehrwürdiger Vater, brummte Pabſt, der Hälliſche Kaufherr — zu meiner Zeit, als ich in Sachſenland reiste, ſpannte ein Edelmann, Heinrich von Heerdt, eine hochſchwangere Bäuerin an ihres geſtorbenen Mannes Statt vor den Pflug und peitſchte ſie ſo unmenſchlich grauſam, daß ſie auf der Stelle todt zu Boden ſtürzte; — aber der Landgraf Ludwig der Eiſerne hatte ein Einſehen in dieſe Rotte des gemei-

nen Adels, seiner Dienstmannen und Lehensleute, die Jahr aus Jahr ein ihre Pflüge und Karren mit Bauern bespannten, denn er ließ ein halbes Hundert solcher Schinder zusammenfangen und spannte sie je zu sechs vor einen Pflug, ritt, wie sie es gemacht, nebenher und schlug mit der Hetzpeitsche auf die Läßigen, und zuletzt ließ er den Heinrich von Heerdt öffentlich enthaupten. Und wenn ein Schmied nicht gewesen wäre, so hätte der Landgraf gar nicht erfahren, daß seine Ritter also mit dem armen Volke umspringen. Aber als einstmals der Landgraf auf der Jagd verirrte und ganz allein an eine abgelegene Schmiede kam und sich der Thüre näherte, da hörte er den Schmied drin hämmern, und zu jedem Schlag brummte derselbe: Landgraf werde hart! Als er nun eintrat zum Amboß und den Schmied fragte über seine wunderliche Rede, was die zu bedeuten, da sprach dieser: das ist darum, daß ich wünschte, der Landgraf möchte ein hartes Herz bekommen, gleich diesem Eisen, und erfahren, wie seine Dienstmannen und Adel mit dem armen Bauer verfahren, auf daß er ohn' Barmherzigkeit den Uebelthätern Gleiches mit Gleichem vergälte. Höhnisch lächelte Diether, als er, ab- und zugehend, bis die Knechte Alles in Ordnung gebracht, einzelne Reden vernahm, und sprach: was doch diese Mäuslein pfeifen in meiner Falle — ich thäte wohl daran, sie tanzen zu lassen nach meiner Hetzpeitsche und das Pfäfflein am allererst — der will doch etwas voraus haben wegen seiner Glatze und seinem geistlichen Habit!

Dann warf er die eiserne Thüre zu, schob die schweren Riegel vor und eilte die Treppen hinauf. Indeß die Haller Kaufherren im Burgverließ untergebracht waren, ließ der Graf den Mailänder auf ein Saumthier setzen, das einen sanften Schritt ging, und half dessen Töchterlein auf ihr Rößlein, denn — sprach er entzückt über die Schönheit und Anmuth der Dame — hier habt Ihr wenig Pflege in diesem finstern Waldschlößlein und es wäre ja Schade um die schönen Augen der Jungfrau, wenn sie ob des Unfalls, der ihren Vater betroffen, dieselben sich mit Weinen verderbten. Drunten in Löwenstein kann mein Wundarzt, welcher schon Manchen geflickt, der übler zugerichtet war, die Pflaster richten und soll es Euch an Nichts abgehen, sintemal es nicht auf Euch, sondern auf die Haller Spießbürger und Krämer abgesehen war, mit denen ich ein Hühnlein zu rupfen hatte. Wie scheel auch die Böringsweiler und Maienfelser Dienstleute dazu sahen, daß sie an den Fremdlingen und ihrer Habe keinen Theil haben sollten, so konnten sie doch keine Einsprache thun, und Adalbert zog mit seinen Schützlingen und Reisigen aus der Burg die Staige hinauf in der Richtung nach Löwenstein.

So rauh und unfreundlich auch die Gegend war und der Wald nirgends eine Aussicht bot während drei Stunden, in denen sie nur einigemal an einzelnen Weilern vorüber kamen, die zur Grafschaft gehörten, so ward Adelbert die Zeit doch nicht lange, selbst bei dem langsamen Schritt, den er wegen des Mai-

länders einhielt. Denn in dieser finstern Gegend und in Waldesnacht ging ihm eine glänzende Sonne auf in dem bezaubernden Antlitz der Jungfrau und ihrem feinen, anmuthigen Wesen, das ihn um so mehr anzog, als die Furcht von ihr gewichen war, und sie ihm vertrauensvoll und dankbar für sein Mitleid mit ihrem Vater während ihrer Zwiegespräche ins Auge sah. Wie wußte sie so schön zu erzählen von den Wundern ihrer Vaterstadt, des prächtigen Mailands mit seinen Palläſten und Schätzen, und von den Reizen ihrer Heimath mit den ewig grünen Gärten. So kamen sie allmählig über's Gebirg, und es zog sich die Straße durch etwas lichtere Wälder wieder abwärts. Plötzlich zitterte melancholisch der Klang einer Glocke rechts aus einer Waldschlucht herauf, und durch die Tannen erblickte Luitgarde, so hieß die Jungfrau, weißes Gemäuer und die Spitze eines schlanken Thurmes. Das ist Kloster Lichtenstern, sprach der Graf, darin Nonnen ihre Behausung haben. Wie schauerlich — entgegnete Luitgarde — Eure Burgen und Klöster in den Wäldern und Schluchten liegen, wo kaum ein Lichtstrahl hindringt! Ganz anders ist es bei uns im Land Italien, da sind sie von einem blühenden Gartenkranz umgeben, oder blicken von sonnigen Bergen und Hügeln weit ins Land hinaus. Nicht überall ist es so, sprach Adalbert, denn, wenn Ihr hinunter kommt an den Rhein, nach Speier, Worms und Mainz, dann werdet Ihr unser deutsches Reich auch schön finden mit seinen Domen und

Schlöſſern und Klöſtern, und das Land wird Euch ein großer Garten dünken, daß Ihr faſt Eure Heimath drob vergeſſen könntet. Nie! nie! rief Luitgarde, ich werde ſie nur deſto mehr lieben, nachdem ich Deutſchland beſucht. Und wenn — ſetzte Adalbert hinzu, und bog ſich mit einem tiefen, freundlich fragenden Blick gegen ſie — und wenn Euch ein junger Ritter begegnete und würbe um Eure Gunſt und Ihr würdet ihm gewogen — könntet Ihr auch da Eure Heimath nicht vergeſſen und ſie mit dem deutſchen Lande vertauſchen? Luitgarde's Geſicht überflog eine leichte Röthe, ſie blickte nach den Spitzen der Tannen am Wege und ſchwieg. Die Sonne war indeſſen im Untergehen, da auf einmal, als ſie hoch oben am Abhang des Gebirges eine kleine Strecke ins Freie kamen und die Bäume auf der rechten Seite des Weges verſchwanden und plötzlich das ganze Weinsberger Thal mit ſeinen waldigen Gebirgen im Hintergrund vor ihren Füßen lag, da hielt überraſcht Luitgarde ihr Rößlein unwillkührlich an und blickte freudig erregt hinaus in die herrliche Landſchaft. Ihr Auge wurde feucht bei dieſem Anblick, als hätte dasſelbe ihr die ſchöne Heimath und den italieniſchen Himmel zurückgerufen, und nach einer kurzen Weile, in welcher Adalbert ſie ſtill betrachtet hatte, ſprach ſie: Ich bin überraſcht und hätte nie gedacht, als ich dieſe Wildniß durchritt, daß ſo ſchnell und unverhofft an deſſen Ende ein ſo herrliches Land ſich meinen Augen darböte. In einem Kranz von nahen

und weit entfernten Waldgebirgen liegt dieses schöne weite Thal, nur Euer Schloß gewahr ich noch nicht — ist es vielleicht dort drüben links auf den waldigen Höhen versteckt? Adalbert lächelte: wir werden es bald sehen und ich hoffe, seine Lage werde Euch nicht mißfallen. Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung eine steinigte Straße hinab, und die Aussicht verschwand, da sich bald wieder rechts ein waldiger Abhang erhob, während links eine tiefe Waldschlucht sich eröffnete. Auf einmal hielt der Graf an, deutete vorwärts, und einige hundert Schritte vor ihnen, rechts von der Straße herauf, blinkte ein schlanker Thurm, hell beleuchtet von der Sonne, während die Waldschlucht schon ganz in Schatten versunken und ein leichter Nebel darüber schwebte. Das Euer Schloß? rief Luitgarde — wie prächtig muß man da wohnen, ringsum hohes Waldgebirge und dort hinaus die Aussicht bis in die weiteste Ferne — da mag Euer Gemahl sich manch Stündlein unterhalten auf dem Söller und ihre Augen weiden an der abwechselnden Landschaft, indeß Ihr draußen reitet und tagelang von der Burg ferne weilet! Wieder lächelte Adalbert, aber dieses Mal blieb er die Antwort schuldig, denn er war nicht gleich mit sich Eins, ob er Luitgarde's Irrthum berichtigen oder sie in selbigem lassen solle. Stillschweigend ritt er neben der Jungfrau her, und als sie dem Schlosse sich genähert und doch immer tiefer hinab ritten, bis plötzlich um die Ecke des Hügels, auf welchem das Schloß stand, ein Städtlein

mit Thor und Mauer ſich ihrem Blicke zeigte, ſo begann Adalbert der verwunderten Jungfrau ihre Frage zu beantworten, die ihr auf der Lippe ſchwebte. Schönes Kind, ſprach er — wir reiten nicht auf das Schloß um Eures verwundeten Vaters willen, ſondern hinab durch das Städtlein in die unter uns liegende Waldſchlucht, welche ſchon der Nebel deckt, ſonſt würdet Ihr das Schlößlein ſehen können, das unten ſtehet. Eine Heilquelle ſprudelt dort unten, genannt das Theußer Bad, von wunderſamer Kraft, und mancher Kriegsmann hat ſchon dort ſchnell ſich wieder ausgeheilt. Auch wird die Stille des Aufenthalts Eurem Vater wohl behagen und Ihr könnt ihn ungeſtört pflegen, bis er wieder geſund iſt. Wie grauſig auch die finſtere Schlucht Luitgarde dünkte, die ſteil drunten in dem Waldthale lag, als wäre ſie eine geöffnete Gruft, aus der ein feuchter Dunſt aufſtieg, wie gerne ſie in das herrliche Schloß eingeritten, ſo hielt ſie doch ihren Wunſch zurück, denn der Graf hatte gewiß recht, wenn er den Aufenthalt an der Heilquelle wählte um ihres Vaters willen, und ſie ſuchte darum das unheimliche Gefühl zu überwinden, das ſie überkam, wenn ſie in den finſtern Schlund hinabſtarrte. Schon war die Dämmerung drunten eingebrochen, während noch ein ſanftes Abendlicht Städtlein und Schloß umſpielte, als ſie auf ſchlängelndem ſteinigtem Pfad langſam das Thal erreicht hatten, und nun am Ufer eines mit hohem Schilf bewachſenen Sees ankamen. Melancholiſch rauſchte der Schilf in dem

finstern Wasser und die Weidenbäume, deren Aeste weit über dasselbe hineinhingen. Luitgarde war es, als reite sie im Thal des Todes, und nur die Nähe ihres Vaters und des Grafen, so wie einige Knechte, die im Städtlein nicht Halt gemacht, dämpfte ihr Grauen. Immer weiter hinauf auf einem dammartigen schmalen Wege an der Seite mehrerer auf einander folgenden großen Teiche und immer dunkler hinein in den waldigen Schlund schritten die Rosse. Mit einem Male hielt Adalbert, als eben aus der Nacht ein finstrer Giebel auftauchte an einem Hause, das eine Mühle zu seyn schien, wie ein hohes eingestelltes Rad und das plätschernde Wasser schließen ließ. Auf einen Ruf trat ein Mann herfür, der sich tief vor Adalbert neigte und nach seinem Befehl fragte. Schicke dein Töchterlein herab, die muntere Käthe, sprach Adalbert, daß sie uns begleite zum Dienst dieser Dame! In wenigen Augenblicken hüpfte ein Mägdlein aus der Mühle und lief voraus, nachdem der Graf ihr gesagt, daß sie in das Schlößlein laufe und dort ihn anmelde, damit man mit Licht und Fackeln bereit sich halte, denn es war schon so Nacht geworden, daß man kaum einige Schritte vor sich die Gegenstände unterscheiden konnte. Plötzlich tauchte aus der Finsterniß und dem Gebüsch ein hohes, thurmartiges Gebäude auf, und nach wenigen Schritten hielt der Zug an einer Brücke. Jetzt hob Adalbert Luitgarde aus dem Sattel. Wir sind zur Stelle, seht, hier ist das Schlößlein, in welchem Ihr Eure Herberge nehmen möget,

ſprach der Graf. Zwar iſt die Nacht eine ſchlechte Empfehlung für dieſen Aufenthalt und mag Euch ein unheimlich Gefühl einflößen, aber ich hoffe, wenn die Sonne die erſten Strahlen herabſendet in dieſe Schlucht, ſo werdet Ihr ſie nicht eben unfreundlich finden und an Bequemlichkeit ſoll es Euch auch nicht fehlen. Indem trat ein alter Diener mit einer Fackel an der Seite der Müllerstochter auf die Brücke und empfing die Ankommenden. Der Schein der Lichter zitterte über die nächſte Umgebung und beleuchtete einen mit Flechtgras überzogenen See, der ein Gebäude rings umgab, das in der Form eines achteckigen Thurmes hoch in die Nacht hinauf ſich ſtreckte. Der Diener leuchtete voran, die Reiſigen unterſtützten den müden Kaufherrn, und Adalbert bot Luitgarde den Arm, um ſie drei Stiegen hoch hinaufzuführen, wo ſchon der Wundarzt wartete, der, von den Knechten in Löwenſtein beſtellt, zu Fuß herabgeſtiegen war. Als nun der Kaufherr verbunden war und die Gäſte mit dem Grafen ein einfaches Mahl eingenommen hatten, befahl er der jungen Müllerin, ein Licht zu nehmen und Luitgarde flüchtig die Gelaſſe zu zeigen, die für ſie und ihren Vater beſtimmt, und dafür Sorge zu tragen, daß die Fremden alle Bequemlichkeit haben, worauf er ſeinen Gäſten gute Nacht ſagte und die Treppe hinabſtieg, um auf Schloß Löwenſtein zurückzukehren. Eine Stunde ſpäter befand ſich Luitgarde auf ihrem Lager, das Licht brannte noch auf dem Tiſch — das Mägdlein hatte ſie verlaſſen und Alles war ſtill, als der Diener im

unterſten Gelaß hinter der Käthe die ſchwere Thüre geſchloſſen. Es war ein kleines eckiges Gemach, in welchem Luitgarde ihre Nachtruhe ſuchte, und als ihr Käthe die Wohnung gezeigt, war ſie über die eigenthümliche Bauart verwundert, denn ſo viele Ecken das thurmartige Schlößlein hatte, eben ſo viele kleine Gemächer befanden ſich darin, die bald ein Dreieck, bald einen Halbzirkel, bald ein länglichtes Viereck bildeten, wie es die Form der Außenſeite mit ſich brachte. So lange das Mägdlein noch bei ihr war und ſie entkleiden half, war alles unheimliche Gefühl verſchwunden im Anblick dieſes muntern, freundlichen Kindes, aber als dieſe leicht und munter die Treppe hinabhüpfte und Luitgarde, die dumpfe Luft des Gemaches zu erfriſchen, das ſchmale Fenſter öffnete und ſich hinausbog, da kamen wieder alle Anwandlungen geheimen Schauers über ſie. Der Mond war eben durch die Wolken gebrochen und ſein dämmriges Licht zeigte ihr unter ſich den ſtillen, geheimnißvollen, mit Schilf und Flechten überzogenen See, der etwa zwanzig Schritte breit die Grundmauern des Thurmes umſchloß — vor ſich aber ſenkte ſich der finſtere Waldabhang ſo dicht vor ihr nieder, daß ſie glaubte, die Bäume mit ihrem ausgeſtreckten Arm faſſen zu können, und zwiſchen das leiſe Rauſchen des Waldes machten die Fröſche ein unbehaglich Geräuſch, oder es erſchreckte ſie der Schrei eines aufflatternden Uhus. Aber auch als ſie zu Bette ſich gelegt, fand ſie keinen Schlaf. Die Bilder des vergangenen Tages, der Schrecken des

Ueberfalls, der Anblick ihres verwundeten Vaters zogen wieder lebhaft an ihr vorüber und mit ihnen die Erinnerung an den schönen, wohlwollenden und einnehmenden Grafen. Unter widerstreitenden Gefühlen war sie endlich eingeschlafen; aber nur, um im Traum diese Bilder fortzuspinnen. Sie sah sich versetzt hoch hinauf ins Schloß Löwenstein, sie sah die reizende Landschaft vor sich im goldenen Sonnenstrahle liegen und neben ihr saß Graf Adalbert. Er blickte ihr süß lächelnd tief in die Augen, und sie vernahm seine weiche Stimme, die fragte: Luitgarde, kannst du deine Heimath vertauschen mit dieser Gegend des deutschen Landes? dabei fühlte sie, wie er ihre Hand ergriff und ihr einen kostbaren Ring an den Finger steckte. Dann sah sie wieder das Schloß in Flammen stehen, und Adalbert, mit dem Schwerdt in der Faust, sich durch ein Kampfgetümmel Bahn brechen — und wieder saß sie hinter ihm auf seinem Roß, ihn fest umklammernd und flog mit ihm durch finstere Tannenwälder, bis Alles sich in einen verworrenen Nebel auflöste. Auch Adalbert ruhte in dieser Nacht wenig — seine Gedanken drehten sich alle um die italienische Jungfrau mit ihrem wundersamen Reize, den sie auf ihn ausgeübt. In der Heftigkeit seiner Leidenschaft, die ihn erfaßt, flogen die Bedenken nur leicht vorüber, daß seine Mutter aus dem Geschlecht der Markgrafen von Baden, und stolz an der Würde ihres Hauses hängend, nie werde einwilligen, wenn ihr Sohn sich mit der Tochter eines bürgerlichen Handelsherrn zu

vermählen gedenke. Und doch glaubte er zu fühlen, daß nur dieses Wesen seiner Gunst werth, daß nur dieses unter allen andern Frauen, die er kennen gelernt, das reizendste sey durch körperliche Schönheit, wie durch geistigen Zauber. Dann aber wußte er auch nicht, auf welche Weise er ihre Weiterreise verschieben könnte, wenn der Kaufherr wieder gesundet, und doch vermochte er den Gedanken nicht zu ertragen, sich nach kurzer Zeit von ihr trennen zu müssen. Wie wäre er so arm, so unglücklich, trotz aller seiner Güter, wenn er sie scheiden sähe, die jetzt drunten im Seeschlößlein, wie eine Perle auf dem Meeresgrund schlummerte. Immer höher und höher pochten seine Pulse, immer glühender brannte seine Stirne, er glaubte sie schon verloren, es däuchte ihm schon, Alles sey nur ein Traum — aber wieder wälzte er sich um und sprach laut vor sich hin: nein! nein! kein Traum, drunten ruht sie, das zauberische Wesen, ich habe sie ja selbst in die Gemächer gebracht — in dem eckigten Zimmer gegenüber dem alten Ahornbaum, der mit seinen Zweigen ihr Fensterlein fast berührt — da schläft mein seliger Engel! Ich muß in ihre Nähe, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume! Und er sprang auf, warf einen Mantel um und verließ still das Schloß, um noch tief nach Mitternacht auf den nächsten Fußpfaden hinab zu steigen in die Waldschlucht. Kühlend strich die Nachtluft um seine heiße, fieberische Stirne, und in seligen Gefühlen, die wie rosenfarbige Wölklein um den Stern seiner Liebe

ſchwammen, ſchritt er dem Schlößlein zu. Tiefe Stille lag in der Schlucht, und ſein Herz ſchlug hoch auf, als der Thurm in dunkeln Umriſſen aus den Gebüſchen emportauchte. Aber ſtatt ſich ihm auf dem nächſten Pfade zu nahen, eilte er der Mühle zu, und dort angekommen auf dem Dammwege, mäßigte er erſt ſeine Schritte, denn nun war er ja auf der Fährte ſeines edlen Wildes, hieher hatte ſie ja ihr Rößlein getragen, an dieſen Bäumen war ſie vorübergekommen und auf dieſem Wege hatte ſie die Brücke erreicht. So ſchritt er langſam dahin und ſchwamm in einem Meere ſeliger Erinnerungen. Schon ſtand er an der Brücke, wo er ſie aus dem Sattel gehoben, es war für ihn ein heiliger Boden, da fühlte er Etwas an ſeinem Fuße, das ſich beim Ausſchreiten um ſelbigen ſchlang, er bückte ſich und griff darnach, und als er es befühlt, da zitterte er am ganzen Körper, es war — ihr ſeidener Gürtel, den ſie gewiß beim Abſteigen verloren hatte. Mit heißen Gefühlen drückte er ihn an ſein Herz — nun hatte er ein greifbares Unterpfand, das vor wenigen Stunden noch ihren ſüßen Leib umſchlungen, eine glückliche Vorbedeutung für ihn, und hochbeglückt ging er nun um den Thurm, ſprang über den Bach, der die Waldwand vom Thale trennte, und klimmte zu dem großen Ahornbaum hinauf, welcher dicht gegenüber dem Schlafzimmer Luitgarde's ſeine rieſigen Aeſte faſt bis an ihr Fenſterlein ausreckte, innerhalb deſſen ſie ſchlief. Berauſcht vom Glück der nächtlichen Wanderung, kehrte Adalbert erſt

mit dem Grauen des Tages auf das Schloß Löwenstein zurück.

Der Herbst war angebrochen und die Winzer im Thale rüsteten sich schon zur Traubenlese, und Vieles lag zwischen dem Lenzmonat und der Gegenwart. Heiß ersehnte Hoffnungen waren erfüllt worden, an die Adalbert nie gedacht, das Glück, der Zufall hatten den jungen Grafen begünstigt, aber auch harte Schläge hatten ihn getroffen. Die Heilkraft des Wassers im Theußer Bad, dessen Quelle nächst dem Seeschlößlein sprudelte, hatte schon nach 14 Tagen den Kaufherrn Cavarelli, so hieß Luitgarde's Vater, hergestellt, da warf ihn ein bösartiges Fieber aufs Neue nieder und hielt ihn von der Abreise zurück. So viel Kummer dieses seiner Tochter machte, so sehr traf dieses mit den Wünschen Adalberts zusammen, um so mehr, als er längst den Bund der Herzen mit Luitgarde geschlossen hatte, und nur seine Mutter noch als Hinderniß zwischen ihnen stand, der er es noch nicht gewagt hatte, seine Wünsche mitzutheilen, weil er ihre Gesinnung kannte. Sie selbst erfuhr um so weniger davon, als sie, ehe die Fremdlinge in das Seeschlößlein gezogen, bei ihrem Bruder in Burg Eberstein an der Murg wohnte, und dort durch Kränklichkeit aufgehalten war, nach Löwenstein zurückzukehren.

So war der Sommer dem jungen Grafen im höchsten Glück dahin geschwunden, denn täglich war er um Luitgarde und erging sich an ihrer Seite durch die schattigen Spaziergänge des Waldthales. Des

Müllers Töchterlein machte die Zofe Luitgarde's und wohnte bei ihr, der alte Diener ſaß Tag und Nacht bei Cavarelli und unterſtützte deſſen Tochter bei der Pflege. Hatte der Alte einen leidlichen Tag, dann holte Adalbert ſeine Geliebte mit ihrer Zofe ab und führte ſie auf das Schloß, und durch all dieſes Glück gellte nur ein Mißton, der Gedanke an die Mutter. Da traf, als die Trauben ſich färbten, eines Mittags ein Bote ein und brachte Adalbert ein ſchwarz geſiegeltes Pergament — es war die Kunde von dem Tode ſeiner Mutter, und wie ſchmerzhaft ſie auch klang, ein ſchwerer Alp löste ſich von der Bruſt des Grafen. Mit Thränen in den Augen ſtürzte er in das Seeſchlößlein und fiel Luitgarde um den Hals — ihr Lebensglück war jetzt geſichert, kein Abgrund gähnte mehr zwiſchen ihnen, der Thurm in der Schlucht hob ſich höher und höher, bis er auf den Zinnen des Bergſchloſſes ſtand, und am Abend des Tages ſaß Luitgarde droben neben ihrem Adalbert am offenen Fenſter, aus welcher die herrliche Landſchaft herauf grüßte. Der Traum war in Erfüllung gegangen, denn ſeit einer Stunde glänzte ein koſtbarer Ring an ihrem ſchönen Finger. Nur mit der Hochzeit wurde noch ein Aufſchub vorgenommen, denn Cavarelli, der indeſſen ganz geneſen, bat ſeine Kinder, das ſchönſte Feſt zu verſchieben, bis er nach Mailand gereist wäre und die Mutter abgeholt hätte, um Zeuge des Glückes ihrer Tochter zu ſeyn. Noch war Cavarelli auf dieſer Heimreiſe begriffen, da erſchien ein zweiter Bote auf

dem Schloß, der meldete, daß Adalberts Oheim, der Pfalzgraf Gottfried am Rhein, die Augen geſchloſſen und ſein Tochtermann Welf ſogleich faſt alle ſeine Beſitzungen in Anſpruch genommen auch bereits die Stammburg der Calwiſchen Grafen mit Gewalt beſetzt habe. Jetzt galt es, die Rechte zu vertheidigen, und nach wenigen Tagen drückte Adalbert ſeiner Braut den Abſchiedskuß auf den ſüßen Mund und ritt mit ſeinen Dienſtmannen zum Thore Löwenſteins hinaus auf der Straße nach Weinsberg, um ſein Erbe im Schwarzwald ſich zu ſichern. Mit bleichen Wangen, die ſchönen Augen umflort, blickte ihm Luitgarde nach, und als er verſchwunden, ſtieg ſie hinab in das Seeſchlößlein und die wilde Schlucht und lehnte ſich über die Brücke, in den finſtern See zu blicken, und ſtieg hinauf in die Gemächer, wo ſie ſo lange verweilte, um alle die ſeligen Stunden ſich lebhaft ins Gedächtniß zu rufen — die Stunden ihrer aufkeimenden Liebe und ihres täglich wachſenden Glückes. Wie viel ſchöner trat die Erinnerung und die Vergangenheit vor ihren Blick, als die Gegenwart, in der ſie hoch oben im Schloß weilte, als Braut ihres Adalberts, aber einſam, ohne ſeine beſeligende Nähe zu genießen, und in der Furcht, daß ihm ein Unfall zugeſtoßen, daß er vielleicht gar nie mehr zurückkehren könnte. Indeß, das Glück war dem Grafen von Löwenſtein hold, durch die Verſchlagenheit Diethers von Böringsweiler hatte er ſchon am dritten Tage die Stammburg Calw, die hoch von einem Felſen

über das Städtlein Calw herabragte, gewonnen, und mit ſtarker Mannſchaft beſetzt. Dann überfiel er unverſehens den Kriegshaufen ſeines Vetters Welf in Sindelfingen, hieb eine große Anzahl in der erſten Ueberraſchung nieder und nahm faſt Alles gefangen, was dem Blutbad entronnen. Beim Flammenſchein des in Brand geſteckten Städtleins ſchleppten die Löwenſteiner Reiſigen eine große Beute an Roſſen, Waffen und andern Dingen zurück, und ſchon am achten Tage verkündete das Horn des Thurmwächters auf der äußerſten Warte des Löwenſteiner Schloſſes, daß der Beſitzer zurückkehre. Außer ſich vor ſeliger Freude eilte Luitgarde ihrem Adalbert entgegen unter das Thor und umhalste den geliebten Jüngling, der ſtrahlend vor Wonne ſeinen Arm um ihre Hüfte ſchlang und ſo mit ihr die Treppe zum Gemach ſeiner Braut hinaufſtieg, um ihr auf tauſend Fragen und Küſſe zu antworten. — Es mochten vierzehn Tage vergangen ſeyn in neuem Glück und neuer Wonne, im Austauſch der Gedanken und Gefühle, die Jedes dem Andern mittheilte aus der Zeit der kurzen Trennung; da erſchien Diether auf Schloß Löwenſtein mit der Kunde, daß ihm in Weinsberg, wo er einen Theil der ihm zugefallenen Beute verkaufte, zu Ohren gekommen von einem Reiſigen aus dem Enzthale, wie Welf, erbittert über die Niederlage ſeiner Leute, ihm heiße Rache und Wiedervergeltung geſchworen und gegen ſechshundert Kriegsknechte geworben, damit Schloß Löwenſtein zu gewinnen. Adalbert kannte ſeinen

Vetter als einen tapferen Ritter mit eisernem Trotz, und ob er gleich ein festes Haus besaß in seinem Bergschloß, so bedachte er doch die Möglichkeit, daß selbiges könnte erstürmt oder wenigstens ihm so zugesetzt werden, daß allerlei Noth darinn entstehe. Er fürchtete für diese möglichen Fälle für Luitgarde, und stellte ihr vor, wie es besser für sie wäre, wenn sie beim Anrücken seines Gegners sich ins Kloster Lichtenstern begebe, wo sie in seiner Nähe weilte, ohne den Schrecken, Gefahren und Mühen einer Belagerung ausgesetzt zu seyn. Aber kaum hatte er davon begonnen, da flammte eine heiße Röthe über das marmorweiße Antlitz, und das sonst so weiße Auge funkelte von einem nie gesehenen Feuer. Wie? rief Luitgarde, zur Stunde der Gefahr soll ich das Schloß meines Bräutigams verlassen, meine neue Heimath, die ich mit dem Hause meines Vaters in Mailand vertauscht — soll von dir selbst zurückgestoßen werden in die finstern klösterlichen Hallen, wo Niemand mein Herz und die Liebe zu einem Manne versteht? Nimmermehr, wenn du mich liebst, so kannst du mich nicht wie ein feiges Kind einer Amme übergeben, wenn Gefahr droht — nein, an deiner Seite will ich bleiben, mit dir Allem entgegentreten, was da kommt und wie es kommt — hier an deiner Brust ist mein Platz, dazu gibt mir dieser Verlobungsring ein heiliges Recht! Vergebens suchte Adalbert die Jungfrau zu beschwichtigen, ihre Liebe, die in Heldenfeuer aufsprühte, hatte für jedes Wort hundert ge-

wichtigere, und als der Graf sah, daß sie sich von ihrem Entschlusse nicht abbringen ließ, da schloß er sie in seine Arme und rief: Wer kann dir widerstehen, und wer deine Liebe ermessen, mit der du mich beglückteſt — du bist mehr als ein irdisch Wesen, du bist eine Heilige der Liebe! Wie Diether berichtet, so war es, denn ausgeschickte Kundschafter bestätigten seine Aussage, und Adalbert traf nun alle Anstalten, seine Dienstmannen zu sammeln und sich zur Gegenwehr zu rüsten. Wo es schadhaft war an Mauern und Wällen, ließ er durch seine Leibeigenen ausbessern, und es wimmelte von Landleuten aus der Umgegend mit Spaten und Hauen, mit Ochsen und Karren, die Steine und Kalk zuführten. Mehl und Wein wurden täglich den Schloßberg heraufgeschafft für den Fall einer längern Belagerung, und Luitgarde selbst überwachte diesen Theil der Vorsorge, während Adalbert die kriegerischen Zurüstungen leitete. Noch war man damit beschäftigt, da trafen die ausgestellten Knechte ein und meldeten, daß ein zahlreicher Kriegshaufen von Fußvolk und Reisigen mit vielen Wagen und Kriegsgeräthschaften die Straße von Weinsberg nach Willsbach herzöge, der, ehe zwei Stunden verfloſſen, vor den Mauern des Städtleins erscheinen könnte. Auf diese Kunde ließ Adalbert gegen fünfzig Reisige sich bereit halten, um den Feind am Abhang des Berges zu empfangen — er selbst aber stieg mit Luitgarde auf den schlanken Thurm, um den Zug seines Vetters zu erwarten. — Es war am achten

Tage, seit Welf vor Löwenstein erschienen, da lag das Städtlein schon halb in Asche, denn es war ein mächtiger Kriegshaufen, der Tag für Tag noch Zuzug erhielt, und bereits waren alle Weiler, Dörfer und Weinberge zerstört, die zum Schloß Löwenstein gehörten. Dicht um das Schloß selbst herum lagerten die Feinde und warfen von dem über dem Schloß sich aufwärts ziehenden Bergrücken schwere Steine und feurige Pfeile in dasselbe. Schon dreimal hatten sie gestürmt und Tag und Nacht der Besatzung keine Ruhe gelassen, also, daß diese anfing zu ermatten, so viel Wein und Speisen auch Luitgarde unter sie vertheilen ließ. Am heutigen Morgen mit dem Frühesten war wieder ein Sturm abgeschlagen worden, und es hätte wenig gefehlt, so wären die Belagerer über die Mäuern gedrungen. Selbst Adalbert hatte eine leichte Wunde von einem Steinwurf erhalten, der gegen seinen Helm schmetterte und seine Wange blutrünstig schlug. Gerade hatte er im Gemach Luitgardes seinen Helm abgeworfen und die erschrockene Jungfrau wusch ihm die Wange, da scholl das Angstgeschrei Feuer! Feuer! und rasch stürzte Adalbert den Helm wieder über und flog die Treppe hinab. Mit Pechkränzen angezündet stand eine große Scheune, die zugleich die Kelter war, an der Seite gegen die Mauer in hellen Flammen, und wieder begann das Stürmen, wieder flogen Steine aus Wurfgeschützen geworfen in den Hof, und die Besatzung wußte nicht mehr in der Ueberraschung, ob sie dem Feuer wehren,

oder auf die Mauern ſteigen und den Feind empfangen ſollte. Erſt dem Grafen gelang es, die betroffenen Knechte anzutreiben und der doppelten Gefahr zu begegnen. Aber bei dem Mangel an hinreichendem Waſſer konnte man dem Feuer nur durch Einreißen wehren, und die Hitze, der Dampf und Rauch vereitelte bald alle Hülfe. Vergeblich hoffte Adalbert auf die Feſtigkeit und die Höhe ſeines Thurmes, um ſich in ihn zu werfen, wenn die Mauern überſtiegen würden, denn die Flammengluth drang immer näher. Jetzt galt es nur noch, dem Feinde zu entkommen, der, als das Feuer höher aufſchlug, mit dem Stürmen aufhörte und das zerſtörende Element gewähren ließ, ſtatt ſeiner die Belagerten kampflos zu machen. Raſch rief darum der Graf nach den Pferden, ſchloß mit ſeinen Reiſigen einen feſten Haufen, und ſeine Luitgarde hinter ſich auf ſein kräftiges Roß nehmend, befahl er, das untere Thor zu öffnen, und wie ein Sturmwind brachen ſich die verzweifelten Reiter Bahn durch die nächſten Haufen, welche mit unterſchlagenen Armen dem Brand zuſahen. Obgleich mancher Landsknecht ſeine Hellebarde gegen die ausfallenden Ritter ſtreckte und die nächſten welfiſchen Reiſigen heranſprengten, dem Häuflein den Weg zu verſperren, ſo ſchlugen ſie ſich doch mit Mühe und Noth durch, und zogen ſich in geſchloſſnen Haufen die Staige hinab. Erſt als ſie vom Feind nicht mehr verfolgt, hielten ſie an und Luitgarde ſeufzte, gegen das Schloß Löwenſtein gewandt, deſſen Feuerſäulen hoch zum Himmel ſchlu-

gen: ach! mein Traum! mein Traum! indem ihre erſte Nacht im Seeſchlößlein ihr wieder lebendig vor Augen trat. War nun auch Welf gerächt und leuchteten die Brandfackeln dem Grafen von Löwenſtein zur Flucht, ſo hatte er ja noch ein feſtes Schloß, die Stammburg Calw, wohin er ſich mit ſeiner Luitgarde retten konnte. Und noch eine andere Hoffnung ſtärkte ſeinen Muth. Es waren die Herzoge Friedrich und Conrad von Hohenſtaufen, an deren Haus ſeine Ahnen ſich vor vielen Jahren angeſchloſſen. An ſie ſandte er Boten, als er die Burg Calw erreicht hatte und bat ſie um Hülfe, ſein Erbe zu vertheidigen und zu retten. Wenn er aber dennoch tief verſunken war in Sorgen und Gram über den Verluſt ſeines Schloſſes Löwenſtein und aller vorher gewonnenen Beute, dann trat Luitgarde an ſeine Seite. Sie legte mit ihren weichen Armen ſein Haupt an ihre Bruſt, während ihre ſeidnen Locken wie Wellen über ihren blendend weißen Nacken floßen und ein ſeiden Gewand wie eine dünne Wolke ihre ſchönen Glieder umſchwebte. Sie blickte ihn mit ihrem Engelsauge ins Antlitz, fuhr ihm ſchmeichelnd über die gerunzelte Stirne, und ihre ſanften Worte ſchwollen wie Lautenklänge an ſein Herz. Muth! Muth! theurer Adalbert, flöteten ihre Lippen — ſiehſt du da draußen die dunklen Tannenforſten in dieſem wilden Gebirgsthal — ſie erinnern mich an die finſtere Gegend bei der Mühle, wo du zuerſt mir begegneteſt und wie ſchnell ich die Wildniß vertauſchte mit der entzückenden Ausſicht, als wir

deinem Schloſſe am Abend uns näherten. Auch du wirſt dieſe Tannen-Nacht wieder vertauſchen mit dem ſonnigen Sitze auf Löwenſtein — wieder werden wir ſitzen am hohen Bogenfenſter und das weite geſegnete Weinsberger Thal mit ſeinen Dörfern und den hellen Gründen und den Rebhügeln wird uns wieder lachen und unſer trunkner Blick wie über die Schranken der Gegenwart, alſo über die fernſten Berge des Odenwaldes hinaus ſchweifen. Und wenn ich dann den Blick zurück wende aus Gottes ſchöner Welt, dann werde ich wieder in dein glückliches Auge blicken und in ihm ruhen, wie in einem Himmel, der über dieſer ſchönen Welt ſtrahlt. Und doch war noch nicht Alles vorüber — noch einmal breitete ſich eine dunkle Wetternacht aus über das Geſchick der Liebenden, denn noch hatte Welf ſeine Rache nicht geſättigt. Nach kurzer Friſt erſchien er mit einem noch zahlreicheren Heere vor der Burg Calw und das Häuflein der Beſatzung hoffte vergebens auf der Hohenſtaufen Hülfe, denn bis dieſe nahte, konnte mit ſolcher Uebermacht die Burg dreimal genommen werden. Aber auch jetzt wurde Luitgarde der Schutzengel des Grafen. Als ſie die Tauſende von Feinden erblickte, die ſich um das Felſenſchloß lagerten, da ſprach ſie: mein Geliebter! Vertheidigung wäre hier vergeblich und müßte als Trotz nur deinen Vetter noch mehr erbittern. Wohlan, laß mich Frieden ſchließen und hinab ziehen und vor deinen Gegner treten — mit Gottes Hülfe, hoffe ich, wird der Abend glücklicher

enden, als der Morgen begonnen. Willig gehorchte der Graf seiner Leitgarde — mit seinen Reisigen und Knechten zog er aus dem Thor ohne Waffen und Wehr. Ihm voran schritt Leitgarde, eine weiße Fahne in der Hand. Verwundert traten die Vorwachen zurück, als die Jungfrau geradezu auf das Zelt des Grafen ihre Schritte lenkte. Das ganze Lager strömte zusammen, und auch der Graf Welf trat hervor und schaute gespannt auf die seltsame Erscheinung und die engelgleiche Jungfrau. Da neigte sich diese tief und anmuthig vor ihm und sprach: Gnädigster Herr! vergebens wäre es, Eurem Zorn und Eurer Macht zu trotzen und unnütz Blut zu vergießen. Darum nahe ich mich im Namen Eures Vetters, als dessen verlobte Braut, um Euch anzuflehen um Gnade und Vergessen Alles dessen, was geschehen. Eurem ritterlichen und vetterlichen Sinn übergeben wir uns und die Stammburg Calw, und hoffen zu Euch, daß die Wetternacht Eures Zorns sich verziehen möge vor der Sonne Eurer Gnade. Friede! Friede zwischen den Erben des Calwischen Geschlechtes! Gerührt von der holdseligen Erscheinung, von der jungfräulichen Würde der Fahnenträgerin und den gewinnenden Tönen ihrer süßen Lippen, bot ihr Graf Welf die Hand und rief: Friede! Friede! um des Engels willen, der ihn begehrt! Und dann von ihrer Hand fortgezogen ging er seinem Vetter entgegen und umarmte ihn im Angesicht des staunenden Lagers. Ehe die Nacht einbrach, saßen die

Vetter rechts und links von Luitgarde im Rittersaale der Burg Calw, und Welf war so hingerissen von der Schönheit, dem Geist und Gemüthe Luitgardes, die wie sich umarmende liebliche Kinder um seine rauhe Brust sich rankten, daß er ausrief: Mein lieber Vetter, eine Morgengabe will ich dir schenken für deine Braut und zukünftig Gemahl, und das sey: — Alles, was ich dir abgenommen, gebe ich in ihre Hände als ihre Mitgift. Zur Erinnerung aber an diesen schönen Tag, magst du fortan auch das Stammschloß Calw als Lehen behalten. Nach drei Monaten kamen die Eltern aus Mailand ein. Die Hochzeit ward im Seeschlößlein gefeiert, weil das Bergschloß noch in Trümmern lag, aber als ihr erster Enkel geboren, wurde die Taufe in dem neu aufgebauten Schlosse gefeiert. **Fr. Norden.**

XIII.

Schloß Lichtenberg.

Im schönen Bottwarthale, eine halbe Stunde oberhalb dem Städtlein Bottwar und gegenüber dem Frauenstift Obristenfeld, erhebt sich ein mit Weinreben umwobener mäßiger Berg, von welchem Schloß Lichtenberg, eine der wenigen Burgen, die bis zum heutigen Tage bewohnt blieben, in das gesegnete Land hinausblickt. Hinter dem Schloßberge ziehen sich die

hohen, waldigen Gebirge von Löwenstein und Prevorst mit dem Stocksberg hernieder, welche das Lauterthal von dem Bottwarthal scheiden, das in reicher Mannigfaltigkeit bei Steinheim in die Murr ausmündet. Von Nordwest blickt das Städtlein Beilstein mit der uralten Burg und seinem hohen Thurme „Langhans," aus naher Ferne, und von Abend her grüßt der rebenbepflanzte Berg Wunnenstein herüber, auf welchem sich nur noch einige Mauerreste, die Trümmer einer Wallfahrtskirche zum heil. Michael, dem Auge darbieten, auf der einst eine Gewitter vertreibende Glocke zum Schutz der Umgegend ihre Klänge versandte. An der Mitternachtsseite des Schlosses, wo ein Wald sich wie ein Mantel bis dicht zur Burg heraufzieht, erhebt sich ein starker, dachloser Thurm, der Zeuge einer schwarzen That, die aus dem Hasse zweier Brüder entsprungen. In dem wohlerhaltenen Schlosse befindet sich noch eine Burgkapelle mit altdeutschen Gemälden, und einem aus einem einzigen Stein gehauenen Crucifix. Auch ist noch ein alter, steinerner Trog zu sehen, von dem die Sage geht, daß eine Kaiserin zur Büßung ihrer Sünden Jahre lang ihr Nachtlager darin gehabt habe.

Von den ältesten Besitzern der Burg Lichtenberg, die Schirmvögte des nahen Klosters Obristenfeld und Dienstleute der Grafen v. Löwenstein gewesen, haben wir nur Wenig zu berichten. Ein Herr von Lichtenberg soll schon im Jahr 1165 gelebt haben, aber es ist kein urkundlicher Beweis dafür vorhanden. Mit

Gewißheit werden in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Hummel von Lichtenberg genannt, die im Besitze des Schlosses gewesen. Ein Hummel v. Lichtenberg soll im Jahr 1266 zum Kloster Kirchbach im Zabergäu die ersten Güter gesteuert haben. Im Jahr 1280 leben Albert und Conrad v. Lichtenberg, so wie ein Siboto v. L., Domherr zu Würzburg. Sie zeugen in diesem Jahr in der Urkunde Conrads von Magenheim, betreffend die Kirche auf dem Michelsberg. Im Jahr 1302 erscheint der genannte Siboto als Bischof von Speier; er begleitete im Jahr 1303 den K. Albrecht auf seinem Feldzug nach Böhmen gegen K. Wenzel II. Ein Hermann Hummel im Jahr 1333, Domscholaster zu Speier und Kanzler Kaiser Ludwigs, gehörte ebenfalls diesem Geschlecht an. Er wurde im genannten Jahr durch Betreiben des Kaisers auf den Bischofsstuhl zu Würzburg erhoben, wo er bis ins Jahr 1335 löblich regierte. Der fränkische Chronist Lorenz Fries rühmt von ihm, daß er ein hochverständiger, holdseliger, beredter Mann war, der sich auch gegen Männiglich eines jeden Standes und Wesens noch freund- und holdselig zu erzeigen wußte. Noch vor dem Jahr 1353 gaben die Herren von Lichtenberg denen von Neipperg auswärtige Lehen. Aber schon bald darnach müssen diese Herren in Abgang gekommen seyn, denn im Jahr 1357 versetzte, großer Schulden halber, Frau Beatrix, des alten Herrn Albrecht Hummels v. Lichtenberg Wittwe, mit ihren zwei Söhnen, Albrecht,

Domherr zu Speier, und Heinrich Hummel v. Lichtenberg, dem Grafen Eberhard und seiner Gemahlin Elisabeth, die Burg Lichtenberg und das Kloster Obristenfeld mit aller Zugehör um 6500 Pfund. Noch in demselben Jahr verkauften sie diese ihre Güter sammt Allem, was zu der Burg und Herrschaft Lichtenberg gehörte, besonders die Vogtei über das Kloster Obristenfeld und allen den Rechten, die sie zu derselben Vogtei, dem Kloster Obristenfeld und dem Dorf gehabt, sammt Schmidhausen, Dannweyler, Klingen, Bullingsbach, Herlenweyler, Gerenbach, Gonzenberg und den Stocksberg. Im Jahr 1361 übergaben die Grafen von Wirtemberg der Krone Böhmen einige freie eigenthümliche, und nachher als ein Haupt- und wesentliches Landesstück dem Herzogthum Wirtemberg sammt und sonders einverleibte Güter, namentlich Neuenbürg, Burg und Stadt, Beilstein, Burg und Stadt, Lichtenberg die Burg und Bottwar die Stadt, unengeltlich und freiwillig, doch unter der Bedingung, daß sie in dem deutschen Lehen sitzen bleibe. Die Grafen v. Wirtemberg verpflichteten sich nun freiwillig, ermeld'te Stücke der Krone Böhmen zu offenen Häusern wider Männiglich, ausgenommen das römische Reich, zu halten, derselben mit 50 Helmen wider Männiglich auf den Nothfall zu dienen und die ersten 14 Tage in ihren eigenen, hernach aber in des Königs Kosten zu ziehen. Im Jahr 1434 haben Hermann Nest von Oberken und seine Hausfrau Dorothea von Wisenbrunnen

ihren Sitz zu Lichtenberg. Dieselben verkauften den beiden Grafen Ludwig und Ulrich v. Wirtemberg den vierten Theil, den sie noch an dem zwischen der Stadt und dem Dorf zu Laufen gelegenen Schloß gehabt, sammt einem Theil an dem Zehenten, also daß sie ihren Sitz auf Lichtenberg ihr Leben lang haben, und Hermann Rest als ein Burgmann darauf sitzen, ihme auch dazu jährlich auf Martini 100 Pfund Heller, halb an Geld, und halb an Korn und Wein gegeben werden soll. Daselbst sollte er auch nießen sechs Mannsmad Wiesen der besten, sammt dem Bau und dem Garten auf dem Berg. Ueberdieß bewilligte ihnen die Herrschaft, daß Hermann und seine Hausfrau den Zehenten, den Hof, die Gült, das Wasser, die Zins und Güter, so sie gleichwohl der Herrschaft verkauft, ihr Leben lang nießen mögen, doch so, daß sie solches Alles in gutem Wesen und Bau erhalten. Stirbt Hermann vor seiner Hausfrau Dorothea, so gibt man ihr 10 Pfund an Geld und Wein und Korn, und mag man sie von Lichtenberg gen Laufen in der Burg oder Stadt behausen. Wie es kam, daß im Jahr 1453 Graf Philipps von Katzenelnbogen seine Gemahlin Frau Anna, Gräfin von Wirtemberg, um 16000 fl. ihres zugedachten Heirathsguts, und 16000 fl. Widerlegung, auf Lichtenberg das Schloß u. s. w. verweisen konnte, wissen wir nicht, denn im Jahr 1442 bei der Wirtemberg'schen Landestheilung ist Schloß Lichtenberg auf Seiten des Stuttgarter Theils. Wohl um diese Zeit wurde die

Herrschaft Lichtenberg den Herren von Weiler als Mannlehen übertragen, und Schloß Lichtenberg wurde ihr Wohnsitz. Die Herren von Weiler haben ihr Stammschloß im Pfarrdorf Weiler bei Weinsberg, und beginnen mit Ruprecht von Weiler und dessen Söhnen Burkard und Gebin im 14. Jahrhundert ihre Geschlechtsreihe, die sie ununterbrochen bis auf den heutigen Tag führen. Die Mitglieder dieses edlen Geschlechts gehören zu den treuesten Vasallen des Hauses Wirtemberg, und haben im Frieden wie im Kriege demselben wichtige Dienste geleistet. Dietrich von Weiler, im Jahr 1487 wirtemb. Landhofmeister, war ein durch Geist und umfassende Kenntnisse, so wie durch Biederkeit ausgezeichneter Mann, der sich unter Herzog Eberhard im Bart große Verdienste um den Staat erworben. Durch ihn kamen die Herren von Weiler in den Besitz der meisten noch heute in ihrem Besitz befindlichen Güter. Sein Sohn Dietrich war wirtemb. Rath und Obervogt zu Beilstein und Bottwar. Es ist derselbige, der während des Bauernaufruhrs zu Weinsberg erstochen und vom Thurme herabgestürzt wurde. Sein Sohn, gleichen Namens, befindet sich unter den Rittern, die vor der Stadt durch die Spieße gejagt wurden. Ein jüngerer Sohn Wolf, Obervogt zu Beilstein, erwarb sich hohe Verdienste um Einführung der Reformation in dortiger Gegend. Burkard und Eberhard v. W., zwei ritterliche Männer, waren unter den Wenigen, die ihrem Fürsten und Herrn Herzog Ulrich in seinem

Elend treu geblieben. Ein Nachkomme der Letzteren war Johann Friedrich v. W., wirtemb. Oberforstmeister zu Reichenberg († 1740). Sein Sohn gleichen Namens, kais. Rath und wirtemb. Kammerherr, setzte durch seine zwei älteren Söhne, Johann Friedrich und Friedrich, den Stamm fort. Johann Friedrichs Sohn, Wilhelm Friedrich Franz v. Weiler, g. 1819, ist noch der einzige Erbe des einst zahlreichen Geschlechts der Freiherren v. Weiler.

Schloß Lichtenberg ist der Schauplatz einer schauerlichen Geschichte geworden, die noch im Munde des Volkes fortlebt.

Die Brüder von Lichtenberg.

In jenen Zeiten, da die Burg Lichtenberg noch ihren ursprünglichen Besitzern angehörte, lebten auf derselben zwei Brüder, Hatto und Heinrich, in friedlichster Eintracht beisammen, und theilten sich brüderlich in das schöne Erbe ihres verstorbenen Vaters. Die nahen, großen Forste auf dem waldigen Gebirge boten ihnen einen weiten Tummelplatz für ihre Jagdzüge, so wie die umliegenden Burgen eine lustige Gesellschaft, wobei die feurigen Weine des Bottwarthales die Heiterkeit vermehrten. Aber die schönsten Tage gewährte ihnen das unter ihrem Schlosse liegende Frauenstift Obristenfeld, in welchem lauter adelige Fräulein den Kreis der Nonnen bildeten. Die Ordensregel oder Clausur war hier längst der Weltlust

gewichen und verfallen, und die Aebtissin selbst ging mit einem leichtfertigen Beispiel ihren gottgeweihten Nonnen voran, denn mit verschwenderischem Wesen und weltlichem Sinne öffnete sie die heiligen Pforten ihres Stifts der jungen Ritterschaft in der ganzen Umgegend. Zur offenen Tafel ritten die lustigen Junker das ganze Jahr hindurch ein und aus, um bei fein zubereiteten Schüsseln und perlenden Pokalen, bei Scherz, Gesang und Musik sich einen fröhlichen Tag zu machen, und die Gottesbräute wetteiferten an Muthwillen und Ausgelassenheit mit den stets willkommenen Gästen. — Wo hinaus? rief einst die Aebtissin Clara, eine Dame von kaum vierzig Jahren aus dem edlen Geschlechte derer von Sternenfels, als sie, in einer von Jasmin umrankten Laube sitzend, die über der hohen Mauer des Klostergartens hart am Wege stand, der von Bottwar nach Beilstein führt, die beiden Ritter von Lichtenberg mit einem Zuge Knappen und einem Rudel Hunde vorüberziehen sah. Zur Jagd, ehrwürdige Frau! entgegneten sie — sind eingeladen auf den Helfenstein! Da will ich Euch nicht Glück wünschen, denn die Jäger hören das nicht gerne aus dem Munde der Frauen — glauben kein Glück zu haben — aber, setzte sie hinzu, desto mehr Vergnügen, und da Ihr Eile zu haben scheinet, so will ich nur das hinzufügen, daß ich hoffe, über acht Tage am Johannistage in unserm Stift Euch zu sehen. Euer Wunsch, entgegnete Hatto, ist uns Befehl, ehrwürdige Frau, die Ihr Eure bezau-

bernde Gesellschaft so vortrefflich mit einer leckern Tafel und duftendem Weine zu verbinden wisset, wie weit und breit keine Aebtissin im Reich. Bei S. Hubertus, setzte Heinrich hinzu, was ist das Steinheimer Frauenkloster gegen Euer Stift — ein wahres Siechenhaus, denn meine Muhme, die Priorin, zählt jeden Pfennig dem Verwalter nach, wenn einmal ihre nächsten Verwandten die hohe Ehre haben, zu ihrer Spittelsuppe und ihren Weißfischen geladen zu werden, denen an Redseligkeit ihre Nonnen gleichen. Pfui, edler Junker, lachte die Aebtissin, wer wird die Wirthin so verlästern — aber bedenket nur, daß Eure Muhme halb gelähmt ist vom vielen Knieen, und als eingezogenes Fräulein in ihrer Jugend nicht aus dem Schlößlein ihres Vaters zu Hoheneck hinausgekommen ist. Drum kennt sie auch keinen Gesang, als den Chorgesang ihrer Nonnen, fast lauter bürgerlichen Jungfrauen, und keine Musik, als den Klang ihrer Glocken — ha! ha! aber wir waren zu unserer Zeit am Hofe des Pfalzgrafen zu Heidelberg und wissen, was Hofsitte ist und was zum adeligen Wesen gehört, sey's in der Welt, sey's in der Clausur! Darum, sprach Heinrich, seid Ihr auch hochangesehen und Euer Stift eine Zierde unseres Landes, und ringsum huldigt Eurem Geist, Anmuth und feinem Wesen, wie Euren gastlichen Pforten und dem Glanz Eures Stiftes die Ritterschaft und der Adel! Unsere Muhme aber ist die ächte Nachfolgerin jener Betschwester, der Gräfin v. Steinheim, die das Kloster daselbst gestiftet.

Wo hat diese blöde Wittwe ihrer Standesgenossen und ihrer Vettern gedacht bei ihrem Testament? Den großen Hardtwald mit seiner prächtigen Pürsche, der an unserm Schloß anfängt und bis hinunter zur Murr läuft, und hinüber bis Aspach an zwei Stunden Weges, hat sie vertheilt an sieben Gemeinden und sich Nichts ausbedungen dafür, als daß man sie mit silbernen Spaten und Schaufeln bestatte. Jetzt sitzen die Hardtrichter und Schöppen dieser sieben Gemeinden drunten unter der Linde vor dem Flecken Murr und vertheilen alle Jahre das Holz, und jede Kindbetterin erhält nach der Stiftung eine doppelte Gabe — und doch kommt der schöne Forst vom Adel her, der jetzt das Nachsehen hat! Also am Johannisfeiertag, ehrwürdige Frau, stellen wir uns ein — ich nehme Euch beim Wort! Und Ihr werdet einen fröhlichen Tag haben, wie ich hoffe, lächelte halb geheimnißvoll die Aebtissin — doch ich will's nur gleich herausſagen — das schöne Fräulein Beate von Liebenstein hält ihr Noviziat — und wird an diesem Tage eingekleidet werden ins Nonnenhabit. Damit nickte die Aebtissin freundlich den Junkern zu und zog sich in die dichte Jasminlaube zurück.

Ein herrlicher Juni-Morgen war über das Bottwarthal aufgegangen, als die Frühglocken des Frauenstifts melodisch erschallten, um das heutige Fest einzuläuten. Nach wenigen Stunden glänzten auf der Straße von Beilstein und Bottwar her buntfarbige Reiter, die im festlichen Schmucke, wallende Federn

auf den Baretten, seidene, flatternde Mäntel über den Schultern dem Stifte Obristenfeld zuritten und dort im Hofe abstiegen, wo ihre Edelknaben und Knappen die Pferde in die geräumigen Stallungen führten, während im Garten eine lustige Musik erschallte zum Empfang der Gäste. — Die kirchliche Feier der Einkleidung war vorüber, die junge Nonne im weißen Brautkleid erscheinend und mit wallenden Locken, die wie Goldwellen um ihren runden Nacken flossen — hatte vor dem Klosterpriester ihr Gelübde abgelegt, das Nonnengewand angezogen und ihre schönen Flechten dem Himmelsbräutigam zum Opfer gebracht. Eine Stunde darauf begann das Festessen. Die Aebtissin hatte Allem aufgeboten, heute Pracht und Glanz zu entwickeln. Die Tafeln waren mit feinen Linnen gedeckt, silberne Kannen und Becher standen zwischen den Schüsseln und Tellern, und mit feinem Anstand hatte die Wirthin so viele Loose in eine verdeckte Schüssel geworfen, als Gäste erschienen waren, und diese nun nach der Reihe diese Loose ziehen lassen, um darnach Jeden an die Seite einer Nonne zu setzen. Das Glück begünstigte Heinrich, er kam zur Linken der schönen Novize zu sitzen. Die feinsten Speisen dufteten und dampften aus den Schüsseln, die feurigsten Weine wurden kredenzt, und die zahlreichen Gäste wurden immer munterer, die Wangen der Nonnen immer glühender — da gab die Aebtissin das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, und die geschäftigen Mägde räumten den Speisesaal, während

der Kellermeister in einem Nebengemach seine Krüge aufstellte und kaltes Wildprett und Klostergebäck dazu fügte. Darauf erschien eine Anzahl Musikanten, die waren aus der Reichsstadt Heilbronn herbeigeholt worden, setzten sich in eine Ecke des Saales, und mit dem ersten Klang ihrer Instrumente, die einen Tanz begannen, trat die Aebtissin zu einem Grafen von Löwenstein, bot ihm den Arm und walzte rüstig im Saale umher. Alle andern folgten, mit ihnen Heinrich und Beate, die nun den Klosternamen Franciska angenommen hatte, und wer nicht selbst im Reigen sich drehte, betrachtete mit Wohlgefallen das herrliche Paar, den schönen Ritter und die reizende Nonne. Bis in die Nacht hinein dauerte der fröhliche Reigen, und der muntere, oft ausgelassene Scherz der Ritter mit den Nonnen; Krüge um Krüge wurden geleert und aufgefüllt, während in den Nebengebäuden die Knechte und Knappen gleichfalls waidlich zechten und sich's wohl schmecken ließen bei der klösterlichen Küche. Eben hatte die Musik eine Pause gemacht und die Aebtissin unterhielt sich munter mit einem der Gäste an der Thüre, die zum Nebengemache des Kellermeisters führte; da trat dieser ehrerbietig heran und sprach: Hochwürdige Frau — ich habe ein Wörtlein mit Euch zu sprechen! Und was ist es? fragte sie, über die Schwelle tretend und das Gesicht abtrocknend vom erhitzenden Tanze. Es geht zur Neige antwortete der alte Diener — weiß der Himmel, die Gäste haben einen Zug an der Kehle, daß unsere

Fäſſer auf der Hefe laufen — trifft Morgen Beſuch ein, ſo weiß ich mir nimmer zu helfen! Alter, kurzſichtiger und ängſtlicher Knabe! lachte die Aebtiſſin — ſo ſchicke flugs einen Wagen nach Bottwar hinunter zum gräflichen Keller des Hauſes Wirtemberg und hole ein Faß vom älteſten Jahrgang! Aber, hochwürdige Frau! bemerkte der Diener — wir haben wenig Credit und ich befürchte, da noch ziemlich viel auf der Kreide ſteht bei dem gräflichen Keller, er möchte uns eine abſchlägige Antwort geben! Was? fuhr die Aebtiſſin heftig auf — wir ſollten keinen Credit mehr haben, wegen der paar Gulden — bin das nicht gewöhnt, mich ſchlecht finden zu laſſen bei meinen Gäſten und der Schuldner zu ſeyn bei dem Grafen v. Wirtemberg — lieber ein Ort verpfändet oder verkauft, das zu unſerem Kirchenſatz gehört, als ſolche Hungerleiderei! Da iſt draußen das Dörflein Winzerhauſen am Fuß des Wunnenſteins mit ſeinen Zehnten und Gülten — wohlan, ich ſetze es dran — der Wirtemberger hat ſchon lange ein Auge drauf — wir werden Handels eins und dann ſind wir wieder auf manches Jährlein geborgen, wenn auch der alte geizige Graf ob des billigen Kaufs lacht und mir nachſagt: die Aebtiſſin Clara von Sternenfels habe ein Dorf verjubelt und vertanzt! Alſo flugs — mache dem Keller in Bottwar dieſen meinen Willen kund, ſo wird er zur Stunde den Wein uns ſchicken! Mit dieſen Worten trat die Aebtiſſin in den Saal zurück

und mischte sich wohlgemuth wieder in die fröhliche Gesellschaft.

Längst war der Mond über das Thal aufgegangen, und hatte seinen Schimmer über das freundliche Frauenstift mit seiner schönen Kirche und die langen Laubengänge des Gartens ausgegossen, als die Gesellschaft sich in der lauen Sommernacht trennte, um nach Hause zu reiten. Unter den Letzten derer, die sich verabschiedeten, waren die beiden Brüder von Schloß Lichtenberg. Unter höflichen Dankfagungen gegen die Wirthin und manchem heitern Scherz mit den Nonnen, verließen sie den Saal, und Heinrich drückte Franciskeu, seiner Tafelnachbarin und Tänzerin, bedeutungsvoll die kleine weiße Hand, die wie die seinige von Aufregung glühte, während auch sein Bruder ihr einige verbindliche Worte zum Abschied sagte und dann schweigend die Treppe hinabpolterte, denn der Wein spuckte ihm stark im Kopfe. Hatte er schon den ganzen Nachmittag heimlich seinen Bruder beneidet um den Sitz neben der reizenden Novize, und oft krampfhaft die Fäuste geballt, wenn er bemerkte, daß die junge Nonne so recht vielbedeutend Heinrich zugelächelt hatte, während sie gegen ihn nur ein höfliches Wort spendete, wenn er sich ihr genähert — so trug der Wein dazu bei, ihn noch heftiger aufzuregen in Liebe und Aerger. Einen Becher um den andern hatte er hinuntergestürzt im Grimm, aber immer reizender erschien ihm in seiner aufgeregten Stimmung die Gestalt Franeiskens, und immer

tiefer wühlte sich der Stachel des Neides ein, wenn sie ihre schelmischen, verliebten Augen ihrem Nachbar, seinem Bruder, zuwandte. Hatto! rief Heinrich, als der Erstere rasch in Sattel gesprungen, und ohne sich nach ihm umzusehen, im tollen Flug zum Klosterhof hinausgesprengt war — Hatto! so warte doch und reite nicht, wie der wilde Jäger in die schöne Sommernacht hinaus! Aber Hatto hörte nichts — schon war er durch die Straße des Dorfes hinaus, die nach Lichtenberg führte, verschwunden, und nur der Hufschlag seines Rosses schallte noch durch die enge Gasse. Im leichten Trab folgte ihm Heinrich, den Kopf und die Brust noch voll von der schönen Franciska, und er malte sich schon die schönen Tage und Stunden aus, die von heute an im Stifte ihm blühen werden. Er wandelte im Geiste an der Seite der liebreizenden Jungfrau durch die Buchenhecken des Klostergartens, er koste mit ihr zur Dämmerstunde in den dunkeln Lauben, er fühlte schon im Geist ihre heißen Küsse und ihre volle Hingebung in glühender Liebe. Da auf einmal, er war schon eine kurze Strecke durch den Wald die Straße hinaufgeritten, erblickte er im Mondenlicht, das durch die dichten Eichen zitterte, eine Gestalt mitten auf dem Wege liegen, und als er näher geritten, erkannte er seinen Bruder. Rasch sprang er aus dem Sattel — es war kein Zweifel, daß Hatto vom Roß in seiner Trunkenheit gestürzt war, und vielleicht schweren Schaden gelitten hatte. Behutsam

suchte er ihn aufzurichten — es gelang ihm, aber kaum konnte Hatto wieder auf den Füßen stehen, so stieß er seinen Bruder zurück. Reite deiner Wege, brummte er — und störe nicht andere Leute, wenn sie hier Lust haben, sich etwas abzukühlen. — Bruder, Bruder! rief Heinrich — welch schlimmen Trunk hast du gethan — fast kenne ich dich nimmer, denn noch nie habe ich solche Worte aus deinem Munde vernommen! Reite deiner Wege! schrie Hatto — und lasse mich ungeschoren, werde schon selbst das Thor finden droben — bin auch nicht so schlimm betrunken, weiß recht gut, wo ich her komme und was meine Tafelgenossin, die bleiche, schwarze Hildegard mit mir gesprochen — glaubt Mancher, ein Täublein gebeizt zu haben in seinen Schlag und es fliegt in einen andern, ehe er es sich versieht — ha, ha! Bei diesen Reden ging Heinrichen ein klares Licht auf, und mit den kurzen Worten ritt er seines Weges: Hatto! wenn du deinen Trunk ausgeschlafen, sprechen wir vielleicht ein Weiteres — gute Nacht, komme bald nach — verschmähst du deinen Bruder, so will ich dir einen Knecht entgegensenden, der dich heim geleitet.

Von der Stunde an war statt des schönen Friedens ein bittrer Haß aufgewuchert, der von Tag zu Tag mehr um sich griff und die brüderlichen Herzen einander entfremdete. Hatte Franciska in kurzer Zeit sich von den Huldigungen Heinrichs hinreißen lassen, so fand Hatto ein anderes Mittel, sich in ihr Herz einzudrängen. Die schwarze Hildegard war schon über

die Jahre hinaus, welche ihr einen Anſpruch hätten geben können auf das Herz eines jungen Ritters, und in ihrer Jugend hatte ihr eine Nebenbuhlerin ihren Geliebten abwendig gemacht, darum trug ſie einen unauslöſchlichen Haß gegen ihr Geſchlecht. Längere Zeit hatte ſie bemerkt, daß Hatto mit ſeinem Bruder in Feindſchaft zerfallen, und es war ihr auch nicht entgangen, daß derſelbe Allem aufbot, ſich die Gunſt Franciskens zu erwerben, ohne jedoch etwas zu erreichen. Da gab ſie eines Tages, als eben Hatto mit finſterm Blick ihr im Garten begegnete, demſelben einen Wink und führte ihn einen entlegenen Laubengang hinab. Junker! begann ſie — Ihr ſeid in ſchlechter Laune, und wie ich höre und ſehe, könntet Ihr Eurem Bruder lieber vergeben, als mit ihm einen freundlichen Trunk zuſammen thun, ſeit derſelbe um die Schweſter Franciska ſcharwenzelt und ſie ihm freundlicher begegnet als allen Andern. Aber auf dem Wege, wie Ihr Euch nahet, kommt Ihr zu keinem Ziele, obwohl Ihr Eurem Bruder in Nichts nachſtehet, weder an gewinnender Geſtalt noch an feſſelnder Unterhaltung und anziehender Rede. Ehrwürdige Schweſter! entgegnete Hatto, es mag ſeyn, daß ich den verhaßten Nebenbuhler nimmermehr aus dem Herzen derer bringe, die es mir angethan. Je nun — unterbrach ihn die ältere Nonne, ſo thut Ihr es derſelben wieder an, dann habt Ihr Gleiches mit Gleichem vergolten — wo die Liebe und Leidenſchaft keinen Eingang findet, da muß ſie denſelben ſich erzwingen

und dazu gibt es Mittel! Das habe ich schon gehört, sprach Hatto, und die Nonnen in Italien sollen das Geheimniß kennen, einen Liebestrank zu kochen — wahrhaftig, ich gäbe was drum, wenn ich in den Besitz eines solchen Mittels käme! Und wenn ich Euch helfen könnte? — lispelte die schwarze Hildegardis, und ihre schwarzen Augen, die vor fünfzehn Jahren noch manches Herz entzünden konnten, funkelten, während sie vertraulich die Hand Hatto's ergriff, als wollte sie ihm ein Versprechen geben und einen Vergleich mit ihm abschließen — wenn ich Euch helfen könnte — wiederholte sie — wolltet Ihr mich rächen an meinem Geschlechte? Fragend blickte sie Hatto an — und schaute in die leidenschaftlich aufgeregten Züge der Nonne, deren Hand in der seinigen zitterte, ohne sie loszulassen. Ich weiß nicht, fuhr Hildegard fort, ob ich noch so viel Reize für Euch habe, daß Ihr Eure öftere und längere Unterhaltung mir könntet schenken, daß Ihr, wenn auch nur zum Schein und Trug, mir könntet Eure Huldigungen darbringen — aber das ist der Preis! Ich verstehe Euch nicht, sprach Hatto — und werde an Euch irre — wie soll ich Euch als Ritter in Minne dienen vor aller Welt und dadurch Franciskken gewinnen, die jetzt schon, ohne Nebenbuhlerin, mir keine Hoffnung bietet? Ihr kennet das Wesen des Weibes nicht — entgegnete Hildegard und zog den Ritter auf eine Bank nieder — wohl theile ich noch die Schwäche meines Geschlechtes und meine Augen ruhen mit Wohlgefallen auf den Män-

nern, die hübsch und von ritterlichem Anstand sind — wohl schlummert der Wunsch in meiner Brust, Eurem Geschlecht ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Hinneigung zu seyn — aber Ihr würdet mich mißverstehen, wenn Ihr glaubtet, daß ich meinen Stolz vergäße und wollte mich aufdringlich hinwerfen. — — Nein, eine heftigere Leidenschaft ist es, die in mir kocht, demüthigen möchte ich mein Geschlecht, die mir das Liebste entrissen, sehen möchte ich die neidischen Gesichter der jüngern Nonnen, wenn Ihr sie unbeachtet ließet und schenktet Eure Aufmerksamkeit der älteren Hildegard — weiden möchte ich mich an der Wuth und dem Aerger, wenn es hieße, die blasse Hildegard hat uns den Junker Hatto entführt. Ich verstehe, sagte Hatto, und der Verlegenheit enthoben, in welcher die Rede Hildegard's im Anfang ihn versetzt, fügte er höflichst hinzu: warum solltet Ihr mit Eurem Geist und Verstand, mit Eurem angenehmen Wesen und Eurer wohlerhaltenen Gestalt nicht Ansprüche haben auf die Huldigung der Männer? — aber was wird Franciska denken, wenn ich sie vernachläßige, und um sie handelt es sich doch bei dem Plane, zu dem Ihr mir Beistand versprechet? Desto besser für Euch — winkte Hildegard mit den Augen, wenn Ihr bald zum Ziele gelangen wollet, denn Eifersucht wirkt wie ein warmer Frühlingsregen und treibt über Nacht die schlafenden Knospen aus ihrer Hülle. Also — Junker, wir dienen uns gegenseitig — Ihr helft mir, mich zu rächen an diesen über-

müthigen Geschöpfen und sie halb zu Tod zu ärgern, und ich bereite Euch einen Liebestrank — freilich, setzte sie hinzu, für Alles kann ich nicht stehen, aber so weit reicht die Kraft meines Receptes, daß Ihr einen Antheil erhaltet an dem Herzen Franciskens, daß sie Euch lieben muß und wenn sie hundertmal sich dessen weigert und sich selbst darüber Vorwürfe macht. Jetzt stehen wir im Neumond — beim zweiten Viertel ist das Tränklein fertig, und heute über vier Wochen, so wahr ich Hildegard heiße, sitzt Franciska bei Euch in dieser Laube und überläßt sich ohne Sträuben Euren Liebkosungen, denn ein geheimer Zauber drängt sie in Eure Arme. Froh über diese günstigen Aussichten drückte Hatto der schwarzen Hildegard die Hand und führte sie als seine Busenfreundin vertraulich am Arm aus der Laube den langen Laubengang hindurch zur Pforte des Wohngebäudes, daß alle einzeln und zerstreut im Garten spazierenden Nonnen die Hälse streckten und sich bedeutungsvolle Blicke zuwarfen.

Von diesem Abend an wiederholte Hatto seine Besuche im Stift Obristenfeld doppelt so häufig, als sonst. So oft er durch seine treuen Diener ausgekundschaftet, daß sein Bruder da oder dorthin geritten und er demselben an diesem Tage nicht in Obristenfeld begegnen werde, warf er die Armbrust über den Rücken, als wollte er durch Wald und Flur pürschend streifen, und bog nach kurzer Streife auf das Stift zu. Traf er Franciskan in dem Unterhaltungssaale gemeinschaft-

lich unter den Nonnen oder im Garten allein oder mit Andern luſtwandelnd und Blumen pflegend, ſo nahte er ihr mit ruhiger höflicher Miene, und nur, wenn er ſich unbemerkt glaubte, leuchtete aus ſeinen Augen die lüſterne Leidenſchaft, die verzehrend in ihm loderte. Aber kaum hatte er dem Gegenſtand ſeiner klöſterlichen Beſuche einige freundliche Worte geſagt und andern mit ihren Begleiterinnen einen flüchtigen Gruß zugeworfen, dann ſchritt er, wie es ſchien, mit gleichgültigem Weſen weiter, und ehe man es ſich verſah, hatte er die ſchwarze Hildegard aufgefunden und war mit ihr im vertraulichſten Geſpräch begriffen, oder es hüpfte eine Nonne herbei und kündete mit verzogenen Lippen: der Junker Hatto muß ja ſterblich verliebt ſeyn in die alte Hildegard, denn kaum iſt er in das Kloſterthor eingetreten, ſo hat er die fromme Schweſter auch ſchon ausgewittert, und das unausſtehliche Ding gebärdet ſich, als müßte es ſo ſeyn, und als hätte ſie gleich uns noch die nemlichen Anſprüche auf die Minne und Huldigung der Junker. Auch Franciska ärgerte ſich darüber, ſo gleichgültig ihr ſonſt Hatto war, da ſie das Bild ihrer Liebe in Heinrich im Herzen trug, denn ihre Eitelkeit fühlte ſich verletzt, daß Hildegard beinahe einen Vorzug vor ihr haben ſolle. Aber allmählig ging dieſer Unwille in einen tiefern Gram über, denn ohne zu wiſſen wie? — ſeit ſie an einem heißen Sommerabend auf einige Augenblicke neben Hatto geſeſſen, der bei ihrem Rufe, daß eine dienende Schweſter einen Krug friſchen Waſ-

sers mit Citronen hole, ihr nach wenigen Augenblicken selbst einen Becher kredenzte — hatte das Bild Heinrichs in ihren unruhigen Träumen sich in ein Doppelbild verwandelt, das in einander schwamm. Heinrich und Hatto waren die Sterne, die abwechselnd sich verschlangen und verdrängten, und dann wieder gleichzeitig neben einander leuchteten, ohne daß sie wußte, wessen Strahlen lichter und erwärmender leuchteten. Aber auch bei Tage verließ sie dieses seltsame Gefühl und dieser Zwiespalt ihrer Wünsche nicht; und als nach einigen Tagen ihr geliebter Heinrich neben ihr saß und ihr erzählte, daß Hatto ihm einen boshaften Streich gespielt und einen Pürschgang verdorben, so schmerzte sie jedes harte Wort, das er über ihn ausstieß, wie sehr sie auch in Wonne versunken war, als er sie an sein heißes Herz drückte, und wie feurig auch seine Küsse glühten. Ja, als er sie verlassen, spielte ihre Einbildung schon mit dessen Todfeind, und sie malte sich mit glänzenden Farben den Augenblick aus, wo derselbe wieder das nächstemal unter ihre Augen träte. Wohl rief sie manchmal, von eiskaltem Schauer erfaßt: was ist das? warum hängt sich all' meine Sehnsucht an Hatto, während ich den Augenblick zuvor noch nur Heinrichs Bild in mein Herz einschloß? — aber sie vermochte keine Gewalt zu gewinnen über ihre widerstreitenden Gefühle — sie ward hin- und hergerissen, ohne einen festen Standpunkt behalten zu können. Ja, von Tag zu Tag stieg dieser wirre Zustand, in welchem sie bald die Gegen-

ſtände ihrer Leidenſchaft zurückſtieß, bald ſich widerſtandslos hingab, und, wie die ſchwarze Hildegard vorausgeſagt hatte — vier Wochen ſpäter ſaß Franciska, die Tags zuvor ihrem Heinrich noch ewige Liebe zugeſchworen, an der Seite Hatto's in jener Laube, wo dieſer mit Hildegard geſeſſen, und gab ſich in ſüßer Verwirrung mit pochendem Herzen ſeinen erſten Küſſen hin. Noch lag ſie, die heißen Wangen an ſeiner Bruſt, ganz aufgelöst in ſeliger Wonne, und Hatto triumphirte voller Stolz, da ſtürzte Heinrich herein wie ein Wahnſinniger und warf ſich über ſeinen Nebenbuhler.

Im Angeſicht des Schloſſes Lichtenberg und kaum eine Viertelſtunde vom Stift Obriſtenfeld, längs den Erlenbüſchen des Bottwarthales, hielten nach wenigen Stunden Hatto und Heinrich, jeder mit ſeinen Knechten, um auf Tod und Leben ihre Feindſchaft auszufechten, denn in jener Stunde der Ueberraſchung hatte Heinrich ſeinen Bruder zum Zweikampf gefordert, und Hatto die Drohung ausgeſtoßen, daß wenn ſein Gegner nicht auf dem Kampfplatz ſeinen Tod finden werde, ſo werfe er ihn in den hintern Thurm und laſſe ihn verdurſten. Den furchtbarſten Kampf hatte Franciska erduldet, denn als Heinrich wie ein Wahnſinniger Hatto aus ihren Armen geriſſen, da glaubte ſie, ihr Herz werde mit glühenden Zangen in zwei Theile gezerrt — ach! der böſe Zauber hatte ſie ja umſtrickt — für Beide blutete ihr Herz. Bald warf ſie ſich Heinrich zu Füßen und flehte: Geliebter, gib mir den Tod, der Treuloſen, und ſchone deines Bru-

ders! bald umklammerte sie Hatto, der seinen Bruder erwürgen wollte, um ihren Heinrich zu schützen und überschüttete ihn mit allen Schmachreden. Nur die zusammengelaufenen Nonnen und die Aebtissin waren endlich im Stand, das feindliche Brüderpaar so weit zur Besinnung zu bringen, daß wenigstens nicht die heiligen Räume des Stiftes zum Mordplatz des Blutdurstes entweiht wurden. Von den heftigsten Krämpfen befallen, das Auge wild und rollend, bald Heinrichs, bald Hatto's Namen als das Theuerste ausrufend, bald Beiden fluchend, brachte man Francisken auf ihr Gemach — während die Brüder von der Aebtissin so weit besänftigt wurden, daß sie mit den fürchterlichsten Flüchen gegen einander das Kloster verließen. So stunden denn nach wenigen Tagen die Brüder kampfgerüstet einander gegenüber und jeder setzte sein Leben daran, seinen Rachedurst zu befriedigen. Seit Sonnenaufgang hatten sie die Burg verlassen, Jeder mit einigen seiner treuesten Knechte, um außerhalb der Thore ihren Kampf auszufechten; und als sie das Thal erreicht hatten, nächst dem Weiler Leinbach, der am Fuße des Lichtenberges liegt, da stellten sie sich in Schlachtordnung und sprengten mit eingelegten Lanzen auf einander an. Wie gereizte Tiger fielen sich die Brüder an, und als die Lanzen durch die Wucht ihrer Stöße zersplittert und zerschlagen waren, griffen sie zu Schwerdt und Streitkolben. An Kraft, Stärke und Gewandtheit waren sie sich ziemlich gewachsen, darum dauerte der Kampf eine gute Weile, und

die Verletzungen, die sie sich gegenseitig beibrachten, brachten keinen zu Falle. Zuletzt sprangen sie aus dem Sattel und fielen sich mit erneuerter Wuth zu Fuße an. Schon hatte Heinrich durch einen rasenden Hieb seinem Gegner den Helm entzwei geschmettert, daß dieser betäubt zurückwankte, als dieser, außer sich vor schäumender Wuth und die Augen wild aufgerissen, mit seinem schweren Streitkolben seinem Bruder einen solchen Schlag auf die Schulter gab, daß Heinrich ächzend auf die Kniee sank. Ein zweiter rasch drauf folgender Schlag schmetterte ihn zu den Füßen seines Todfeindes, und mit einem höllischen Jubelgeschrei warf sich Hatto über ihn und rief seinen Knechten herbei, den Ohnmächtigen zu fesseln. Bei diesem Anblick entflohen die Knechte Heinrichs, und unter gellendem Hohngelächter befahl Hatto, den Besiegten auf ein Roß zu legen, und zog mit seinem Opfer dem väterlichen Schlosse zu. Nachdem der Burgpfaffe, der in jenen Zeiten häufig auch die Kunst eines Wundarztes ausübte, den Gefangenen verbunden und verpflastert hatte, wurde derselbe in Begleitung Hatto's in den hohen, festen Thurm gebracht, der in der Ecke des Schlosses am Rand des Eichwaldes stund. Hier haspelte man den Unglücklichen dreißig Fuß tief auf den Grund des Thurmes, und Hatto kündete ihm an: Was du mir geschworen, das wird nun an dir in Erfüllung gehen — drunten unter Molchen und Kröten soll dir fortan dein Brod gereicht werden, aber auch nicht ein Schluck Wasser — der Durst soll dich quälen,

bis deine verruchte Seele nach der gräßlichen Marter dir aus dem Leibe fährt, und das Bild Franciskens, die ich dir, wenn auch nur halb entrissen, mag dich mit den Schlangenbissen der Eifersucht umgaukeln, bis dein letztes Röcheln an diesen dumpfen Wänden verhallt ist! Mit diesen Worten starrte hinab ins Dunkle Hatto seinem Bruder nach, bis er ihm entschwunden, und als das Seil wieder aufgehaspelt war, schlug er die Thüre des oberen Gemaches hinter sich zu und verriegelte und verschloß sie selbst. Als nun drei Tage um waren, in welchen er immer selbst die Thüre aufschloß und ein großes Stück trocknen Brodes seinem Opfer hinuntergeworfen hatte — so vernahm Hatto immer noch, daß der lebendig Begrabene vernehmliche Antwort gab. Am vierten Tage gedachte Hatto, die Stimme werde schwächer werden und der Durst sein Opfer verzehrt haben, aber wie oft er auch lauschte, fort und fort überzeugte er sich, daß der Gefangene wohlbehalten sich befinde. Des Tages drei- und viermal trieb ihn sein grausames Rachegefühl in den Thurm, und stets kehrte er zurück, ohne ein Sterbensröcheln vernommen zu haben. Das däuchte ihm seltsam, und er vermochte das Räthsel nicht zu lösen, wie es möglich, daß der Gefangene so lange der Pein des Durstes zu widerstehen vermochte. — Was haltet Ihr darob? fragte Hatto den Burgpfaff, der ihn stets stillschweigend begleitet hatte — hat mein Bruder vielleicht ein geheimes Zaubermittel, mit welchem er meiner trotzt? Edler Ritter, entgegnete der

Pfaffe, mich selbst bedünkt die Sache gar wundersam, aber halt! ein Gedanke leuchtet mir durch den Kopf und ich wollte denselben verwetten, wenn ich nicht hinter das Geheimniß kommen sollte — morgen früh sollt Ihr nähere Kunde vernehmen. Damit trennte sich der Pfaffe und stieg eine enge Wendeltreppe hinauf in sein Gemach, um seinem Plane nachzuhängen.

Mit dem Frühesten des nächsten Tages stieg er wieder herab, pochte an Hatto's Thüre und sprach: Gebet mir den Schlüssel zum Thurme, damit ich mein Wort lösen kann, denn was ich vorhabe, das leidet keinen Zeugen! Und als ihm nun der Schlüssel eingehändigt war, schlich er längs der Ringmauer unter dem bedeckten Gang zum Thurme, öffnete die schwere Eisenthüre und trat an die Oeffnung neben den Haspel. Heinrich! rief er — ein Freund naht Euch, Eurem lebendigen Grabe mit Gefahr seines eigenen Lebens. Ich habe Eurem Bruder in dieser Frühstunde, wo er noch trunken von einer schwelgerischen Nacht in tiefem Schlafe liegt, den Schlüssel entwendet zu Eurem Kerker! Ich habe ihn mehr denn einmal selbst auf den Knieen angefleht um Barmherzigkeit für Euch, aber nicht einmal Euch den Trost der heiligen Beichte und der Absolution zu bringen, hat mir der Wütherich gestattet, und doch sind nicht nur Eure Tage, sondern Eure Stunden gezählt, da der Durst auf Eurer Zunge sitzen muß. So habe ich es gewagt aus Mitleid für Euch und bin gekommen, Euch die Wohlthaten der Kirche und unseres seligmachenden Glaubens zu bringen

— Heinrich, unglücklicher Sohn meines seligen Herrn, du Opfer einer unmenschlichen Rache, eines unnatürlichen Bruders, bist du bereit, vor deinem Sterbestündlein, das Gott dir erleichtern möge, mir zu beichten, damit ich dir Absolution kann ertheilen, und du eingehest frei von allen Höllenstrafen in das ewige Leben? Der Himmel lohne Euch für diesen Dienst der Liebe, hallte es aus der tiefen, finstern Gruft herauf — Alles hat mich verlassen, nur Ihr erscheinet als Engel an dem Rand meines lebendigen Grabes — ich bin bereit, würdiger Diener der Kirche, dir meine Beichte abzulegen. Und nun begann Heinrich seine Beichte. Als er geschlossen, sprach der Burgpfaffe, aber noch Eins, mein Sohn — stehest du nicht mit bösen Geistern im Bunde, oder führest du kein Zaubermittel bei dir, daß du also so lange munter bist und dich der Durst noch nicht verzehret? Nein, ehrwürdiger Vater! fuhr Heinrich in seiner Beichte fort, wenn ich noch nicht meinen letzten Seufzer ausgehaucht und dem Durste erlegen, wie mein Bruder, der Mörder, es stündlich erwartet, so ist dabei kein Zauber im Spiele. Ich leide keinen Durst, denn die Mauern dieses Thurmes sind von Sandstein und schwitzen Feuchtigkeit aus. In ihre weiten Ritzen stecke ich mein Brod, um es feucht zu machen, und so widerstehe ich dem Tode, den mein Bruder mir geschworen. Also gab der Pfaffe dem Gefangnen die Absolution und versprach ihn wieder zu besuchen und zu trösten, wenn er Gelegenheit hätte, die Schlüssel auch fernerhin auf ein Vier-

telstündlein zu entwenden. Mit freudestrahlendem Gesichte trat in den nächsten Augenblicken der Pfaffe in das Gemach Hatto's und rief: das Räthsel ist gelöst — und ohne meinen Scharfsinn hättet Ihr mögen noch manches Jährlein zum Thurme wandeln und lauschen auf das letzte Röcheln Eures Gefangenen, denn nie wird der Durst einkehren in das Verließ. Und nun erzählte der Bösewicht, was er gehört unter dem Siegel der heiligen Beichte, und ehe der Abend sich neigte, war es anders geworden in dem Thurme. Mit starken Bohlen und Dielen waren die Knechte Hatto's hinabgestiegen auf den Grund des Verließes und hatten über Mannshöhe die Wände rings bekleidet mit Holz — die Quelle war versiegt, bald sollte die teuflische Rache triumphiren. — Wieder schlich von Tag zu Tag Hatto in den Thurm und lauschte, ob der Gemarterte noch am Leben; aber am dritten Tage schien Alles erstorben: Vernehmet Ihr Nichts mehr? zischelte er dem Pfaffen in's Ohr, der sich neben ihm über die Oeffnung beugte — s'sind nur Ratten und Mäuse, sprach dieser — die manchmal einen Laut von sich geben. Da, mit einemmale klang es, als strecken sich die Glieder eines vom Todeskampf gepackten Menschen, und ihm folgte ein tiefer, schwerer Seufzer — dann war es still! Bis zu diesem Augenblick kochte noch die Rachegluth im Herzen Hatto's — aber als der letzte schauerliche Seufzer verhallt war, da stockte ihm der Athem, das Blut wurde ihm zu Eis, die Haare sträubten sich zu Berge, die Augen

funkelten wild, und mit einem Satz, wie ihn ein Tiger thut, sprang er plötzlich auf den Burgpfaffen und riß ihn von der Oeffnung hinweg. Kein Laut kam über seine Lippen, aber die Faust hatte sich wie eine Kralle in den Nacken des Bösewichts eingeschlagen — hatte ihn so eisern umklammert, daß dieser nur zu stöhnen noch vermochte. Fort schleifte Hatto seine Beute — hinauf riß er sie die Treppen des Thurmes auf die außerste Zinne. Vom Stift Obristenfeld herauf schlug in diesem Augenblicke die Todtenglocke an. Hörst du dein Sterbeglöcklein? brüllte jetzt Hatto — sie läutet dir zur Höllenfahrt, verruchter Pfaffe! du Satan, hast meinen geliebten Heinrich ermordet, indem du das Beichtgeheimniß verletzteſt und meiner sündlichen Rache als Scherge gedient — deine giftige Zunge hat mich verführt zum schändlichen Brudermord — o Heinrich! Heinrich! noch höre ich deinen letzten Seufzer! er schreiet nach Rache! So fahre denn hin zur Hölle! Mit diesem Ruf faßte Hatto den Burgpfaffen von hinten, nachdem seine Rechte dessen Nacken los gelassen, und schleuderte ihn über die Zinne des Thurmes in die schwindelnde Tiefe zum Walde hinab.

Acht Tage später lag Heinrichs Leiche feierlich in der Gruft der Ahnen beigesetzt, und Hatto zog das Bottwarthal hinab zum Neckar, um in das heilige Land zu pilgern, nachdem er noch das Grab Franciskens besucht hatte, die in Tobsucht verfallen, zu jener Stunde beerdigt wurde, in welcher Hatto den Verräther in den Abgrund geschleudert. Die schwarze

Hildegard aber verließ Stift Obriſtenfeld, wo ſie durch ihren Zaubertrank ein ſo gräßliches Unheil geſtiftet, um in einen ſtrengen Orden als graue Nonne zu treten und dort ihre Sünde abzubüßen.

XIV.

Das Ulmer Münſter.

O ſeht den alten Rieſenbaum,
Er iſt verſteint im langen Traum;
Die Wurzeln ſchlug er ein in Grüfte,
Am Gipfel ſpielen Himmelslüfte.

Oft kommt es mir in ſtiller Nacht,
Ob er nicht endlich auf ſich macht,
Und wird in ſtiller Würde ſchreiten
Hinüber zu den ernſten Zeiten.

So ſingt der edle Dichter Schwabenlands, der nun auch grau gewordene, im Geiſte doch ewig blühende Carl Mayer, und er beſchreibt damit auch unſre Gefühle, die ſich regen, wenn wir von Ferne auf brauſendem Dampfwagen das uralte Wahrzeichen der Stadt Ulm in der Abenddämmerung ſchauen, oder, wenn wir nahe bei dem Rieſenbau ſtehen, und voll Verwunderung

an ihm hinaufblicken, dem gewaltigen Zeugen aus längſt vergangnen Zeiten, da ein ſtarker Glaube die Herzen opferfähig und bereitwillig machte, dem Herrn ein Haus zu bauen, in dem ſeine Ehre wohne.

Wir haben im Jahr 1848 an einem feſtlichen Tage den Dom aller deutſchen Dome in Köln geſehen, aber er wartet noch lange ſeiner Vollendung, und ſein Schiff ragt noch nicht über das Schiff des Ulmer Münſters; wir haben das Münſter von Straßburg angeſtaunt, das leider! jetzt auf fremdem Boden ſteht, aber es iſt weder ſo hoch, noch ſo lang, wie die Münſterkirche zu Ulm, und wäre ihr Thurm vollendet nach dem alten Plane (der noch in der Stadtbibliothek liegt), er müßte alle Dome des deutſchen Vaterlandes weit überragen. Aber da wird es noch lange anſtehen, oder vielmehr, es wird nie dazu kommen, denn zuvor muß man ſeine alten Riſſe heilen, in Folge deren das Münſter längſt den Einſturz droht, zuvor müſſen die Herzen ſämmtlicher Chriſtgläubigen begeiſterter werden für die Wiederherſtellung dieſes Gotteshauſes, das ja eine Zierde des ſüddeutſchen Vaterlandes iſt, wie der Cölner Dom des norddeutſchen, und zu deſſen Ausbau haben Alle, auch wir im Süden, ſo freudig die Hand geboten. Aber es fehlt beſonders unter uns, die wir dem hehren Gottesbau am nächſten ſtehen, jene Opferwilligkeit und Begeiſterung, die unſre Vorfahren kund gethan, als ſie das große Werk zu Gottes Ehren begonnen. Wie das geſchehen, das laſſet uns hören nach dem glaubwürdigen Berichte des alten

Münſter-Predigers Elias Frick (1731), der es der Chronik des ſchon oft genannten Ulmer Mönchen, Felix Fabri, entnommen.

Schon der Platz, auf dem das Münſter erbaut werden ſollte, mußte erkauft werden, abſonderlich auch die Stätte, wo die St. Jörgenkapelle ſtand, die dem Grafen von Wirtemberg gehörte. Ohne deſſen Einwilligung durften die Ulmer den Bau nicht einmal unternehmen. Aber ſie erhielten ſie, und noch ein freundlich Wort dazu von dem guten Grafen, denn er lobte ſie, „daß ſie ein ſo erſtaunungswürdiges Gebäude aus eigenen Mitteln aufzuführen ſich vorgenommen.“ Auch der Abt des Kloſters Reichenau, der älteſte Patronatsherr der Stadt Ulm, mußte ſeine Einwilligung dazu geben, und er gab ſie auch im Jahr 1376, und nicht nur dieſes, ſondern auch eine ſchöne Mitgift für die zu erbauende Pfarrkirche, wie es in der Urkunde etwa alſo heißt: „Betrachtend, daß bisher Burgermeiſter und Rath zu Ulm dem Kloſter zu Einbringung ſeiner Renten und Gülten hülflich und förderlich geweſt, alſo ſtellen wir zu, und eignen dem Bau der neuen Pfarrkirchen, und dem Burgermeiſter, Rath und gemeinen Bürgern zu Ulm, als Pflegern und Regierern, all und jede kleine Zehenten aus all und jeden Gütern in und bei der Stadt Ulm und in den Zwängen der Pfarrkirchen daſelbſt gelegen, ſo jetzo vorhanden oder hinfüro ſeyn werden; item den großen Zehenten zu Pful, ſo jetzo etlichen Perſonen all ihr Lebenlang verkauft worden, alſo, daß nach ihrem Abſterben der-

ſelb Zehent dem bemeld'ten Bau zuſtehen ſoll; item 6 fl. in Geld jährlich und ewigen Zins aus der Pfaffenwies bei der Stadt auf der Blaich gelegen; item die 3 Gulden in Gold, ſo ein Meßner der Pfarrkirchen in Ulm jährlich dem Probſt in der Reichenau hat geben müſſen; item 120 Pfund Heller, ſo ein jeder Pfarrherr zu Ulm oder ſein Verweſer von den Opfern berührter Kirchen obgedachtem Abt von Reichenau ausgereicht hat. Dieſe Stück alle ſollen in den vielgedachten Bau hinfüro bewendet und angelegt werden."

Noch im Jahr 1376, unmittelbar nach einer Belagerung der Stadt durch K. Carl IV., griff man den Bau an; man ebnete den Platz und ſtach 464 Schritte auf demſelben ab, um das Fundament des Baues zu graben. Dieſer wurde ſo tief gegraben, bis man aufs Waſſer kam; dann ſchlug man Pfähle von den ſtärkſten Ulmen ein, um auf ſolchem Roſt die ſchweren Fundamentſteine aufzulegen. Felix Fabri erzählt, daß es ein ungeheurer Graben geworden, der wohl 40 Fuß tief geweſen; denn Anfangs war man ja Willens, außer dem Hauptthurm auf beiden Seiten des Chors noch zwei Thürme aufſteigen zu laſſen. Wohl während der Grund gegraben wurde, ſchaffte man aus der bisher gebrauchten Kirche Allerheiligen, welche vor der Stadt lag, Alles, was beweglich war: hölzerne Altäre, Bilder und Epitaphien, auf den Bauplatz. Männer und Weiber, Geiſtliche und Weltliche, Arme und Reiche, Alte und Junge, betheiligten ſich bei

dieſer Arbeit, und trugen meiſtens die Laſten auf den Achſeln, denn Alle wollten an der Ehre Theil haben, an dem Werke mitzubauen.

Als zu Legung des Grundſteines Alles bereit war, und die Werkmeiſter Solches dem Rath der Stadt berichteten, ſo wurde auf den letzten Juni des Jahrs 1377 die feierliche Grundſteinlegung angeordnet. Felix Fabri berichtet ungefähr alſo davon:

„Mit anbrechendem Tage fand ſich ſowohl die Ulmiſche, als auch die aus der Nachbarſchaft beſchriebene Geiſtlichkeit in ihrem prieſterlichen und gewöhnlichen Ornat am Bauplatz ein, und ſtellte ſich in gehöriger Ordnung dar. Deßgleichen erſchien die ganze Gemeinde, Junge und Alte, in großer Anzahl, und zwar die Jugend und Schulkinder mit weißen Hemden angethan, brennende Wachslichter in den Händen und von grünen Zweiglein zierlich geflochtene Kränze auf den Häuptern. Die Knaben ſtanden auf der einen, die Mägdlein mit fliegenden Härlein auf der anderen Seite. Nun kam auch der ganze Rath, begleitet von den Edlen und Ehrbaren der Stadt, in einem langen, ſtattlichen Zuge, und es ertönte eine feierliche Muſik. Nach Beendigung derſelben wurden einige andächtige Gebete geſprochen, und nun, in der ſiebenten Stunde des Morgens, ſtieg der damals regierende Bürgermeiſter, Herr Ludwig Krafft, in die Gruft des Fundaments, begleitet von vielen Edlen und Ehrbaren der Stadt. Oben ſtand der theure Altbürgermeiſter, Herr Johannes Ehinger, genannt

Habfaſt, der ſich in der letzten Belagerung der Stadt (1376) ſo berühmt gemacht hatte, und Herr Conrad Beſſerer, Stadthauptmann, um den Grundſtein, der in einer großen ſtarken Klammer hing, zu lenken, damit er an den rechten Ort käme. Die Rathsverwandten (denn man ließ keinen von den Bauleuten dazu) griffen an das Rad und die Seile der Maſchine, daran der Stein hinunter gelaſſen wurde. Herr Ludwig Krafft legte den unten angekommenen auf die gehörige Stelle. Während dieß geſchah, betete das zuſchauende Volk, die Kleriſei ſang, und eine liebliche Muſik von allerhand Inſtrumenten ertönte. Alles ſchwebte in Jubel und Freude über dem Werke, das ſo glücklich und hurtig von Statten ging. Kaum war der Grundſtein gelegt, ſo griff Herr Bürgermeiſter Krafft in ſeine Taſche, langte 100 blanke Goldgülden heraus, und legte ſie auf den Stein. Gleich ihm thaten die andern Edlen und Ehrbaren, die mit ihm hinabgeſtiegen waren. Nun ſtiegen auch alle Vornehmen, die oben ſtanden, in die Grube hinab, und ſteuerten reichlich. Ja, wer ſonſt in der Gemeinde in Anſehen war, ſelbſt auch der geringe Mann, ſteuerte deſſelben Tags gleich reichlich, alſo daß man ein Namhaftes zur Fortſetzung des Baues zuſammenbrachte.

Von dieſer Grundſteinlegung ſind noch zwei Denkmale vorhanden. Das eine befindet ſich an dem Portal der oberen Kirchenthüre, da man von Mittag in das Münſter gehet, zur rechten Hand. Da ſtehet

man eine Kirche mit drei Thürmen, in Stein gehauen, welche das Münſter vorſtellt, wie es hat werden ſollen. Ein knieendes Mannsbild, Herr Ludwig Krafft, wie das zur Seite ſtehende Wappen ausweist, übergibt die Kirche dem Jeſuskinde, das auf dem Schooße der in einem Seſſel ſitzenden Maria ruht, mit der linken Hand die Kirche ergreift, und die drei Schwörfinger der Rechten emporhebt. Durch letzteres iſt ohne Zweifel angedeutet, daß die Stadt durch ihren Bürgermeiſter dieſe Münſterkirche, zu unſrer l. Frauen genannt, dem Herrn Chriſto durch Mariens Fürbitte in ſeinen Schutz übergebe, was auch das Jeſuskind durch einen Schwur feierlich verheißt. Das Krafft'ſche Bild hält an den Schultern eine in einen blauen mit Sternen gezierten Mantel ſtehende Mannsperſon, welche vermuthlich den Pflegvater Jeſu, den heiligen Joſeph, darſtellt. Zur Seite dieſer Bilder befindet ſich ein vergoldeter Stein, der folgende Inſchrift hat:

Anno Dni MCCCLXXVII am Zinſtag der der leſt Tag was deß Monatz Juny nach der Sunnen Ufgang dri Stund von Haiſſen des Rates hie zu Ulm leit Ludwig Krafft Krafftz an Kornmarkt Seligen Sunden erſten Fundamentſtein an diſer Pfarrkirchen.

Das andere Denkmal befindet ſich in der Kirche ſelbſt, an dem dritten großen Pfeiler zur linken Hand vom Chor gegen die Orgel. Es ſtellt das Münſter, gleich wie das erſte, in Stein gehauen vor, wie es von einem knieenden Manne und einer knieenden Frau

gehalten wird, und auf einem gebückt stehenden Manne ruht. Zur Seite des knieenden Mannes ist das Kräfft'sche, zur Seite des Frauenbilds das Ehinger'sche Wappen, demnach stellen beide Bilder den Ludwig Krafft und seine Frau, eine geb. Ehinger, dar. Was der gebückte Mann bedeutet, ist noch nicht klar. Einige meinen, es sey der Baumeister darunter verstanden, der mit der Kirche auf dem Rücken darstelle, daß er mit dem Bau derselben eine große Last auf sich genommen. Kirche und Bilder bedeckt ebenfalls ein vergoldeter Stein, der die Inschrift des früheren Denkmals hat, mit der alleinigen Aenderung der Worte deß Rates wegen. Vielleicht ist früher unter diesem Pfeiler ein von der Familie Krafft gestifteter Altar gestanden. Nach L. Kraffts Tod wurde auch sein Wappenschild hier aufgehängt mit der Inschrift: Anno Dmni MCCCXCVII. II. Vdus Junii horae V. vesperarum, do starb Lucz Krafft an der Herdpruck der den ersten Stein leit an die Pfarrkirchen.

Auch der theure Altbürgermeister Herr Johannes Ehinger erhielt sein Monument in der Kirche. Das große steinerne Mannsbild, so an der Wand bei dem Sakramenthäuslein auf den Knieen liegt, und die Hände betend emporhält, stellt den Herrn Ehinger vor, wie die Inschrift ausweist: Anno Dni MCCCLXXXI III. Vdus maji o. Johannes Ehinger dictus habvast. Ganz unrichtig ist also die Ansicht derjegen, welche glauben, es stelle den Stifter des Sa-

krauenthäusleins vor, denn damals hat man noch nicht an seine Errichtung gedacht. Ebenso wenig ist es ein Heiligenbild, „das man in der Zeit der Bilder-Stürmerei auch mit aller Anstrengung nicht habe wegbringen können.“

Sofort nach der feierlichen Grundsteinlegung wurde mit dem Bau des Münsters angefangen, und zwar allein „aus eignen Unkosten der Ulmer“. Sie hatten ausdrücklich verboten, daß man keine Beisteuer bei Auswärtigen, weder bei Fürsten noch Städten sammle; sie erbaten sich auch keinen Ablaß, wie die Straßburger gethan, als sie ihr Münster bauten, indem diese an den Marienfesten in allen Kirchen Büchsen aufstellten, und die Christgläubigen also ermahnen ließen: lieben Freund, stüret unsrer Frauen zu ihrem Buw gen Straßburg, es sy gestohlen, gerobt, und ohnfertig Gut, der leg es harin, der hat hiemit Ablaß und Vergeben der Sünd; es ist unsrer Frauen ein gutes Gut! — Solche Wege schlugen die frommen, aber schon damals aufgeklärteren Ulmer, nicht ein, sondern sie führten aus täglicher freiwilliger Beisteuer den Bau fort. Auf dem Bauplatz wurde eine Hütte aufgeschlagen, in der jeder Gutherzige seine Gabe zum Bau aufstellte. Später wurde ein ganz ordentlicher Bau daraus, den man „die Hütte oder das Hüttenamt“ hieß. Hier nahm man Alles an, was dargereicht wurde; man verschmähte keine Gabe, wie gering sie auch war. Man nahm Schürzen, Miedergürtel,

Haarbänder und dgl., machte sie hernach zu Geld, und verwendete solches für den Bau. Nachdem aber die Kirche etwas höher gediehen war, stellte man in derselben täglich ein Becken auf, worein die Ulmer immer so reichlich einlegten, daß man täglich davon konnte die Arbeitsleute bezahlen, und Steine, Kalk, Holz, Eisen, Blei und andere nöthige Baumaterialien anschaffen. Für alle diese Gaben mußte bei Zeit schon ein Verrechner und Pfleger aufgestellt werden. Der erste war ein gewisser Heinrich Friesinger, dem die Bauleute wohl wegen seiner Sorge, Gewissenhaftigkeit und Treue ein Denkmal setzten. Außen an der Mauer unter dem ersten Fenster der Seite gegen Mittag, wo der erste Laden linker Seits, wenn man zur Kirche herausgehet, gebaut ist, steht zu lesen:

Anno Dni MCCCLXXVII von Haissen deß Rates hie zu Ulm war Heinrich Friesinger der erst Pfleger des Bauwes der Pfarrkirchen.

Außerdem, daß Alle ohne Unterschied zum Bau des Münsters Gaben beisteuerten, suchten Viele auch auf andre Weise den Bau zu fördern. Entweder frohneten sie selbst am Bau, oder schickten sie ihre Dienstboten hin, um an der Arbeit Theil zu nehmen. Manche hielten sogar Knechte und Pferde, Monate, ja Jahre lang, um die Baumaterialien herbeizuführen und an den Bauplatz zu schaffen. Und das war kein Geringes, mußten ja die großen Bausteine meistens aus der Ferne geholt werden, viele von Rorschach

in der Schweiz, von Stuttgart und anderen Orten.

Bei solcher Rührigkeit, die die frommen Ulmer beim Bau ihres Münsters zeigten, ist es kein Wunder, wenn es nach keinem gar langen Zeitraum bald so weit gedichen, daß man darin Gottesdienst halten konnte. In den ersten Jahren hatte man im innern Raum der Kirche eine hölzerne Kapelle mit tragbaren Altären erbaut, um darin die Andacht zu verrichten. Nach 28 Jahren bedurfte man dieser kleinen Kirche nimmer, denn schon am 25. Juli 1405 war innerhalb der Kirche, an einem abgesonderten Platze, wo man von den Bauleuten nicht gestört wurde, ein heiliger Raum „mit dem Fronaltar in Gegenwart vieler Bischöfe und Prälaten zu Ehren der untheilbaren Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria, des heil. Kreuzes, St. Vincent des Märtyrers, St. Martins des Bischofs und St. Antonii des Abts und Beichtigers eingeweiht," und es konnte Gottesdienst gehalten werden, aber nur unter freiem Himmel. Auch wurde bereits im Jahr 1414 von Heinrich Besserer eine Begräbnißkapelle an die werdende Kirche angebaut. Doch noch über 40 Jahre floßen dahin, bis die Dachstühle aufgerichtet und das erste Gewölbe geschloßen wurde. Zuerst und schon i. J. 1449 wurde das Gewölbe des Chors, das mittlere und hohe Gewölbe aber erst i. J. 1471 völlig geschloßen. Die beiden Seitengewölbe wurden i. J. 1473 angefangen und i. J. 1487 vollendet. Alle zusammen sollen 30,000 fl. gekostet haben. Man

hatte bei dem Bau der Gewölbe eine ungemeine Vorsicht: sie wurden nur einen halben Stein dick gemacht, und als die Backsteine dazu gebrannt wurden, mischte man Spreu in den Thon, damit die Steine desto leichter würden, und die großen Gewölbe mindere Beschwerung hätten.

Wir haben bisher von dem Beginn und Fortgang des Münsterbaus gehört, haben vernommen von dem Eifer, mit dem Jedermänniglich durch Gaben oder auf andre Weise den Bau förderte, auch von der Pietät, mit der sie durch Wort und Bild das Andenken derjenigen verewigten, welche bei der feierlichen Legung des Grundsteins thätig gewesen — um so auffallender erscheint es uns, daß von dem ersten Meister des großartigen Bauwerks, der den Plan dazu erdachte, und die ersten Arbeiten leitete, fast gar Nichts berichtet wird. Nur so Viel wissen wir, daß i. J. 1390 mit einem Ulrich von Enfingen, (im Uichtland in der Schweiz) der einer in damaliger Zeit berühmten Baumeister-Familie angehörte, ein Vertrag wegen des Münsterbaus abgeschlossen wurde. Es ist wohl derselbe, der i. J. 1391 mit andern deutschen Baumeistern zu dem angefangnen Bau des Mailänder Doms berufen wurde, aber erst i. J. 1394 sich dort einfand. Dieser war wohl der Hauptbaumeister des Münsters bis ins Jahr 1429. Nach ihm wurde sein Sohn Caspar als Kirchenmeister in Bestallung genommen. Ihm folgte sein Bruder, da er gestorben, Matthäus, als Baumeister des Münsters, während

er auch an der Eßlinger Frauenkirche baute. Er leitete wohl bis an seinen Tod das Bauwesen zu Ulm, während zugleich sein Sohn Moritz mitbaute. An der oberen Thüre der Mitternachtseite, linker Hand an der Mauer, verewigt ein Stein mit Wappen und folgender Inschrift sein Andenken: Anno Dni MCCCCLXIII do starb Mattheus Enfinger der Kirchenmeister, dem Gott genad.

Vielleicht ist ebenfalls ein Conterfei dieses Meisters jenes Brustbild, welches in der Wendeltreppe, die an der Mittagsseite des Thurms bis an den Kranz hinauf führt, zu sehen ist. Das Bild ist in halberhabener Arbeit, aber ziemlich verwittert. Die Volkssage erzählt, das Bild bezeichne einen Meister, der bis dorthin diese Treppe ausgeführt, und sich aus Verzweiflung von da herunter gestürzt habe. Moritz v. Ensingen führte das Werk bis an seinen Tod (1480) fort und brachte den Bau beinahe zur Vollendung. Nach ihm erscheint Matthäus Böblinger aus Eßlingen als Baumeister. Er nennt sich zuerst auf einem Riß des früheren Oelbergs: den Oelberg hat Matthäus Böblinger von Eßlingen gen Ulm geordnet, und hat viel Stein gehauen zu denselben Zeiten 1474. Darnach über dry Jahr war ich bestellt von meinen Herren von Ulm zu ihrem Kirchenbau. Matthäus war ein Sohn des Hans Böblinger, welcher Baumeister der Liebfrauenkirche zu Eßlingen gewesen. Matthäus Böblinger setzte den Bau

des Thurms fort bis 1492. Im genannten Jahr, an einem Sonntag, während des Gottesdienstes, fielen zwei große Steine von dem Kirchengewölbe herab, und der Grund des Thurms begann etwas zu sinken; da flohen die Leute vor Schrecken aus der Kirche, und man besorgte, der Thurm möchte einfallen. Beim Nachsuchen fand man zwei große Keller unter dem Thurme, die man zwar ausfüllte, aber doch traute man nimmer auf eine Dauer des Thurms, und auch die Prozessionen und Umgänge um die Kirche gaben keine genügende Garantie für denselben. Am meisten mußte es der natürlich unschuldige Baumeister entgelten; doch, als er merkte, daß es ihm übel ergehen könnte, machte er sich aus dem Staube und floh nach Eßlingen, wo er als Baumeister der Liebfrauenkirche angestellt wurde, und bis an seinen Tod (1505) verblieben. Nun beriefen die Ulmer aus 28 Orten verständige Baumeister, aber keiner der Berufenen getraute sich zu helfen, außer Burkard Engelberger, Steinmetz aus Augsburg. Der erkannte, daß die beiden Pfeiler, welche die Hälfte des Thurms trugen, nicht stark genug waren. Darum verband er den zehenten Pfeiler auf jeder Seite mit dem äußersten des Thurms vermittelst einer den Pfeilern gleich starken Mauer, doch also, daß zu jeder Nebenseite ein Durchgang blieb. Das wurde im Jahr 1494 ins Werk gesetzt, darum findet man über dem Durchgang, wenn man unter dem Thurm gegen die Mittagsseite in

das Gewölbe gehen will, an der Mauer mit schwarzen Buchstaben gemalet:

Das hat man underfaren in dem Jar da man zalt 1494.

Später wurde auch zwischen dem neunten und zehenten Pfeiler, und endlich vom 10. Pfeiler an auf jeder Seite eine Mauer gegen die Wand der Seitengewölbe aufgeführt, was Alles bis zum Jahr 1502 geschehen, also daß man mit dieser Arbeit acht Jahre zugebracht. Burkard Engelberger wurde von den Ulmern dankbar anerkannt, denn außer seinem Lohn, 400 Gülden, erhielt er noch bis an seinen Tod (1512) ein Leibgeding von 50 Gulden jährlich. In Folge des genannten Unfalls fanden die Ulmer es nicht für rathsam, den Thurm höher zu bauen, obgleich die Opferbereitwilligkeit der Beisteuernden nicht aufgehört hatte. Nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick betrachten wir das Aeußere und Innere der Münsterkirche.

Sie steht mitten in der Stadt auf einem rundum freien Platz, der von Linden umgeben ist, die zum Theil schon im J. 1699 gesetzt wurden. Auf der Vorderseite über dem Haupteingang erhebt sich der majestätische Thurm. Die Kirche ist von Backsteinen, der Thurm von Sandstein erbaut. Die Länge der Kirche beträgt einschließlich des Chors nach Innen 416, nach Außen 485 Fuß, ihre Breite nach Innen 166, nach Außen 200 Fuß, die innere Höhe 141 und die des Chors 90 Fuß. (Das Straßburger Münster, außer dem noch unvollendeten Kölner Dom

ist nur 355 Fuß lang, 132 Fuß breit und 72 Fuß hoch.) In die Kirche führen sechs Eingänge. Den Haupteingang bildet das Portal unter dem Thurme auf der schmalen Seite, dem Chor gegenüber. Es ist eigentlich eine Vorhalle, 45 Fuß hoch und 8 Fuß tief, mit drei reichverzierten Spitzbogen und vielen Säulen, auf welchen Statuen stehen. Der Thürsturz des Portals enthält eine merkwürdige Reliefarbeit, welche ganz im Style des 14. Jahrhunderts, oft auf höchst naive Weise, die h. Geschichte von Adam und Eva an darstellt. Ueber den übrigen vier Eingängen sind Bilder, welche noch aus der alten abgegangenen Frauenkirche stammen. Zwischen den Fenstern des Portals erblicken wir auf einem Postament den mit Dornen gekrönten Heiland, der mit der rechten Hand nach der geöffneten linken Seite zeigt. Das Bild ist aus Stein gehauen, und nach der unten stehenden Jahrzahl schon i. J. 1429 hier aufgestellt worden. Ueber dem Hauptportal ist ein großes Fenster angebracht, mit schönen Glasmalereien, welche die Legende des heil. Martins vorstellen. Leider ist vor diesem Fenster im Unterbau des Thurms und dessen Halle quer durchschneidend eine neue große Orgel von Walker angebracht, welche übrigens an der Stelle des geschmacklosen Tonnengewölbs, auf welchem die alte von dem blinden Orgelmacher Conrad Schott aus Stuttgart im Jahr 1596 hergestellte große Orgel stand, von einem schönen gothischen Unterbau getragen wird.

Das Hauptschiff der Kirche ruht auf 10 schlanken,

aber doch ſtarken Säulen. Seitenſchiffe waren es dem urſprünglichen Plan nach nur zwei, jedoch wurde ſpäter, um die Laſt leichter zu tragen, in jedes derſelben eine Säulenreihe eingeſetzt, ſo daß jetzt neben dem Hauptſchiff vier Seitenſchiffe vorhanden ſind. Das Hauptſchiff iſt doppelt ſo hoch, als die Seitengewölbe. An einer der Säulen des Hauptſchiffs links vom Hauptgang iſt die kunſtreiche ſteinerne Kanzel angebracht. In den drei Niſchen derſelben ſieht man drei alte gut geſchnitzte drei Fuß hohe Bilder. Ueber der Kanzel erhebt ſich der alte kunſtreiche, pyramidaliſch aufſteigende Deckel, welcher ein Känzelein ſammt einer Treppe mit den Bildern der vier Evangeliſten darſtellt. Auf dieſem Deckel ſteht zu leſen: Jörg Syrlin anno 1510. Alſo wurde dieſer Deckel von Jörg Syrlin, dem Sohne des bekannten Meiſter G. Syrlin, gefertigt. In dem Seitengewölbe gegen Mittag, nahe bei der oberen Thüre, ſteht der Taufſtein, ein Werk des älteren G. Syrlin vom Jahr 1470. Der Stein ſteht auf vier kunſtreich gearbeiteten Bögen; um ihn her ſind acht Bruſtbilder aus der bibliſchen Geſchichte, nemlich Jeſaias, Daniel, David, Abraham, Moſes, Eliſa, Ezechiel und Salomo, ein jedes mit einem lateiniſchen Spruche eingehauen; unter jedem der Bilder ein Wappen: ein einfacher kaiſerlicher Adler und die Wappen der ſieben Churfürſten. Inwendig iſt der Taufſtein mit Zinn ausgegoſſen, der Deckel iſt von Holz ohne Kunſt.

Die meiſten Merkwürdigkeiten enthält der Chor mit

seinen hohen neun Fenstern, in denen noch alte herrliche Glasgemälde prangen. Unter den letzteren ist besonders kunstreich das fünfte Fenster, welches der Magistrat, und das sechste, welches die Krämerzunft gestiftet. Beide stellen Scenen aus dem Leben des Heilandes dar, und sind von dem Ulmer Maler Hans Wild i. J. 1480 vollendet worden. Zwischen Chor und Kirche steht der schöne einfache Altar, welcher zu den gottesdienstlichen Zwecken gebraucht wird, so wie im Hintergrunde der Hochaltar. Vor der Reformation standen 51 Altäre in der Kirche, aber die Reformatoren warfen sie unbarmherzig aus der Kirche, wie es auch den Taufsteinen in so manchen Orten ergangen. Nicht ein einziger Altar blieb im Münster stehen. Als aber Kaiser Karl V. im Jahr 1548 nach Ulm kommen wollte, um sich von der Einführung des Interims selbst zu überzeugen, und in eigener Person dem Gottesdienst anzuwohnen, da rüstete man auf's Eiligste zwei Altäre, den Frohnaltar und den Seelenaltar, wie man sie nannte. Am 14. Aug. kam der Kaiser nach Ulm, begab sich zu Pferde, begleitet von einer großen Prozession, in die Kirche, und empfing am hohen Altar im Chor aus den Händen des Bischofs von Arras, der den Altar zugleich einweihte, das h. Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Eine ungeheure Menschenmenge war damals im Münster versammelt, wie ein Chronist sich ausdrückt: „es war so ein merkliche Welt in der Kirchen von Mannen, Weibern, Kindern, daß ich glauben will, weil die

Kirch geſtanden iſt, daß auf einmal nit ſo viel Volks darein kommen ſey.“ Seit jener Zeit ſtehen dieſe beiden Altäre noch, und ſind eine Zierde der Kirche und des Chors. Der Altar vor dem Chore, welcher an der Stelle aufgerichtet wurde, da zur Zeit der Reformation nur ein hölzerner Tiſch zur Austheilung des heil. Mahls aufgeſtellt war, hat ein kunſtreiches Altarblatt in goldener Rahme, von Hans Scheuffele gemalt (1515). Ueber dem Gemälde erhebt ſich eine künſtlich geſchnitzte Pyramide mit drei Figuren und dem Bild unſers Heilandes. Der ſchönere Altar iſt der im Hintergrund des Chors befindliche. Er wurde im Jahr 1808 aus der Barfüßerkirche hieher gebracht, und vor die mit Sammt bekleidete Wand des im Jahr 1548 errichteten Altars geſtellt. Die Bilder dieſes Altars ſind von Daniel Meth geſchnitzt, die Gemälde von Martin Schaffner im Jahr 1521 gemalt. Beide Meiſter ſind geborne Ulmer geweſen. Auf der Staffel des Altars iſt das heil. Abendmahl abgebildet. Das Mittelbild ſtellt die Maria mit dem Jeſuskinde vor; knieend nähert ſich die h. Anna mit einem Apfel in der Hand, im Hintergrund ſtehen vier Männer, unter denen Joſeph der Pflegvater. Ueber dem Altar lieſt man in dem vergoldeten Rahmen:

Hilf Sannt Anna ſelb dritt,
Marie dein kind für uns bitt. 1521.

Auf dem einen der gemalten Altarflügel iſt Maria Cleopha mit ihrem Mann Alphäus und ihren Kleinen, Judas Thaddäus, Joſephus Juſtus und Jakobus dem

Jüngern; auf dem andern sehen wir die Maria Salome, ihr zur Seite den Zebedäus, um sie her die Kinder Johannes den Evangelisten und Jakobus den älteren. Unter dem Altar das h. Abendmahl. Auf allen diesen Bildern sieht man das Malerzeichen M S. und die Jahrzahl 1521.

Zur Seite des Chors steht das kunstreiche Sakramenthäuschen. Es stellt einen inwendig 3 Fuß, 4 Zoll breiten und 9 Fuß hohen viereckigten Kasten dar, zu welchem man auf zwei kleinen steinernen, an den Lehnen mit Bildern gezierten Treppen von 8 Stufen gelangt. Zu beiden Seiten sind die Bilder St. Sebastian und Christoph, letzterer mit dem Christuskind im Arme. Ueber dem Kasten steigt eine herrliche Sculptur mit ungemein schönen Bildern pyramidalisch in die Höhe und reicht fast an die Decke. Dieses Sakramenthäuschen wurde i. J. 1469 wahrscheinlich von Jörg Syrlin dem Aelteren verfertigt, und nach dem unten angebrachten Wappen zu urtheilen, vom Magistrat gestiftet.

Das schönste Werk des genannten Meisters Syrlin sind die berühmten Chorstühle, welche auf beiden Seiten des Chors aufgestellt sind. Sie wurden aus dem feinsten Eichenholz vom Jahr 1468—1474 wundervoll geschnitzt. Der älteste dieser Chorstühle ist auf dem Rücken des Altars, an dem man Abendmahl hält. Er ist vom Jahr 1468 und enthält eine Inschrift von sieben lat. Versen. Auf der linken Seite im Hinaufgehen gegen den hohen Altar findet man in den vorderen Reihen des Gestühls zu unterst das Brust-

bild eines Mannes, welches für das Bild Meister Syrlins gehalten wird. Dann folgen die Brustbilder von sieben heidnischen Philosophen. An der hinteren Reihe an der Wand ist über jedem Stuhl (vier ausgenommen) das Brustbild eines biblischen Heiligen oder Propheten, nebst den Namen und einem Spruch in lat. Sprache. Es sind im Ganzen 20 Brustbilder. Ein Stuhl hat kein Bild, aber die Inschrift: Georg Syrlin 1469 *incepit hoc opus.* Unter diesen Brustbildern sind noch andere kleinere, welche die Apostel und einige Heilige vorstellen. Diesen gegenüber rechts auf der mittäglichen Seite sieht man in der vorderen Reihe die Brustbilder von sieben Sibyllen, und das achte Bild stellt ein gewöhnliches Weib dar, welches für Syrlins Hausfrau gehalten wird — in der hintern Reihe an der Wand sind 18 Brustbilder berühmter Frauen aus der biblischen Geschichte. Am Ende steht statt eines Bildes wieder die Inschrift: Jörg Syrlin 1474 *complevit hoc opus.* Ueber diesen Brustbildern sind gleichfalls kleinere, welche heilige Frauen und Jungfrauen darstellen. Nach dem Bericht der Chronisten sollen diese Stühle 1183 fl. gekostet haben. Oben an dem hohen Altar, zur Seite der Neidhardt'schen Kapelle, stehen noch sieben Stühle, welche der jüngere Syrlin von 1484 bis 1521 verfertigte.

Auf beiden Seiten des Chors, im Grundstock von zwei Thürmen, welche sich hier erheben sollten, schließen sich zwei Kapellen an: die Neidhardt'sche mit zwei

Grüften, geſtiftet laut der Inſchrift von Heinrich Neidhardt, Pleban am Münſter im Jahr 1444; ſo wie die Beſſerer'ſche Kapelle, welche Heinrich Beſſerer im Jahr 1414 ſtiftete. In der erſteren iſt das von dem Ulmer Schreiner Conrad Metzger im Jahr 1813 gefertigte Modell des Münſters aufgeſtellt. Die Beſſerer'ſche Kapelle hat ſchön gemalte hohe Fenſter, ſo wie mehrere Epitaphien, unter andern des Heinrich Beſſerer, ſo wie des Conrad Beſſerer, der im Streit bei Döffingen Anno 1388 gefallen; ferner findet ſich darin das Bild des Ritters Ytel Beſſerer von M. Schaffner im Jahr 1516 gemalt. Eine dritte Kapelle, die Roth'ſche, ſtand an der Seite des Münſters gegen Mittag zwiſchen beiden Thüren; ſie wurde im Jahr 1447 von Hans Roth geſtiftet, und hatte ein ſogenanntes heiliges Grab, mehrere alte Grabmale und gemalte Fenſter, aber ſie wurde in neuerer Zeit von Grund aus abgebrochen, und die Steine anderswohin verwendet. Eine ſchön gemalte Glasſcheibe aus dieſer Kapelle war in der letzten intereſſanten Ausſtellung von Alterthümern zu Stuttgart im Königsbau zu ſehen. — An die von Beſſerer'ſche Kapelle ſtößt die Sakriſtei, in welche man von der Kirche aus im mittäglichen Seitengewölbe kommt. Sie iſt 47 Fuß hoch, 24 Fuß breit und 33 hoch. Claus Lieb, genannt Kalckſchmied, hat ſie im Jahr 1452 geſtiftet. In dieſer Sakriſtei befindet ſich ein Altärchen mit vortrefflichen altdeutſchen Gemälden, vielleicht von Holbein, und ein Gemälde von Johannes Rot-

tenhammer aus Augsburg, die Geburt Christi darstellend. Auch hängen darin die Bildnisse berühmter Stadtgeistlichen. — Auf noch manches Merkwürdige in der Kirche wie im Chor könnten wir die Besucher aufmerksam machen, noch mancher alte Grabstein und manches schön gehauene oder gemalte Wappen der alten Geschlechter von Ulm, besonders auch die beiden Bildsäulen des Kaisers Lothar und Conrads III. in der südwestlichen Ecke der Kirche sind der Betrachtung werth; doch wir wenden uns jetzt dem schönen, wenn auch nicht vollendeten Thurme zu, der immerhin 337 Fuß (die Spitze eingerechnet) in die Höhe steigt, und besonders von der Abendseite her in einer Entfernung von ein Paar Hundert Schritten einen majestätischen Anblick gewährt. Jede seiner vier Seiten ist 69 Fuß breit und durchaus mit zwei mächtigen Strebepfeilern versehen. Auf den Thurm führen zwei, von innen an der westlichen Seite angebrachte Wendeltreppen, die sich oben in kleine Thürmchen endigen. Bis auf den Kranz zählt man 328 und bis zur Schlagglocke 401 Stufen. Hat man deren 212 zurückgelegt, so kommt man auf den steinernen Boden, welcher das mittlere Gewölbe der Kirche bedeckt. Fünfzig Stufen über dem steinernen Boden erblickt man von der Wendeltreppe aus das Glockenhaus. Noch fünfzig Stufen weiter hinauf, und wir sind oben auf dem Kranze, der eigentlich aus dem obersten Gewölbe des Thurms besteht, welcher vom steinernen Boden an frei in die Luft aufsteigt. Alle vier Ecken

des Thurms sind nämlich aus großen künstlichen Quadersteinen aufgeführt. Zwischen denselben befinden sich auf jeder Seite zwei schöne, hohe, offene Bogen, durch einen gleich künstlich behauenen Pfeiler von einander getrennt. So wie sich nun von Außen die Bogen schließen, so schließt sich auch von Innen der Thurm mit einem dicken, überaus festen Gewölbe. Der ganze obere Theil des Thurms bekam eine hohe Einfassung von Quadersteinen mit künstlichen Rosen, um auf demselben herumgehen zu können. Daher die Benennung Kranz. Der Boden des Kranzes ist mit doppelt auf einander gelegten und fest zusammengekitteten steinernen Platten, und seit 1634 auch mit Kupfer bedeckt. Von diesem Kranz an sollte nach dem ursprünglichen Plan der Thurm noch zwei Abtheilungen erhalten, wovon die eine ein Achteck, die andre aber ein spitzsäuliges durchbrochenes, 160 Fuß hohes Dach von sechs Abstufungen mit allerlei Verzierungen und Kronen bilden und in der Spitze mit einem 12 Fuß hohen vergoldeten Marienbilde mit dem Jesuskinde enden sollte. An der westlichen Seite wollte der kühne Baumeister zwei ganz freistehende Wendeltreppen mit den bisherigen gleich laufen lassen, und sie oben durch eine Gallerie wieder mit dem Thurme verbinden, damit man von da in sein Inneres kommen könnte. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte der Thurm eine Höhe von 500 Fuß erreicht. Aber der oben erwähnte Unfall hinderte die Ausführung des großartigen Planes. Dem 15 Fuß hohen

Gemäuer, das bereits im Innern Raume des Kranzes daſtand, gab man blos einen ſchicklichen Aufſatz, das jetzige Dach mit vier Erkern und einer hohen Glockenlaterne, die ſich in ein kupfernes Dächlein zuſpitzt. Auf der Spitze des Dächleins wurden drei über einander liegende vergoldete Knöpfe geſetzt, von denen der unterſte 234 ulmiſche Eichmaaß faßt. In der eben genannten Glockenlaterne hängen vier Glocken: die große Schlagglocke, welche im Jahr 1414 zu Nürnberg gegoſſen worden, das Arbeitsglöcklein im Jahr 1606 v. B. Algeyer gegoſſen, das Steuerglöcklein, nunmehr Feuerglocke, und das Rathsglöcklein, welches jetzt Nachts 10 Uhr und bei herannahenden Gewittern geläutet wird. Die größeren Glocken hängen im Glockenhauſe, und ſind deren ſechs: 1) Die Betglocke, 80 Centner ſchwer, wurde von Hans Eger von Reutlingen gegoſſen, laut der Inſchrift:

Durch unſer Frown Er lut man mich,
Hanß Eger von Rutlingen goß mich.
Lucas. Marcus. Matthäus. Johannes.
A. Domini 1454.

2) Die Schwörglocke wiegt 70 Centner, jetzt Sturm- und Glocke beim Begräbniß der Vornehmen. 3) Die Predigtglocke, im Jahr 1454 gegoſſen mit den Namen der vier Evangeliſten. 4) Die Betſtundenglocke, auch Fürſtenglocke genannt, weil ſie Stephan Fürſt i. J. 1552 gegoſſen, 33 Centner ſchwer. 5) die Frühglocke, daran Maria mit dem Jeſuskind und der Umſchrift:

Zu Ehr vnd Lob Gottes vnd Maria goß mich Jörg Caſtner zu Ulm 1420.

6) Die Weinglocke, welche ehmals Abends 10 Uhr den Weintrinkern in der Taverne das Zeichen zum Aufbruch gab, und nun zum Thorſchluß läutet.

Auf dem Kranze des Münſterthurms hat man eine herrliche Ausſicht, beſonders in das jenſeits der Donau liegende Schwabenland bis zu den Städten Lauingen, Dillingen und Günzburg mit der Reiſersburg. Bei heiterem Himmel, unmittelbar vor einem anhaltenden Regenwetter, kann man ſogar den Säntis mit ſeiner Umgebung und den Arlsberg erblicken. Zu dieſem Zwecke finden wir in dem Erkerhäuschen des Thurmwächters einen guten Tubus, der die Ausſicht nach allen Richtungen hin erleichtert. Daſelbſt finden wir auch eine ungeheure Tabackspfeife, aus der eine ganze Geſellſchaft zugleich rauchen kann, ſo wie eine ſechspfündige Kugel, welche im Jahr 1805 bei der Beſchießung der Stadt durch die Franzoſen vom Michelsberg in das Stüblein des Thurmwächters herüber flog. Auch iſt ein Fremdenbuch hier oben aufgelegt. Da haben ſich ſchon viele Leute, bedeutende und nicht bedeutende, verewigt, aber Einer hat hier oben ſein Andenken erhalten, deſſen Name guten Klang hat in der Geſchichte des deutſchen Kaiſerreichs. Es iſt Kaiſer Maximilian, welcher im Jahr 1492, ehe noch das oberſte Gewölbe des Thurms ſeinen Kranz erhielt, auf den Thurm heraufſtieg. Er trat an die äußerſte Spitze deſſelben, ſtellte ſich mit dem einen Fuß in

der Luft ſchwebend hin, und ſah ganz unerſchrocken auf die Stadt hinab. Denen, die ihm die große Gefahr vorgeſtellt, ſoll er geantwortet haben: „mir nicht, ich meines Orts wollte die ganze Welt nicht nehmen, daß ich mich in eine ſolche Gefahr begeben.“ Dem ritterlichſten Kaiſer der Deutſchen, dem Helden Theuerdank, trauen wir dieſes Wagniß zu, wenn wir es auch nicht mit Sigill und Urkunde verbrieft ſehen. Aber auf dem Thurme oben iſt er in Wahrheit geweſen, denn eine lateiniſche Inſchrift, die ſich in der Wand oben auf der nördlichen Seite, rechts bei dem Eingang in das Wächterſtüblein befindet, bezeugt es. Sie lautet:

Maximilianus Romanorum primus ac Ungariæ etc. Rex, Archidux Austriae, Burgundiae Dux, hoc opus usque edificatum visitavit Anno Christi 1492.

Deßgleichen wird ein am Thurme angebrachtes Bruſtbild mit Krone und Ringelbart, das in einer Niſche ſteht, als Bildniß des glorreichen Kaiſers bezeichnet. Der bereits genannte Dichter Carl Majer hat einen paſſenden Reim dieſem Bild gewidmet.

Drei Säulen und ein ſpitzes Dach
Sind manch Jahrhundert dein Gemach,
Aus dem du von des Münſters Wand
Herabblickſt auf der Menſchen Tand.
O Kaiſer mit dem Ringelbart,
Mit Kron' und Blicken milder Art,
Dein Rücken lehnt an beſſ're Zeit,
Als die ſich deinem Blicke beut.

Ja wohl an eine beſſere Zeit! denn wäre noch die Zeit Kaiſer Maximilians, da man ſo gerne gab, was die Ehre Gottes förderte, ſo müßte nicht das herrliche Denkmal deutſcher Vorzeit, welches ſo ſehr der Hülfe und einer durchgreifenden, unaufſchieblichen Reſtauration bedarf, über das ganze deutſche Vaterland gleichſam bittend um ein Scherflein ſeine Hand ausſtrecken. Es wäre nicht nöthig, daß ein edler, für die Zierde ſeiner Vaterſtadt begeiſterter Mitbürger, der edle Haßler, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ginge, um eine rege Theilnahme für die nöthigſte Reſtauration des herrlichen Bauwerks zu erwecken, das ſchon Felix Fabri im Jahr 1494 im Anſtaunen des großartigen Bauwerks nicht ein Haus der Sterblichen, ſondern der Himmliſchen nannte. Wohl iſt der Neſtor der deutſchen Fürſten, unſer edler deutſcher König Wilhelm, mit dem Beiſpiel königlicher Munificenz, durch eine reiche Beiſteuer für das Ulmer Münſter vorangegangen; wohl haben der gute Kaiſer Franz Joſeph und der hochherzige Prinzregent von Preußen durch reiche Gaben ihre Begeiſterung für das ſchöne Bauwerk an den Tag gethan. Aber immer iſt zunächſt in unſrem Wirtemberger Lande noch nicht unter Allen ohne Unterſchied, den Reichen wie den Geringeren, den Geiſtlichen wie den Weltlichen, jene Begeiſterung rege geworden, die bereit macht, mitzubauen am großen Werke, denn nur durch unermüdetes opferwilliges Mitwirken kann das Große zu Stande kommen! —

Die
Gründung des Ulmer Münsters
und
die Blendung des Holzschnitzers Georg Syrlin.

Auf dem grünen Hofe in der Reichsstadt Ulm stand am Ende des vierzehnten Jahrhunderts kein stattlicheres Gebäude, als das Haus des Patriziers Johann Ehinger, genannt Habfast. Sein Giebeldach und die zwei Erkerthürme ragten über die dort ziemlich niedere Stadtmauer weit hinaus über die Donau, und nur der Brückenthorthurm mit seinen gelb, blau und grün verglasten Ziegeln hinderte gegen Mittag die Aussicht Flußaufwärts, und auf den Einlaß, wo die Blau, nachdem sie Ulms zahlreiche Mühlen getrieben, nächst dem Fischerthurm in die Donau mündet. Der Herbst war schon eingebrochen und die dichten Nebel lagen oft bis fast zur Mittagsstunde auf der Stadt und dem Donauthal, da schritt Herr Ehinger eines heitern September-Nachmittags über die Brücke in die Stadt. Er war jenseits der Donau gewesen, wo er einen freundlichen Garten mit einem Lusthäuschen besaß, um nach seinen Obstbäumen zu sehen, die er einst selbst gesetzt hatte, und die seit Jahren bei günstigen Jahrgängen die schönsten Früchte trugen. Eben wollte er links vom Brückenthor abbiegen auf die Stadtmauer, um noch einen Spaziergang um die

ganze Stadt zu machen auf dem bedeckten Gange, der rings herumführte, um dann auf die Weinstube auf dem Schwörhofe zu gehen, wo sich regelmäßig einige Patrizier seiner Verwandtschaft und seines Alters einzufinden pflegten, da eilte seine alte Dienerin, die treue Ursula, auf ihn zu und rief schon auf zwanzig Schritte: Gott sey Dank, daß ich Euch noch hier treffe, hochehrbarer Herr! — ach! was bin ich geeilt, daß ich fast den Athem verliere — doch erschrecket nicht allzusehr — ach! Euer Töchterlein hat einen Anfall bekommen und ist jählings erkrankt — habe gleich den Matthias zum Doktor gesandt, und während die Jungmagd bei der Erkrankten sitzet, bin ich, wie ich gehe und stehe, fortgerannt, Euch aufzusuchen draußen im Garten. Aufs äußerste erschreckt, blieb der Edle Johannes Ehinger stehen und brachte im ersten Augenblick auch nicht ein Wort heraus, denn Katharina war sein einziges Töchterlein, mit dem ihn sein Ehegemahl beglückt, die seit zwei Jahren nicht mehr unter den Lebendigen weilte. Sie war die einzige Erbin seines großen Vermögens, eines Vermögens, wie sich keiner seiner Standesgenossen rühmen konnte, denn „so reich wie der Habfast“ war zum Sprüchwort geworden in Ulm. Und doch war der reiche Ehinger in diesem Augenblick so arm, wie der ärmste Weber, als er zitternd und zagend vor seiner Dienerin stund und schon der schrecklichen Verzweiflung preißgegeben sich fühlte, sein einziges Kind, das Ebenbild seiner seligen Apollonia, verloren zu

ſehen. Aber ſo kommt doch — drängte Urſula — bei allen Heiligen und der Mutter Gottes, Ihr ſteht ja wie verſteinert — s'wird nicht ſo gefährlich ſeyn, wie Ihr befürchtet. Mit dieſem Zuſpruch trat ſie beſcheiden hinter ihren Herrn, als dieſer, auf ſeinen Cedernholzſtock geſtützt, die erſten Schritte vorwärts that, und dann, als ſey er vom Bann des erſten Schreckens erlöst, ſich in raſchen Lauf ſetzte. Gleichzeitig mit dem herbeigeeilten Arzte erreichten ſie die große eichene Thüre mit vielem künſtlichen Schnitzwerk verſehen, und ſtiegen die breite Treppe hinan. Als Urſula das Gemach öffnete, ſchlug Katharina eben die Augen auf und der zärtliche Vater drückte ſie mit einem tiefen Seufzer: mein Kind, meine arme Käthe! an ſein Herz. Es war ein hitziges Fieber, welches das ſchöne, liebliche Töchterlein ergriffen hatte, und obwohl der Arzt meinte, es werde ſich die Krankheit mittelſt ſeiner Kölblein in einigen Tagen legen, ſo wurde es doch faſt von Tag zu Tag ſchlimmer, und die Schönheit der zarten Jungfrau bleichte ab, wie eine Roſe, die man aus dem Beete geriſſen. Ein unſäglicher Jammer war in das Haus des Patriziers Ehinger eingekehrt, und ſtündlich ſaßen die Baſen der Kranken an ihrem Leidenslager, um zu tröſten, zu lindern und mit dieſer oder jener Arznei zu Rath zu ſeyn. Der bekümmerte Vater ſelbſt verließ das Gemach ſeines Töchterleins nimmer und brachte ſeine Nächte ſchlaflos bei ihr in einem Lehnſtuhle zu, wo er auf kurze Zeit, wenn ihn der Schlaf und Kummer

überwältigt, einnickte und ein unruhiges Schläflein machte, um bei dem leiſeſten Geräuſch wieder aufzuwachen und nach ſeinem geliebten Töchterlein zu ſehen. Es war eine ſternhelle Herbſtnacht und das Feuer kniſterte in dem großen Kachelofen, während das Nachtlicht ſchwach aufflackerte und ſeinen trüben Schein in das Gemach und an die braune getäfelte Decke warf, da war Käthe eingeſchlafen und ſchlummerte ruhig. Draußen rauſchte die Donau, und auf dem Heerdbruckerthor an der Brücke waren eben die letzten Schläge der Uhr verhallt, welche die 11. Stunde verkündete, da ſenkte auch der Patrizier ſein müdes Haupt und nickte, und nach kurzer Zeit war er eingeſchlummert. Plötzlich wachte er auf, denn er glaubte die Stimme ſeiner Tochter zu hören, und die Worte „wie ſchön, wie ſchön,“ welche durch feſtliches Geläute von Glocken tönte. Er rieb ſich die Augen, als träume er noch, er blickte nach dem Lager ſeines Töchterleins. Da faß ſie mit leicht gerötheten Wangen, wie eine junge Heilige — das Haar ringelte ſich in goldnen Locken um ihr knapp anliegendes weißes Schlafhäubchen — die Hände hatte ſie gefaltet, während ihr Auge entzückt zur Decke blickte, als ſähe es in den Himmel. Wie ſchön — wie ſchön! rief ſie wieder und wandte ſich zu ihrem Vater — ach! was habe ich geſehen im Traume, lieber Vater — noch ſchwebt das Bild vor meinen Augen! So ſprich, entgegnete der Patrizier, noch halb verſunken in Nachdenken, und fuhr wieder über die Stirne, als ob ihm dort etwas durch

die Gedanken gehe. Ich habe — fuhr Käthe fort — zur heiligen Jungfrau und meiner Schutzpatronin, der heiligen Katharina, gebetet vor meinem Einschlafen um meine Genesung, und bin darauf süß eingeschlummert. Da erblickte ich im Traume hoch oben in den glänzend weißen Wölklein, die wie eine Schafheerde am Himmel langsam vorüberschwebten, die heilige Jungfrau und meine Schutzpatronin, die trugen einen riesengroßen Thurm auf ihren beiden Schultern und ließen sich langsam herab über dem St. Klarakloster, das wie ein Nebel verschwand. Ach! welch ein prächtiger Thurm, er ragte fast bis zu den Wolken, herrlich durchbrochen mit allerlei künstlichen Steinrosen und Knäufen, und einem Kranz in der Mitten, von dem aus die Spitze immer luftiger und durchsichtiger sich zum Himmel streckte, und als spitzig zulaufende Säule mit einem glänzenden Marienbild endete, welche auf einem achteckigen Stockwerk sich erhob. Ich könnte es hinzeichnen und abkonterfeien dieses Bild, so deutlich steht es noch vor meinen Blicken — habe in meinem Leben nie etwas so Schönes und Herrliches gesehen! Wunderbar! nahm Johannes Ehinger das Wort, und erhob sich von seinem Lehnstuhl, um sich an das Bett seines Töchterleins zu setzen — wunderbar! auch ich träumte zur Stunde einen ähnlichen Traum. Ganz denselben Thurm, wie du ihn mir schilderst und beschreibest, habe ich vor meinen Augen gesehen und an der gleichen Stelle. Und ganz Ulm mit Weib und Kind strömte in die weiten hochge-

sprengten Hallen, welche sie alle aufnahm, und aus der eine himmlische Musik heraus schallte. Ich aber starrte hinauf in die schwindlige Höhe und eilte durch einen der beiden engen Schneckenthürme bis zum Kranz, den du mir beschrieben, und schaute hinaus in die gesegneten Fluren des Donau- und Illerthales, und der Thurm warf seine Schatten bis hinüber zum Michaelsberg. Während ich nun so mit klopfender Brust umherblickte — auf einmal ziehen aus dem Blauthale hervor unabsehbare Reihen geharnischter Kriegsleute mit Wagen und Rossen und Belagerungszeug, und wälzen sich wie Meereswogen rings um die Mauern und Gräben der Stadt, als wollten sie selbige überfluthen und überstürzen. Ich wollte hinunter rufen zu dem Volke, das soeben aus dem Thurme herauszieht und in alle Gassen und Gäßlein sich verläuft, aber wie sehr ich auch meine Stimme anstrenge — Niemand hört mich — und immer höher steigt die Fluth des eisernen Meeres. Da eile ich in die Glockenstube dicht unter mir, da hingen gewaltige Glocken von ungeheurem Umfang und mit einem Hammer, der am Boden lag, erklimme ich das Eisengebälke des Glockenstuhls und schlage mit aller Kraft an. Ueber ganz Ulm hin schallt der Klang, und die Glocken beginnen von selbst zu läuten, daß der Thurm schüttert und schwankt, und vor dem gewaltigen Schall mich selbst ein Schwindel und Grausen befällt, also, daß ich hinaustrete wieder auf den Kranz. Aber siehe da, wie regt sich alles so geschäftig drunten —

wie ſtrömt es aus allen Gaſſen mit bewehrten Bürgern, wie ſprengen die Reiſigen umher, um ihre Fähnlein und Rotten zu ordnen. Auf dem Hafenmarkt, auf dem grünen Hof und Weinhof und vor dem Rathhauſe — wie wimmelt es auf allen Thürmen und Mauern! In ſelbigem Augenblick ſchwanden die feindlichen Schaaren, als habe die Donau ſie verſchlungen, und wieder zieht alles Volk unter dem Geläute der Glocken zum Thurme, auf dem ich ſtehe, da tönt mitten durch den Glockenſchall deine Stimme, ich vernehme die Worte „wie ſchön! wie ſchön!“ und wache auf. — Des andern Tages wunderten ſich alle Freunde und Verwandte, alle Vettern und Baſen des ſeltſamen Doppeltraumes. Herr Johannes Ehinger aber ſprach: das iſt ein Fingerzeig des Himmels, daß zur Ehre Gottes und der h. Jungfrau, wie zum Schirm und Schutz der Stadt wir ein Münſter bauen auf derſelben Stätte, wohin es unſer Traum geſtellt. Dann nahm er einen Tiſch, deſſen Decke aus einer großen Schiefertafel beſtand, ſtellte ihn vor das Bett ſeines heute ganz muntern Töchterleins und zeichnete mit einem Griffel den Thurm und die Kirche darauf, wie er ſie im Traum geſchaut; und ſiehe da, der Abriß ſtimmte ganz überein mit dem Bilde ſeiner Käthe, und indem dieſe dem Griffel ihres Vaters folgte, rief ſie bei jedem Striche: wie wunderbar, ja, das ſind die Pfeiler, das die Thürmchen, das iſt der Kranz — dort nur fehlt noch ein Laubgewinde, hier eine ſteinerne Roſette, und bei jedem Rufe ſprach der

Patrizier — ja! so ist's, fast hätte ich's vergessen. Die wunderbare Mähre aber durchlief nach wenigen Stunden ganz Ulm, und schon Nachmittags kam der halbe Rath auf Besuch zu Johannes Ehinger und forschte nach dem Abriß, und beschloß, auf Ansinnen und Vortrag des Patriziers und seiner Käthe, einen so gottwohlgefälligen und ehrenhaften Bau zu beginnen, der weit und breit bis zum Rhein und der untern Donau seines Gleichen nicht haben sollte. Freudig rief der Rathsherr Ehinger aus: Gott sey Dank, daß meine hochachtbaren Mitbürger also bereit sich zeigen, dieses herrliche Werk zu befürworten und zu unterstützen. Ich selbst und meine Tochter, deren Krankheit seit diesem Traume gebrochen, durch die Huld der Mutter Gottes, wollen Alles daran setzen, was uns der Himmel bescheerte an zeitlichen Gütern, um einen Thurm in Bau zu setzen, der die Zierde und der Stolz aller schwäbischen Gauen werden soll. O! setzte er hinzu — könnte ich nur diesen meinen schwachen und unförmlichen Abriß von geschickter Hand in ein Modell umgewandelt sehen, damit Ihr Euch mit mir überzeugtet, wie herrlich das Bild war, das ich und meine Käthe im Traume erblickte. Ei! hochwerther Herr Vetter! sprach seine Base, die Rathsherrin Kraft — da weiß ich guten Rath dafür — da wohnt in der Büchsengasse der Schaftschneider und Holzschnitzler, der Georg Syrlin — ist ein armer Schlucker, aber er sucht seines Gleichen in der Kunst, hat uns erst voriges Jahr unsere Hausthüre mit den

ſchönſten Schnörkeln verzieret — dem will ich es ſogleich, wenn ich heim komme, ſagen laſſen, daß er bei Euch erſcheine. Es war auch keine Stunde verfloſſen, da erſchien unter dem Haufen ehrbarer Bürger, welche die wunderſame Kunde aus allen Theilen der Stadt in das Haus des Joh. Ehinger lockte, der Meiſter Georg Syrlin. Die Pelzmütze in der Hand, das Schurzfell um das grob wollene Arbeitsgewand und einen kleinen, niedlich geſchnitzten Maßſtab im Gürtel ſtecken, trat er in das Gemach und ward von dem Patrizier freundlich bewillkommt. Erſtaunt blickte Meiſter Syrlin auf den Schiefertiſch, wo ihm der wunderſchöne und herrliche Bau des Thurmes, welchen der Abriß mit ſeinen unbeholfenen Strichen darſtellte, in die Augen fiel und ſeiner Phantaſie ein weites Spiel ließ, das ſich vollends auszumalen, was die Zeichnung nur andeutete. Prächtig! rief Meiſter Syrlin — ein ſolcher Bau wetteifert mit den ſchönſten, die im deutſchen Reiche von den geſchickteſten Steinmetzen je aufgeführt wurden, wie harmoniſch ſind dieſe Pfeiler, welcher Schwung und welches Ebenmaß liegt in dieſen Bögen und Zierrathen, in dieſen Roſen- und Laubgewinden. Aber, lieber Meiſter! unterbrach ihn Käthe, getrauet Ihr Euch denn in Holz dieſen Abriß abzuformen, daß man eine Abbildung habe von dem, was aus Stein aufgeführt werden ſoll? Vermöget Ihr denn mit Eurer Einbildungskraft Alles das auszufüllen und hinzuzuthun, was wir mit unſerm Griffel nicht darzuſtellen vermochten, ſo klar

uns auch das Traumbild vor Augen ſteht? Mit Gott und Eurer Hülfe — antwortete der Meiſter, hoffe ich, ein getreues Abbild Eures Traumes darzuſtellen, nur müßt Ihr mich fleißig beſuchen bei meiner Arbeit und mir dieſes und jenes recht ſorgfältig angeben aus Eurem Gedächtniß! Meiſter Syrlin! lächelte Johannes Ehinger, der Winter rückt vor die Thüre und der Weg vom grünen Hof in die Büchſengaſſe iſt etwas weit — ſo meine ich nun, Ihr richtet Eure Werkſtätte bei uns ein — ſeht, da neben iſt ein freundlich helles Gemach, hat die Mittagsſonne und iſt geräumig genug zu allerlei Handthierung. Hier, denke ich, ſollet Ihr an die Arbeit gehen, damit wir ſtündlich um Euch ſeyn können, um dieſes und jenes mit Euch zu ſprechen, und Euch Fingerzeige zu geben, damit Ihr das Abbild unſeres Traumes genau treffet! Alſo zog Meiſter Syrlin mit ſeinem Arbeitszeug in das Haus des Patriziers und richtete ſich gemächlich ein in der freundlichen Stube, und am nächſten Morgen begann er ſeine Arbeit. Von Stund an aber fühlte ſich Käthe wohler, und am erſten Tage, wo Syrlin das Holz zurichtete, brachte ſie einen Schmuck von großem, faſt unſchätzbarem Werthe herbei und ſprach: lieber Meiſter, ſo mein Vater gewillt iſt, mit den hochweiſen Rathsherren der Stadt und der ehrſamen Bürgerſchaft, dieſen kühnen Bau und dieß ungeheuer groß Werk mit eigener Kraft anzufangen und auszuführen, ſo will ich dieſen Schmuck dazu opfern für den zukünftigen Hochaltar, daß Ihr ein Sakra-

menthäuslein für die allerheiligste Hostie verfertiget, so künstlich und fein geschnitzet, daß Ihr ein halbes Menschenalter daran arbeitet! — Am Neujahrstag 1360, also drei Monate nach dem Beginn der Arbeit, war das Modell fertig, und ganz Ulm strömte herbei, das Kunstwerk zu besichtigen, das bis auf die letzte Verzierung hinaus ganz mit dem Traumbild harmonirte, denn der Patrizier und sein Töchterlein saßen fast den ganzen Tag diese Zeit über bei Meister Syrlin und gaben ihm bald diesen, bald jenen Wink, bis sie gar nichts mehr auszusetzen hatten und fröhlich ausriefen: jetzt haben wir Thurm und Kirche ganz so, wie selbige uns im Traume vorgeschwebet. Fünf Schuh hoch stand das Kunstwerk auf dem Tische, und wer es erblickte, war erstaunt und bereit, Alles, was in seinen Kräften stünde, beizusteuern vom Reichsten bis zum Aermsten herab. Als nun der Patrizier inne ward, daß die Theilnahme an seinem Beginnen sich so allgemein zeigte und selbst große Versprechungen zu baarem Vorschuß gemacht wurden, da nahm er Rücksprache mit Meister Syrlin wegen eines Steinmetzen, der den Muth und die Geschicklichkeit besäße, das Modell in Stein auszuführen, denn die Meister der Stadt, die gerufen wurden, zogen die Stirne in Runzeln und sprachen: Wir mögen uns nicht erkühnen, ein solch groß Wagniß zu unternehmen, sintemal uns das Größenmaß der Gewölbe unausführbar dünket. Da setzte sich Joh. Ehinger mit seinem Meister Syrlin auf zwei Rößlein und zogen dem Rhein zu nach

Straßburg, allwo man immer noch an dem ungeheuren Münſterthurme arbeitete und nach dreihundert Jahren noch nicht fertig war. Als ſie nun über den Schwarzwald hinunter gezogen und den Rhein überſchritten hatten, und von weiter Ferne ſchon das mächtige Gebäu bewundert hatten, deſſen Geſtein zugereicht hätte zu einer halben Stadt, da kehrten ſie in der Herberge zum Weinſtock ein und ſetzten ſich ermüdet von ihrem ſechstägigen Ritte in eine Ecke der warmen Zechſtube. Woher des Weges, ehrſame Herren, ſprach der Wirth, und wo geht die Reiſe hin? Wir kommen aus Schwaben, aus der freien Reichsſtadt Ulm an der Donau, und haben gehört, daß bei Euch zur Stunde die geſchickteſten Steinmetzen wären im ganzen deutſchen Reiche. Mit dieſen möchten wir Rückſprache nehmen im Namen unſerer Stadt, dieweil wir an der Donau das Vorhaben uns vor Augen geſetzt, ein großes, mächtiges Gotteshaus zu bauen, das an Umfang ſich mit dem Eurigen meſſen ſoll. Da ſeid Ihr zur guten Stunde und im rechten Hauſe bei mir hier abgeſtiegen, denn wiſſet, daß alle Abende dort im Hinterſtüblein die Steinmetzen zuſammen kommen, welche unſern Bau leiten. Da iſt Herr Johannes Erwin, deſſen Vater den Riß zu unſerm Münſterthurm gemacht und ausgezirkelt, aber über dem Bau geſtorben, und deſſen Schweſter, die ehrbare Sabina, die das Portal und die große Roſe am Uhrwerk eigenhändig ausgehauen hat — der iſt jeden Abend bei mir, ſeinen Krug Markgräfler zu trinken, und

vorgestern ist der berühmte Steinmetz Johannes Hilsen aus Cöln am Rhein angekommen, der hat auch seine Herberge hier genommen. Meister Erwin selbst hat ihn hieher berufen, um mit ihm Rede zu pflegen über die Spitze des Thurmes, die wir in wenigen Jahren zu vollenden hoffen. Auch soll dieser Tage Meister Ulrich von Ensingen eintreffen aus Schwaben, um seinen Rath zu ertheilen — doch, wenn es Euch beliebt, so tretet in das Nebenstüblein, denn ich denke, daß jeden Augenblick Herr Erwin und Hilsen kommen können. Höchlichst vergnügt über diese erfreuliche Auskunft, setzten sich die beiden Ulmer in das angewiesene Nebenstüblein, und kaum hatten sie Platz genommen und einige Züge aus ihren zinnernen Weinkännlein gethan, da öffnete sich die Thüre, und der Wirth wies zwei Männer herein mit den Worten: da sitzen die Ulmer Gäste, denen ich schon von Euch erzählt und die Eurer harren! Gott zum Gruß — lieben Brüder! sprach der Jüngere, Meister Erwin, ein schmucker, freundlicher Mann von vierzig Jahren, mit krausem, blondem Bart um Mund und Wangen — seid willkommen in der Stadt Straßburg — mein Name ist Johannes Erwin, und dieser mein Begleiter ist der hochberühmte Steinmetze Johannes Hilsen aus Cöln! Froh erhoben sich Johannes Ehinger und Meister Syrlin, und der Erstere sprach: Viel Dank, hochehrbare Männer, und aufrichtigen Gruß von unserer Stadt, in deren Namen wir kommen — sehet da meinen lieben Mitbürger, Meister Syrlin, wohler-

fahren in der edlen Kunst der Holzschnitzerei, und was mich betrifft, so gehöre ich zu den Geschlechtern Ulms und nenne mich Joh. Ehinger-Habfast! Eine eifrige Unterhaltung begann nun, indem der Patrizier seinen und seines Töchterleins wundersam zusammenstimmenden Traum erzählte und wie Meister Syrlin bereits das Modell gefertigt, und daß der Rath und die Bürgerschaft beschlossen, selbiges in Stein auszuführen, aber wegen Mangel an geschickten Steinmetzen sie hieher gesandt hätte, sich dieses zu erholen. Aufmerksam hörten die Steinmetzen dem Erzähler zu, und wie die Ulmer Anstand nähmen an dem Größenmaß der Gewölbe, daß solches nicht auszuführen — dann lächelten sie und sprachen: lasset uns die Sache näher überlegen und unsere Rechnungen anstellen nach den Regeln der Baukunst, so werdet Ihr, wie wir hoffen, nicht ohne Trost nach Hause ziehen. — Der Schnee war schon geschmolzen und hoch gingen die Wogen des Rheins, an dessen Ufern die ersten Märzveilchen sproßten, da zogen die Ulmer heimwärts und mit ihnen Meister Ulrich v. Ensingen. Sie hatten einige Monate in Straßburg verweilt und abgewartet, bis Erwin und Hilsen ihren Riß gemacht zu den Gewölben und Alles berechnet hatten. Darauf packten sie die Zeichnungen und Aufrisse sorgfältig zusammen, und Ulrich von Ensingen erbot sich, auf den Grund der Aufrisse hin, den Bau zu beginnen mit Gottes Hülfe.

Ein großer Jubel schallte auf dem grünen Hofe im Hause des Patriziers Joh. Ehinger, genannt

Habfast, als derselbe nach seiner Zurückkunft seine Verwandten, Freunde und Rathscollegen zu einem Abendimbiß eingeladen und ihnen Alles mitgetheilt hatte, wie seine Reise abgelaufen, und daß nun der ehrbare und wohlberühmte Steinmetz, Ulrich von Einsingen, bereit sey, das Modell auszuführen, zur Ehre Gottes und zur Freude der christlichen Bürger von Ulm. Gleich des andern Tages ward eine Rathsversammlung gehalten und darin beschlossen, daß man nun alle Anstalten treffe, das große Werk zu beginnen. Darauf wurden alle Innungen und Zünfte in Kenntniß gesetzt, daß man vor dem Rathhause zwei große Becken aufgestellt, darin die ersten Beisteuern niederzulegen, wobei die Bürgermeister und der Rath mit gutem Beispiele vorangehen würden. Als nun die Stunde kam, strömte Alles dem Marktplatz zu, Reich und Arm, Alt und Jung, Mann, Weib und Kind, um Jedes sein Scherflein, groß oder klein, zu opfern für den Münsterbau, die reichste Habe aber legte Johannes Ehinger ein und nach ihm die Bürgermeister, und so herab bis zum letzten Kinde, das seine Sparbüchse herbeibrachte, wurden an 5000 Goldgulden in den Becken gesammelt und dem Seckelmeister zugestellt. Das erste, was nun geschah, war, daß mit Bewilligung des Grafen Eberhards des Greiners das Nonnenkloster zu St. Klara und das geistliche Haus der Franciskaner, welche unter dem Schutz des Würtemberger Grafen stunden, abgebrochen und darauf der Boden geebnet wurde, um nun ein Fundament zu

graben von 30 Ellen Tiefe und 464 Schritte Umfang. Manches Jährlein ging darüber hin, und des Patriziers frommes Töchterlein war indessen eine stattliche Jungfrau geworden, welche an Schönheit und Holdseligkeit alle ihre Gespielinnen in Schatten stellte. An Huldigungen von Seiten der Ritter, die draußen im Donau-, Iller- und Blauthal auf ihren Schlössern saßen, fehlte es nicht, und ebenso wenig an denen des städtischen Adels, und alle junge Patrizier scherwenzelten um die schöne Käthe, wenn ein Bankett und öffentliche Tanzbelustigung gehalten wurde, und darunter war auch der Edle Hans von Baldinger, ein schmucker Jüngling von angenehmen Sitten und feiner Lebensart. Mit neidischen Blicken sahen seine Nebenbuhler auf ihn, wenn er sich bei öffentlichen Gelegenheiten dem Platze näherte, wo die schöne Käthe saß und sich sittiglich verneigte zum Gruße, den jedesmal die Jungfrau so freundlich zurückgab — und noch höher stieg ihr Neid, wenn er unterm offnen Fenster mit ihr lag und mit ihr zu kosen schien, denn als entfernter Verwandter hatte er längst Zutritt erhalten im Hause des Johannes Ehingers. Auf einmal aber lief die Kunde durch alle Patrizierhäuser, daß Hans Baldinger verlobt sey mit der liebreizenden Tochter des reichen Habfast. Auch sollte die Hochzeit schon im Anfang des Sommers gefeiert werden, und der Vater der Braut hatte dazu die Feier der Grundsteinlegung des Münsters bestimmt. Am letzten Juni des Jahres 1377 war ganz Ulm auf

den Beinen, und auch aus der Ferne zogen schon vor des Tages Grauen Schaaren Volkes und Adeliger zur Stadt und drängten sich unter den Thoren, denn das Geläute aller Glocken verkündete, daß heute ein großes Fest gefeiert werde, während über dem Donauthal ein herrlicher Morgen leuchtete. Um die zweite Vormittagsstunde nach Aufgang der Sonne öffnete sich die hohe Thüre des Patrizierhauses, und heraus trat, unter Vortritt von verwandten Knaben und Mädchen, alle reich bekränzt mit frischen Rosen, Braut und Bräutigam. Die Braut trug ein weißes Kleid von florentiner Seide mit einem golddurchwirkten Gürtel, und ein großer Schleier aus Brabanterspitzen lag wie ein schimmernder Nebel über ihrem myrthengeschmückten blonden Lockenkopfe und floß fast bis zur Schleppe des Kleides hinab, unter welchen hervor beim Vorwärtsschreiten rothe kleine Schuhe mit hohen gelb gesteppten Absätzen sichtbar wurden. Der Bräutigam trug einen hohen schwarzen Filzhut mit goldnen Schnüren verziert. Sein Leibrock war aus gelber Seide zugeschnitten mit rothen Puffen, darüber ein schwarz sammtnes Mäntelchen herabhing. Die Beinkleider waren anliegend aus scharlachrothem feinem Tuch, und schloßen sich unter den Knieen in gelblederne Stiefel mit weiten Stülpen. Ein reich verziertes Schwerdt von silberner Kuppel und die großen, vergoldeten Sporen zeigten an, daß ihr Träger von adeligem Stand und Herkommen war. Hinter ihm folgten die Verwandten, und so begab sich der Zug, ein

Häuflein Muſikanten in feſtlichem Gewande voran, in die nahe Allerheiligenkirche auf dem grünen Hofe. Nachdem die Trauung vorüber war, bewegte ſich der Hochzeitszug durch die lange Straße über den Marktplatz und bog rechts ab nach dem Münſterplatze, deſſen Häuſer bis zum Firſt hinauf alle reich verzieret waren mit grünem Schmucke, mit Maien und Blumengewinden, und alle Fenſter und Dächer beſetzt mit feſtlich geputzten Zuſchauern. Während ſie von dieſer Seite den Bauplatz betraten, näherte ſich der große Zug, und die Proceſſion der Geiſtlichkeit, des hohen Rathes, und der Zünfte und Gewerbe nebſt vielem Volk unter Geſang und lauten Gebeten unter dem Geläute aller Glocken vom Kornmarkt her, wo der Bürgermeiſter Kraft wohnte — ihnen voraus die Trompeter und Zinkeniſten und Paukenſchläger in den Farben der Stadt ſchwarz und weiß. Nachdem ein großer Kreis geſchloſſen, in welchen der Hochzeitszug ſich eingereiht hatte, ſtieg der Steinmetz Ulrich von Enſingen, angethan mit grün und gelb geſtreiftem Wammſe, auf welchem vornen auf der Bruſt rechts ein ſilberner Hammer und links eine ſilberne Kelle hing, in die Tiefe des Fundaments hinab, wo zweihundert Geſellen ſeiner harrten und um einen Stein aufgeſtellt waren, der vier Ellen lang und drei Ellen breit war. Derſelbe war zu einer Truhe ausgemeiſelt und mit einem marmornen Deckel verſehen. Hierauf ließen ſich die Edelleute und Vornehmſten der Stadt an ſtarken Seilen mittelſt einer Drehzunge auf den Grund hinab,

und als diese unten, folgte der erste Bürgermeister Ludwig Krafft, angethan mit einem schwarz seidenen Habit und eine güldene Kelle an silberner Kette um den Hals. Derselbe wurde mit vielen Bücklingen von den Edelleuten sanft aufgefaßt und zur Erde gestellt vor einen Altar, der gleichfalls zur Feier des Festes unten aufgestellt war. Auf ihn folgten die Brautleute und die Rathsherren und die 24 Geschlechter der Patrizier nebst dem Meister Syrlin. Als nun Alles wohlbehalten auf dem Fundament stand, da hielt der Pfarrer von der Allerheiligen-Kirche, Markus Weng, eine Festrede. Er flocht den Traum ein des edlen Johannes Ehinger und seiner Tochter Katharina, nun geehlichte Baldinger, und pries den heutigen Tag glücklich, an welchem dieses herrliche Werk fest begründet, und wies auf den künftigen Tag hin, an welchem der 660 Fuß hohe Münster mit seinem 12 Fuß hohen vergoldeten Marienbilde weit in alle Gaue hinaus grüßen werde, ein Denkmal des frommen, christlichen Sinnes der freien Reichsstadt Ulm. Darauf, als er geendigt, fiel das Volk mit sammt der Musik in einen frohlockenden Jubel ein, und nun begannen die Rathsmitglieder und Geschlechter Jeder etwas in die Truhe des Grundsteines zu legen: Früchte, Münzen, Weinflaschen, zierliche Kunstwerke und ähnliche Sachen. Als aber das Brautpaar an den Stein trat, so legte Baldinger seinen Degen und Katharina ihren Myrthenkranz in denselben. Auf sie folgte Meister Syrlin mit einer äußerst künstlich geschnitzten Armbrust, die

er auf das Hochzeitsgeſchenk legte. Hierauf ward der Deckel geſchloſſen mit der Ueberſchrift: „Anno 1377 am letzten Juni drei Stunden nach Sonnen Aufgang legt im Namen des Rathes allhier zu Ulm Ludwig Krafft, wohnhaft am Kornmarkt, den erſten Fundamentſtein an dieſer Pfarrkirch an.“ Nachdem dieſes geſchehen, trat Ulrich von Enſingen herfür, warf mit ſeiner Kelle etwas Mörtel auf den Rand des Deckels, zog dann ſeinen ſilbernen Hammer und bot ihn dem Bürgermeiſter, der drei Schläge that, und dem Johannes Ehinger, ſeinem Schwiegerſohn, und Tochter, die gleich alſo thaten, worauf die Andern alle folgten, die unten auf dem Fundament ſtunden. Alsdann trug der Stadtſchenke eine große neue Bütte mit rothem Wein herbei, füllete den großen Kaiſerbecher, welcher auf der Rathsſtube zu Ulm als Geſchenk vom Kaiſer Rudolph von Habsburg aufbewahrt wurde, und trank auf Geſundheit des Kaiſers, auf den Bürgermeiſter und ſeine drei Collegen, auf Johannes Ehinger, genannt Habfaſt, auf den Edlen v. Baldinger und deſſen Ehefrau Katharina — dann auf den großen Rath, beſtehend aus 40 Mitgliedern, auf den kleinen Rath, auf die 12 Schöffen, Gerichtsleute, Einiger oder Polizeileute, die allfertigen Zünfte und das Wohl der ganzen Stadt Ulm. Nun griff der Bürgermeiſter Krafft in ſeinen Seckel und legte 100 Goldgülden auf den Altar. Ihm folgte Joh. Ehinger und die Brautleute je mit 200 Gülden — und die Uebrigen jeder nach ſeinem Vermögen, alſo daß man

3000 Goldgülden zum Weiterbau zurücklegte. Den ganzen Tag aber dauerten nun die Lustbarkeiten, und das Hochzeitsfest des Hans Baldinger war ein Fest der ganzen Stadt und wurde Mittags durch ein Fischerstechen unterhalb dem festen Thurme „Lug ins Land", der sich zunächst der Donau auf einem Hügel erhob, verschönert. Bei diesem fröhlichen Stechen der rüstigen Fischer, die, auf der Spitze ihrer schmalen Kähne oder Zillen stehend, mit einer Schifferstange bewaffnet gegen einander fuhren und jeder den andern herabzustechen suchte, war Alles versammelt und brach in hellen Jubel aus, wenn der Besiegte ins Wasser plumpte durch den herzhaften Stoß seines Gegners. Am zweiten Tage aber hielt man drüben über der Donau im Schießhaus ein Armbrustschießen, und als Hans Baldinger eine fein geschnitzte und mit Elfenbein ausgelegte von Meister Syrlin gefertigte Wiege mit seiner Armbrust gewann und selbige seiner Katharina, die auf einer mit bunten Teppichen ausgeschlagenen Schaubühne im Kreis der jungen Frauen saß, überreichte, schlug diese erröthend die Augen nieder, während alle Schützen in ein schallendes Freudengeschrei ausbrachen. — Während so der Bau des Münsters begonnen und die Fundamente allmählig aus der Tiefe sich erhoben, saß Meister Syrlin von Morgens bis in die Nacht in seiner Werkstätte, und schnitzte aus der rohen Holzmasse an dem Sacramenthäuslein, das Käthe ihm in Auftrag gegeben. Neben ihm am gleichen Werke beschäftigte sich ein junger Geselle

Namens Martin Holzwart aus Reutlingen, der seit kurzem bei dem Meister Syrlin eingesprochen. Gleich am ersten Tage, als derselbe den Abriß zu dem Kunstwerk erblickte, hatte er seinen Meister in bescheidener Weise auf Dieses und Jenes aufmerksam gemacht und mit geschickter Hand einen neuen Riß entworfen, welcher den ersten um Vieles übertraf. Als nun aber bei der Arbeit selbst auch der Geselle sich so geschickt anließ und alle Schnörkel, die aus seiner Hand hervorgingen, viel zierlicher ausfielen, da regte sich in der Brust des Meister Syrlin allmählig der Neid und krallte sich immer giftiger in sein Innerstes ein. Manche Woche saßen so Meister und Geselle an der gemeinschaftlichen Arbeit, da klagte Holzwart von Tag zu Tag mehr über Schmerzen und Schwäche seines Augenlichtes, und als es immer schlimmer mit ihm wurde, schnürte er seinen Bündel und verließ das Haus seines Meisters, um in seine Heimath nach Reutlingen zurückzukehren. — —

Gegen hundert Jahre später warf in der Büchsengasse zu Ulm ein Bildschnitzer, Meißel, Säge und Hammer aus der Hand und rief, vor einer außerordentlich zierlichen pyramidenartig zulaufenden Holzschnitzerei stehend: Gottlob, das Werk ist fertig! O Georg! setzte er hinzu, indem er sich zu seinem achtjährigen Söhnlein wandte, welches in der Ecke ganz vertieft saß und eben auf ein vier Schuh hohes Modell von Thon, das den Ulmer Münster vorstellte, eine winzige Figur, die Jungfrau Maria, aufsetzte — o

Georg! wenn dein Großvater jetzt vom Himmel herunterſehen könnte, wie würde er ſich freuen über dieſe Stunde! zwanzig Jahre hat er gearbeitet im Auftrag eines Töchterleins des Patriziers Johannes Ehinger auf dem grünen Hof, die all ihren Schmuck daran ſetzte, um ein wunderſam feines Sacramenthäuslein zu vollenden — aber der Tod hat ihn darüber abgefordert und ſein Augenlicht iſt immer ſchwächer geworden über der Arbeit, alſo daß er zuletzt faſt gar nicht mehr den Meißel führen konnte und die feine Lochſäge — doch — ein tiefer Seufzer hob ſich aus des Meiſters Bruſt — Gott habe ſeinen Geiſt ſelig! Ja zwanzig Jahre hat dein Großvater an dieſem Kunſtwerk geſeſſen und ich habe jetzt das Werk vollendet. Komm, reiche mir den Meiſel! Behend ſprang der Knabe hinter ſeinem thönernen Abbild der Münſterkirche hervor, um den Meiſel aufzuheben, da blieb ſein Vater, die Arme in die Hüfte ſtemmend, plötzlich wie eine Bildſäule ſtehen und blickte das Werk ſeines Söhnleins an. Ei, Georg! rief er endlich — du biſt ja auch fertig in dieſem Augenblick mit einem Kunſtwerk, und jetzt erſt gewahre ich, was du für ein herrliches Augenmaß und welche geſchickte Hand du haſt — habe das Ding noch gar nie in Augenſchein genommen während meiner Arbeit, in die ich vertieft bin, und für kindiſch Zeug genommen — das keines Blickes werth wäre! In der That, je mehr ich deine Arbeit anſehe und in ihren einzelnen Theilen prüfe und vergleiche, je mehr muß ich finden, daß du hier

ein Stück Arbeit geliefert, die ich schon dem hohen Rath darf zeigen und die Bitte an ihn richten, daß man dieses Modell zur Augenlust und zum Wohlgefallen des Volkes öffentlich aufstelle, sintemal ohnedieß die Mittel immer schwieriger werden zum Ausbau des Münsters, und der Thurm noch nicht einmal die Hälfte der bestimmten Höhe erreicht hat, allwo der Kranz soll aufgesetzt werden. Gewißlich aber greift jedes wieder gerne in den Seckel, wenn es das Kunterfei vor sich sieht und wie fein und zierlich der Thurm ausläuft nach dem Risse, welcher Stolz und welche Zierde dieses für die Stadt Ulm, und wie weit das Werk noch zurück!

Ein schön Trinkgeld zu einem neuen Habit wird auch für dich abfallen — doch komm, gib den Meisel — auch ich bin fertig mit meinem Werke, dem Sacramenthäuslein, und hoffe Ehre einzulegen, nachdem ich es zu Ende gebibelt, unsere Nachkommen sollen nun auch wissen, wann dieses Meisterstück vollendet. Mit diesen Worten setzte er den feinen Meisel oder Grabstichel an und meiselte die Worte in sein Werk:

Georgius Syrlin hat dieses Werk anno 1469 angefangen,

Georgius Syrlin hat dieses Werk anno 1474 absolviret.

Dann aber warf er sich in einen Lehnstuhl, ließ sich von seinem Söhnlein eine Kanne Weißbier holen, und indem er nochmalen dessen so wohl gelungenes Modell lobte, begann er ihm zu erzählen, wie ein Traum im

Hause des Patriziers Joh. Ehinger der Grund geworden zur Erbauung der Münsterkirche, und wie der Großvater dabei großen Dienst geleistet und beim Fundamentlegen gewesen, auch ein Modell gefertigt, das aber durch einen Unfall vor geraumer Zeit zerbrochen worden. Dann fuhr er fort: Obwohl Alles Gut und Vermögen daran setzte und die, so kein Geld entbehrlich hatten, ihre Dienstboten und Rosse zu dem überaus großen Werke liehen, und also der Bau seit hundert Jahren immer höher und höher emporsteigt, so will es doch jetzt nicht mehr fürbaß gehen, denn bereits sind gegen 1 Millionen Goldgulden aufgewendet worden und mancher Steinmetze ist drüber gestorben. Herr Ulrich von Ensingen, der erste, ist in die Grube gefahren, nachdem er manches Jährlein mit deinem Großvater geschaltet und gewaltet am Münsterbau, darnach traten an seine Stelle seine beiden Söhne Caspar und Matthäus, tüchtige Gewerbmeister und wohl erfahren in den Berechnungen — allsetzo aber führt der ehrsame Enkel, Herr Moriz von Ensingen, das Werk, nur denke ich mit Betrübniß, daß er nicht allzulange mehr das Richtscheid führt, denn er fällt von Tag zu Tag mehr zusammen. Ja, wenn einer den Stab Mosis hätte und dürfte den Thurm nur so in die Höhe schießen lassen über Nacht, oder man vermöchte das Gebäu so rasch zusammenzufügen, wie der Orgelmacher Kellermann zu Buchau, welchem der hohe Rath den Bau der Orgel übertragen. Das soll ein Fest gewesen seyn — fuhr Meister Syrlin fort, nachdem er einen langen Zug aus dem Kännlein gethan und den

zinnernen Deckel wieder zugeklappt hatte — als die Orgel aufgestellt wurde, die 1690 Pfeifen hatte und wovon die größte Pfeife 315 Maaß hält! O — rief der kleine Georg, drüben der alte Leineweber am Erbsenkasten hat es uns schon oft erzählt und gesagt, da sein Vater ein kleiner Bube gewesen, da sey der Meister aus Buchau gekommen und habe seine Orgel aufgestellt. Als Trinkgeld über den geforderten Lohn habe ihm der Rath 900 fl. geschenkt und die große Pfeife mit Wein füllen lassen. Darauf habe der Orgelmacher in die große Pfeife einen Hahn eingefügt, die Schuljugend zusammen gerufen und ihnen beim Austrinken unter frohen Gesängen die Orgel dazu gespielt. So war es, fuhr Meister Syrlin fort, und beinahe wäre es dem wackern Orgelmacher übel bekommen, denn die Pfaffen wollten ihn strafen wegen Entheiligung eines Kirchengeräthes, da er die Pfeife mit Wein gefüllt, aber der hohe Rath sprach kurzweg: der Wein ist eine Gottesgabe, die nicht allein die Pfaffen verschlingen dürfen — man fuhrwerke alljährlich viel Faß Wein in die Klosterkeller, aber keine mehr gefüllt heraus, daher zu bemerken, daß die Pfaffen, obwohl nicht aus Orgelpfeifen, so doch aus zinnernen Kännlein genugsam ihren Durst löschten. Aber nun laufe hinüber zum Nachbar, dem Zirkelschmied, und hole ihn mir herüber nebst seinem Gesellen, denn ich will meine Arbeit heute noch aus dem Hause schaffen. Der kleine Georg sprang die Treppe hinunter, und nach wenigen Augenblicken stunden die gerufenen Nachbarn in der Werkstube, staunten die künstlichen Schnitzereien

ca und halfen Meister Syrlin sein Kunstwerk auf das Rathhaus bringen. — —

Fünfzehn Jahre später saß in einer Weinschenke der Stadt Rom an der Tiberbrücke unter dem Pfeiler des Vorlaches ein junger Mann, blaß im Gesicht und abgemagert, mit einem schmutzigen Ueberhemd bekleidet. Er hatte einen Lindenstock in der Hand mit einem starken Knoten oben, an welchem er schnitzte, um daraus ein Menschengesicht zu formen, welcher den Kopf St. Peters vorstellte. Drinnen in der Schenke lärmte es und klangen lustige Lieder von fröhlichen Gesellen, während der Holzschnitzer von Zeit zu Zeit hastig und mit hungergierigen Mienen nach einem Stück trocknen Brodes und einigen Melonen griff, die neben ihm lagen, und dann wieder den Stock hin und her drehte. Endlich wankte einer der Gäste heraus, und als sein Blick zufällig auf die bettlerartige Gestalt in dem elenden Aufzug fiel, der ihm halb im Wege saß, fluchte er laut auf und gab ihm einen Tritt mit dem Fuße, so daß dem Unglücklichen der Stock aus den Händen fiel und über die steinernen Treppen hinabrollte. Schäbiger Strolch! rief der Halberauschte, der das Gewand und die Tracht eines Malers trug — als er den geschnitzten Kopf St. Petri gewahr wurde, was machst du hier? wie kommst du zu diesem Schnitzwerk — willst du es mit deiner rohen unverständigen Faust verderben? Vergebung! antwortete der bettlerartige, siehe Jüngling — Ihr sehet doch, daß ich daran bin, den Kopf zu vollenden, noch ein Viertelstündlein, und der Stock ist fertig, und wenn Ihr Er-

barmen habet mit einem Unglücklichen, ſo kaufet mir ihn ab für etliche Pfenninge, daß ich meinen Hunger kann ſtillen! Verwundert blieb der luſtige Zecher ſtehen und betrachtete aufmerkſam den Stock; wie? ſprach er — die Arbeit iſt von dir, bei allen Heiligen, das iſt ja eine wunderſame Schnitzerei! da — er griff in die Taſche und zog ein Goldſtück heraus — gehe hin zu einem Bader und laſſe dich reinigen, und kaufe dir beim nächſten Juden ein ſauber Gewand, dann komme wieder hieher, damit ich und meine Geſellen das Nähere über dich vernehmen. Freudig ſprang die abgemagerte Geſtalt auf und eilte, den Worten nachzukommen, und nach einem Stündlein trat er wieder in die Schenke ein, wo ihn die luſtigen Brüder erwarteten, die alle neugierig darauf waren, den jungen Meiſter kennen zu lernen, welcher ein ſo zierliches Bild geſchnitzt. Nachdem er bei ihnen Platz genommen und ſie höflichſt gegrüßt, ſprach ein Gaſt, der an einem Nebentiſchlein ſaß, gar vornehm gekleidet und von freundlicher Miene — wenn ich nicht irre, ſo ſeyd Ihr nach Eurer Ausſprache ein Schwabe und an der Donau zu Hauſe. So iſt es, edler Herr! entgegnete der Gefragte: Ich bin ein Ulmerkind und mein Name: Georg Syrlin! Dann grüß Euch Gott, fuhr der Andere fort, und ſetzte ſich herüber zu den luſtigen Geſellen — da ſind wir ja Landsleute, bin auch ein Ulmer, der Sohn des Kaufherrn Molſenter — aber wie kommt Ihr ſo abgeriſſen hieher — ja, jetzt Ihr jungen lieben Geſellen ſollt Euch nicht mehr wundern über dieſe künſtliche Schnitzerei — denn mein Landsmann gehört ja

zu der Familie des Syrlin und sein Großvater hat das berühmte Sacramenthäuslein für unser Münster gefertigt und dessen Sohn es vollendet. Bei diesen Worten blickte einer der Gesellen im Künstlerhabit den Georg Syrlin mit einem stechenden Blick an. Eine finstere Wolke schien über seine Stirne zu ziehen, und nach einigem stieren Anschauen sprach er: Wie schön sich das zusammen findet hier in dieser Schenke, Landsleute, und Kunstgenossen, und was das merkwürdigste ist, Enkel von Großvätern, denn wisset, daß mein Großvater Christoph Holzwart bei dem Johannes Syrlin in Ulm seine Kunst getrieben, als derselbe am Sacramenthäuslein geschnitzt, hat drauf in Ulm kranke Augen bekommen und ist nach Reutlingen, seiner Vaterstadt, gezogen, hat dort einen Hausstand eingerichtet und bald darauf sein Augenlicht ganz verloren. Nun! rief der Ulmer Kaufherr, wie wunderbar ist dieses Zusammentreffen, aber Ihr lieber Georg! sollt uns jetzt erzählen, wie Ihr in solch dürftige Lage gekommen und was Euch hieher führt. Habt ja daheim im Schwabenland gewiß ein schön Stück Geld verdient, wie ich von meinem Vetter weiß, der mir oft von Euch erzählte. Habt Ihr nicht zu Stuttgarten in die Hospital- und Stiftskirche die schönen Kirchstühle gefertigt, und beim Turnier, welches der Graf von Wirtemberg gab, eine künstliche Armbrust aufgelegt, und den Mönchen in Blaubeuren einen Hochaltar verfertigt, wie weit und breit keiner soll gefunden werden? Ja, schon als Kind habt Ihr ja ein Modell gemacht vom Münster, daß Kaiser Maximilian, als er es später erblickte, ausgerufen:

„dieſes Mühwerk iſt werth, daß es für alle Jahrhunderte aufbewahrt werde, zumal man daran ſchon den vollendeten Bau des Thurmes abmerken kann!“ So iſt es, antwortete Syrlin, und er nahm es mit nach Regensburg, zuvor aber mußte ich ſein eigen Bild auf den Thurmrand des Modells ſtellen. Warum das? fragte einer der Geſellen, die aufmerkſam zuhörten, als ſie vernahmen, was für ein berühmter Kunſtſchnitzer der Fremdling ſey, den ſie ſo eben noch als Bettler gewahrt hatten. Das will ich Euch erklären, nahm der Kaufherr für Syrlin das Wort, der hungrig über die Speiſen herfiel, welche der Wirth aufgetragen hatte. Als der Kaiſer nach Ulm kam, war der Thurm eben bis zum Kranze fertig, und da er nun hinaufſtieg mit ſeinen Begleitern und dieſe gar erſchrocken an den Kranz traten, um ſich umzuſchauen und vor Schwindel ihnen der Kopf brauste, da lachte der Kaiſer hell auf, trat einige Schritte zurück und ſprang mit einemmale mit freien Füßen auf den Umlauf. Dann umlief er ſtracks den Thurm auf dem Rande des Kranzes, hielt ob dem Eingang unten plötzlich in ſchnellem Laufe ſtill und ſtreckte, auf einem Fuße ſtehend, den andern weit über die ſchauerliche Tiefe hinaus. Doch — fuhr der Kaufherr fort — mein werther Landsmann, noch ſeyd Ihr uns Eure Läuften ſchuldig zu erzählen. Ach! antwortete dieſer, mein Leben gleicht einem Rade, das ſtets umläuft. Glück und Unglück wechſelten raſch darin. Mein erſter Fehltritt warf mich in die Welt hinaus — war bei einem Oelmaler in der Lehre und ſollte im Kloſter Wiblingen die Kirche auspin-

seln, da fiel ich in ein Oelgemälde, das man von der Wand genommen, und riß ein Loch hinein. Darüber schrieen die Mönche Mordio und verlangten von meinem strengen Meister Schadenersatz; darauf entlief ich voller Angst vor den Schlägen, die meiner warteten, nach Memmingen, wo ich das Stadtwappen schnitzte über dem Rathhause nächst der Uhrtafel, wofür der Rathsvogt mir seine eigene Halsschnalle vom Hemde schenkte. Drauf ging ich unter die Reisigen des Grafen von Fürstenberg, zog nach Wien und verfertigte dem Kaiser Friedrich, der ein Bein verloren, ein hölzernes mit künstlichen Gelenken. Als nun der Kaiser gestorben, zog ich mit dem Heere seines Nachfolgers, Kaiser Maximilian, nach Salzburg gegen den Bischof als Edelknecht. Aber es sollte mir fast schlecht bekommen, denn unserer Viele wurden gefangen und sollten auf Befehl des Bischofs alle das Leben verlieren durch Henkershand. Vor den Mauern von Salzburg wurden wir an einen Ort geführt, welcher der Mordplatz heißet, und schon lagen zehn Köpfe blutig im Sande und ich hatte nur noch fünf Unglücksgesellen vor mir in der Reihe, da erhob sich ein solch furchtbares Gewitter mit Blitz, Donner und Hagel, daß Alles auseinander lief, sein Leben zu schützen. Nach fünftägigem Irren und halbnackt kam ich wieder in Memmingen an und zog von da mit den oberschwäbischen Rittern als Kolben- und Schaftschneider zum großen Turnier nach Stuttgarten. Wäre gern dort geblieben und hatte Arbeit vollauf in den Kirchen, und ward gut aufgenommen bei den Grafen, aber da erblickte ich in der Hirschgasse

das Töchterlein des Silberschmieds Clayber und begann mit ihr einen Liebeshandel. Darob fiel mich ihr Bruder an, und als ich mich wehrte und denselben fast tödtlich verwundete, entfloh ich selbige Nacht und nahm Dienste in der Republik Venedig. Aber das Kriegsleben machte mich krank und siech, und so beschloß ich, die Armbrust zu verwechseln wieder mit dem Schnitzmesser, und wanderte Rom zu. Entblößt von Allem kam ich hieher und vermochte kaum mich weiter zu schleppen vor Mattigkeit und Schwielen an den Fußsohlen, und nachdem ich einen Lindenstock zu mir genommen, den ein Eselstreiber weggeworfen, beschloß ich, einen Kopf von St. Peter daran zu schnitzen, um mir einige Pfennige zu verdienen. Dem Himmel sey Dank! rief der Kaufherr, daß Ihr gerade hieher gerathen vor die Thüre dieser Schenke, um einen Landsmann in mir zu finden und junge Gönner bei diesen werthen Gesellen, die Euern Stock nicht genug bewundern können. Ich denke, es soll besser mit Euch werden und Euch eine schöne Zukunft blühen, zumal nächster Tage der Grundstein gelegt wird zur neuen Peterskirche, welche die schönste in der Welt werden soll. —

Das Fundament zur prächtigen St. Peterskirche war gelegt und von Pabst Alexander eingesegnet, und rasch schritt der Bau in die Höhe, denn die ganze Christenheit steuerte dazu bei. Auch Meister Syrlin hatte beschlossen, dem Gotteshause eine Stiftung zu weihen zum Dank für das Glück, das ihm in Rom aufgeblüht und für die Rettung seines Lebens aus Meuchlerhänden. Er saß in einem freundlichen großen Gemache,

deſſen Fenſter mit luftiger Leinwand geſchützt, auf einen kleinen freundlichen Garten hinausgingen, und arbeitete an einem vieläſtigen Palliſanderſtamme, um daraus einen Chriſtus am Kreuz zu formen, umgeben von Joſeph, Maria und Magdalena, insgeſammt ſieben Schuh hoch, und in einem Nebenzimmer, das durch eine offene Thüre verbunden, bückte ſich über einen Stickrahmen ein holdes, italieniſches Weib in der vollen Blüthe ihrer Jahre. Geſicht und Nacken, wie der halb entblößte Arm waren blendend weiß, das Auge feurig und dennoch ſo mild, die Naſe, Lippen und Kinn fein und edel geſchnitten; es war das Bild einer reizenden Römerin. Von Zeit zu Zeit wechſelte Syrlin ein freundliches Wort mit ihr, wenn er auf Augenblicke von ſeiner Arbeit aufſtund, um etwas an ſeinen Werkzeugen zu richten, und eine zärtliche kurze Umarmung, ein flüchtiger Kuß auf die Stirne der ſchönen Frau, bezeugten, wie glücklich Beide ſich fühlten im gegenſeitigen Beſitz. Strenge dich nicht ſo ſehr an, lieber Georg! unterbrach ſie dann immer den Meiſter — es könnte deiner Bruſt ſchaden, denn immer noch iſt ſie nicht ganz geheilt, die ſchreckliche Wunde, welche die Meuchelmörder dir verſetzt. Beifällig nickte in einer Ecke ein alter Mann mit grauem Lockenhaar, der ſtumm der Arbeit Georgs zuſah und die Arme in weite Aermel verhüllt hatte. Meiſter Syrlin war nemlich vermählt und ſein Ehgemahl Sylvia, Wittwe eines römiſchen Edlen und Tochter des alten Mannes, welcher der Bildſchnitzerei

ein so aufmerksames Auge schenkte, aber stets nur mit dem Kopfe nickte, ohne einen Laut über die Lippen zu bringen. Der Unglückliche war verstümmelt, keine Zunge bewegte sich in seinem Munde; sie war ihm ausgeschnitten, seinen Vorderarmen fehlten die Hände, sie waren ihm abgehauen durch die Henker des Pabstes Alexander, weil Antonio Macinello, der edle Römer und Rechtsgelehrte, in öffentlichen Versammlungen mit unerschrockenem Freimuth die gottlosen Sitten und unerhörten Laster des päbstlichen Hoflebens und des Lebens der Pfaffen geschildert hatte. Zwei Jahre hatte Sylvia im Wittwenstande gelebt, ihr gegenüber aber wohnte der Maler Holzwart und der andere Geselle, welcher Syrlin vor der Schenke angetroffen, ein Bildhauer aus Mailand. Zu ihnen war Syrlin gezogen, reichlich beschenkt von dem Ulmer Kaufherrn, und hatte sich auf die Schnitzerei von Stöcken gelegt, die reißenden Absatz fanden und die er durch einen Diener verkaufen ließ. Dazwischen verfertigte er auch andere niedliche Kunstwerke, kleine Cruzifixe, und ward darum zu der Wittwe gerufen, um ihr aus einem Stückchen Olivenholz, das sie vom heiligen Lande erhalten, ein solches zu fertigen. Anton Holzwart, der Maler, aber war längst von unendlicher Leidenschaft zu der reizenden Wittwe erfüllt, er lauschte halbe Tage am Fenster, bis er sie erblicken konnte; er folgte ihr auf Schritt und Tritt, wenn sie ausging und konnte dennoch nichts von ihr erhalten, als höchstens ein stummes, leichtes Kopfneigen auf seinen Gruß. Wo-

ebenlang saß er an seiner Staffelei und malte ihr Bild, um darin zu schwelgen und sich in ihren Besitz zu träumen — ganze Nächte wandelte er im kleinen Gärtchen, das an den ihren stieß, und starrte hinauf an ihr Schlafgemach. Wie beneidete er darum den Ulmer Holzschnitzer, als dieser zu Sylvia gerufen wurde, als sie ihm fort und fort neue Aufträge gab — wie wahnsinnig tobte es darum in seiner Brust, als eines Tages Georg nicht ihm, denn ein geheimer Widerwillen hielt den Ulmer stets von näherem Umgang mit dem Maler zurück — aber dem Mailänder Bildhauer die vertrauliche Kunde mittheilte, daß Sylvia ihm gewogen, ja, daß ihm das hohe Glück blühe, ihre Hand zu erhalten. Das war zu viel! In der nächsten Nacht, als Syrlin von einem Freunde jenseits der Tiber am Ufer des Flusses heimwandelte, wurde er plötzlich von zwei Vermummten überfallen — er fühlte nach kurzem Ringen einen Dolchstoß, der nach seiner Brust gerichtet war, und im nächsten Augenblick ward er über die niedere Wegmauer in die Tiber geworfen. Tags darauf lag er in einem Spital, Fischer hatten ihn herausgezogen, und da sie noch Leben an ihm verspürten, ihm die Wunde verbunden und ihn zu den grauen Mönchen gebracht. Auf die Kunde von diesem Mordanschlag eilte Sylvia herbei und ließ den Verwundeten in ihr Haus bringen — nach zwei Monaten war der Kranke geheilt, um mit dem edlen Weibe am Traualtar zu erscheinen, Bildhauer und Maler aber waren seit jener Nacht verschwunden.

Es war ein neblichter Frühlingsabend des Jahrs 1531, da schleppte sich ein siecher Mann, der schon an sechszig zählen mochte, an einem Pilgerstab mühsam und gebrechaft auf der Straße dahin, die von dem Städtlein Schelklingen nach Blaubeuren führt. Obgleich es immer kälter und feuchter wurde und das zerrissene Gewand kaum die Blößen der fröstelnden Glieder deckte, setzte er sich doch alle Viertelstunden auf einen Stein, um etwas auszuruhen, wobei er stets ein Päcklein aus dem Busen zog, um damit seine Knie vor der Abendluft zu schützen und es unter heißen Küssen dann wieder in seinen Busen schob. Er mochte die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, da holte ihn ein Reiter auf einem Maulthier ein. Als der den zitternden Pilger gewahrte, stieg er ab und bot ihm aus einer ledernen Reiseflasche einen Trunk Weines an, begann mit ihm ein Gespräch und fragte ihn, woher und wohin, und weffen Berufes? Junger Mann, entgegnete der Greis — ich bin ein Bildschnitzer, komme aus dem h. Lande und aus Italien und sehne mich nach meiner Vaterstadt Ulm, daselbst mein Haupt zur Ruhe zu legen; und wer seid Ihr mit Verlaub? Ein Landsmann von Euch — meines Standes ein Handelsmann, habe mich umgesehen bei unsern Geschäftsfreunden in Mailand, Rom und Palermo auf der Insel Sicilien, denn unser Leinwandhandel macht fast alljährlich eine Reise nöthig. Euer Name? fuhr der Alte fort — Matthias Molfenter! entgegnete der Reisende. Alle Heiligen! seufzte jetzt

der Greis — doch nicht der Sohn des Jakob Molfenter, der einſt in Rom mein Wohlthäter geworden, als ich ſo arm und ſiech wie jetzt vor den Hallen einer Schenke lag. Meiſter Syrlin, rief ſein Begleiter — ſolltet Ihr es ſeyn, denn wohl kenne ich die Geſchichte, wie oft hat ſie uns Kindern der Vater erzählt, wie er einen Ulmer getroffen in höchſter Noth mit Namen Syrlin, der den Blaubeurer Hochaltar und manch ander Kunſtwerk geſchnitzt, und drauf in Rom im größten Elend vor einer Weinſchenke gelegen. Und ſpäter erzählte er uns, als er von ſeinen Reiſen aus Italien zurückkam, daß dieſer Syrlin ſich daſelbſt großen Ruhm erworben mit einem Chriſtusbild, für das der Pabſt einen beſondern Altar in der Peterskirche bauen ließ. O! fuhr er fort, als ich das erſtemal nach Rom kam, eilte ich ſogleich in den prächtigen Tempel, um dieſes Kunſtwerk zu ſehen, von dem ich ſo viel gehört — darnach in Palermo auf der Inſel Sicilien erblickte ich wieder die berühmten Werke von Euch — das war das Stadtwappen von Palermo an der Villena Piazza, und die große aus Ahornholz geſchnitzte Altarplatte im Dom, deren Modelei die heilige Jungfrau und Simon im Tempel vorſtellt — aber, bei allen Heiligen, wie kommt Ihr nach ſolchen berühmten Werken zu ſolch ärmlichem Aufzug — Ihr könntet ja einen Pallaſt bewohnen in Italien? Lieber Landsmann, antwortete Meiſter Syrlin, Alles iſt vergänglich in der Welt, und wer heute reich und glücklich, iſt morgen arm und mit

Kummer beladen. Ja, ich war glücklich, ein edles Weib hat mir der Himmel geschenkt, und durch sie ein liebes Söhnlein. Aber mein Gemahl starb und ich pilgerte aus Schmerz nach dem h. Lande, während ich mein Söhnlein in einem Kloster zurückließ. Drei volle Jahre blieb ich im h. Lande und modelte den Oelberg, Gethsemane, das heilige Grab nebst allen Mauern, Thoren und Kirchen der Stadt Jerusalem. Alles dieses schickte ich dem Pabst nach Rom vor meiner Abreise, ich selbst aber kam arm und ausgeplündert von den Türken nach Italien zurück. Dort sah ich meine ganze Arbeit, in 1700 einzelnen Stücken bestehend und die ganze heilige Landschaft darstellend, öffentlich zur Schau ausgestellt zur Verehrung, und reiche Opfer fielen dabei in den Kirchenschatz. Wieder arbeitete ich manch Jährlein an der St. Peterskirche, da fiel mein geliebter Sohn, der ein geschickter Steinmetz geworden, von einem Gerüste und zerschmetterte sein Haupt. Ein wahnsinniger Schmerz erfaßte mich, zwei Jahre lang lag ich in einem Irrenspital, nahm nichts zu mir, als Wasser und Brod und klagte und jammerte um meinen Sohn. Als ich entlassen wurde, war alle Lust zur Kunst bei mir erstorben — ich hatte nur noch einen Gedanken, meine Vaterstadt wieder zu sehen und zu sterben. Arm, wie ich nach Rom gekommen, verließ ich seine Thore und trug nichts daraus mit fort, als das Todtenhemd meines geliebten Sohnes Carlo — hier — hier schloß der Greis seine Erzählung, dieses Päcklein enthält dasselbe.

Mitleidig betrachtete der junge Kaufherr den zitternden Greis, der krampfhaft das Todtenhemd seines Sohnes an das Herz preßte und vor Aufregung fast in den Boden sank. Steigt auf mein Maulthier, sprach der Kaufherr, denn wir haben noch eine lange Stunde bis nach Blaubeuren und ich sehe, daß Eure Kräfte erschöpft sind, ehrwürdiger Vater! Er half ihm theilnehmend in den Sattel und schritt nebenher die Straße, indessen die Nacht hereinbrach und die hohen Felsengipfel des Blauthales immer näher wie dunkele Schatten ob ihren Häupten zum Himmel sich streckten. Als sie am Kloster zu Blaubeuren anlangten, hielt der Kaufherr an und sprach: Meister Syrlin, ich denke, das Beste für Euch ist, ich führe Euch in die Klosterpflege. Daselbst möget Ihr einige Tage rasten bei Eurer Gebrechlichkeit und dann, wenn Ihr es mir wissen lasset, daß Ihr bereit seid, hole ich Euch ab nach Ulm. Die Kosten aber für die Pflege allhier werde ich besorgen, denn man soll nicht sagen, daß ein Ulmer Kind seinen Landsmann ohne Hülfe lässet. Schweigend fügte sich der bresthafte Greis in den Vorschlag seines Begleiters, und so führte ihn dieser in die Klosterpflege, sprach mit dem Pförtner, drückte dem Meister die Hand und zog mit seinem Maulthier in das Städtlein, daselbst in einer guten Herberge zu übernachten.

Der kranke Meister mochte über 14 Tage in dem Kloster gelegen haben, wo er gute Pflege hatte. Namentlich saß Stunden lange ein bejahrter Mönch neben

ihm, der ihn Alles ausfragte über sein vergangenes Leben und dessen Züge und Stimme ihm manchmal so bekannt dünkten, daß er sie schon einmal vor vielen Jahren gesehen und gehört zu haben meinte. Es war mit Einbruch der Nacht am fünfzehnten Tage, da traten zwei Mönche in das Krankengemach, darunter der Alte, der so oft bei ihm gesessen. Meister Syrlin, sprach der Zweite, ich schätze, daß Ihr jetzt die Klostersuppe satt seid, und einige Kännlein alten Weines und eine schmackhafte Forelle werden Eurem Gaumen besser zusagen — darum kommt mit uns auf unsere Zelle, wir wollen einmal auch einen fröhlichen Abend mit einander zubringen, damit Ihr Euer Unglück und Eure Leiden wenigstens auf einige Stunden vergesset. Mit diesen Worten führten sie den Klostergast über den Hof und durch einige dunkle Gänge in eine Zelle. Nehmt Platz hier im Lehnstuhl, sprach der Jüngere, bis der Imbiß und das Weinkännlein kommen, und ich denke, wenn Ihr unsern Tisch erschmeckt, so bleibet Ihr vielleicht ganz bei uns in unserm stillen Kloster und leget Euch nieder auf Eure Kunst! Und die werdet Ihr, setzte der Aeltere hinzu, nicht vergessen haben, denn wer ein solch Kunstwerk, wie unsern Johannes-Hochaltar gefertigt vor 30 Jahren, und hat so lange in Italien sich seiner Kunst beflissen, der vermag wohl noch etwas Schöneres zu Stand zu bringen. Wohl, entgegnete Meister Syrlin, getraute ich mir einen zweiten Hochaltar zu schnitzen, gegen welchen der Erste ein Lehrjungenstück, obwohl es

mir einſt gut bezahlt worden — aber es treibt mich ein unnennbar Wehe nach meiner Vaterſtadt und möchte ich um keinen Preis mehr auch nur eine Woche länger in der Fremde verweilen. Iſt das Euer Ernſt? fragte der Aeltere — wolltet Ihr unſerm Kloſter nicht für guten Lohn ein Kunſtwerk liefern, wie Ihr es zu fertigen Euch getrauet und vorhin verſichert habt? Meine Tage ſind gezählt, antwortete Syrlin, und wenn ich noch einige Jährlein Friſt erhalte vom Himmel, dann gedächte ich ſie wohl zu nützen und meiner guten Stadt Ulm ein Kunſtwerk zu liefern in die neue Münſterkirche, wie ich ſelbſt für St. Peter nichts gearbeitet — aber hier vermag ich nicht zu bleiben und wenn Ihr mir alle Schätze der Welt anbötet! Wohlan! knirſchte der alte Mönch und fiel mit ſeinem Nebenmönch über Syrlin her — ſo wollen wir dir dafür thun, daß du dich nicht rühmen kannſt, ein größeres Kunſtwerk geſchnitzt zu haben, denn unſern Altar! Und mit dieſen Worten verſtopften ſie ihm den Mund und banden ihn mit Händen und Füßen an den Lehnſtuhl, daß er kein Glied mehr rühren, noch einen Hülfelaut ausſtoßen konnte. Dann ſchritt der Alte hinaus, brachte eine Kohlpfanne mit Glut herein, ſtellte ſie auf den Tiſch und legte einen dünnen Eiſenſtab hinein, wie ſehr auch das Opfer ſich auf ſeinem Stuhle zu winden verſuchte, als es die Glutſchüſſel und den Eiſenſtab erblickte, der drinn glühend zu werden begann, ſo war doch Alles vergebens. Der alte Mönch aber ſchob die Kapuze weit zurück, die

sein Gesicht immer halb bedeckt hatte und grinzte ihn an, während seine Hand den Draht in den Kohlen hin und her drehte: Meister Syrlin — kennst du mich nicht mehr — oder ist dein Gedächtniß so schwach — ich habe mit dir Vieles abzurechnen, und eine uralte Schuld deines verruchten Großvaters, wie deine eigene soll durch meine Hand gesühnt werden nach dem alten Gesetze: Zahn um Zahn — Auge um Auge! Ja, fuhr er vor Wuth schäumend fort, und stocherte mit dem Eisendraht in den glühenden Kohlen — dein Großvater, Johannes Syrlin, hat meinen Großvater, der bei ihm arbeitete und an dem Sakramenthäuslein half, aus Neid, daß derselbe ein feineres Kunstwerk liefere, um die Gesundheit seines Augenlichtes gebracht durch ein höllisches Mittel, das er ihm im Schlaf auf die Augen streute — du aber, alter Sünder, hast mir das Weib meiner rasenden Liebe entrissen durch den Zauber deiner Schnitzwerke, deren Schönheit sie geblendet und ihre Huld dir erworben. Schon damals war dir der Tod geschworen und ich warf dich mit einem Dolchstich in die Tiber, aber die Häscher ergriffen mich fast auf der That und ich wurde auf die Sklavenschiffe gebracht, wo ich erst nach zehn Jahren entfliehen konnte in dem Wahn, daß du längst verfault. An meinem Großvater hat dein Geschlecht gefrevelt, mir hast du Leiden und langes Unglück gebracht und mir meine höchste Seligkeit entrissen — nun willst du auch unserem Kloster den Ruhm rauben, den schönsten Hochaltar zu besitzen

nnd deiner Vaterſtadt dieſe Ehre zuwenden — darum für all' dieſe Schuld büße uns dein Augenlicht! Mit dieſen drohenden Worten riß der Mönch den glühenden Draht aus den Kohlen und ſtieß ihn ziſchend und rauchend nach einander in die rechte und linke Augenhöhle des unglücklichen Meiſters, der zuſammenſchauerte, ohne nur ſeinen unnennbaren Schmerz durch einen Schrei ausſtoßen zu können. Lange lag er zuckend in Ohnmacht, während ſeine Peiniger die ausgelaufenen Augenhöhlen mit friſchem Waſſer wuſchen und ihm einen Verband anlegten. Aber als er zur Mitternachtsſtunde wieder allmählig zum Bewußtſeyn zurückkehrte, da trat der rachſüchtige Holzwart, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Cruzifix, vor Syrlin, und während ſein Helfershelfer dem Schlachtopfer den Knebel aus dem Munde zog, ſprach Erſterer: Ein Laut und du biſt des Todes! So ſchwöre uns nun bei dem Bild des Gekreuzigten und deinem ewigen Seelenheil, daß du nie mehr bis zu deinem Tode dieſes Kloſter verlaſſen — auch Niemanden je verrathen wolleſt, daß wir dein Augenlicht dir genommen und dir Gewalt angethan haben. In größter Todesangſt ſprach der arme Meiſter den Schwur nach und bat nur um Schonung ſeines Lebens.

Durch die Pflege ſeiner Peiniger genas der Unglückliche bald von ſeinen gräßlichen Wunden, und ſeines Augenlichtes beraubt, von Kummer und Langeweile geplagt, verſuchte er ſich auf's Neue in ſeiner Kunſt.

Er fertigte sein eigen Bild auf's Treueste nach und befestigte es über der Sakristeithüre der Klosterkirche, wo es heute noch zu sehen. Auch schnitzte er in seiner Blindheit viele Stühle und Wappen, und da er stets seinen Eid hielt, so faßten die Mönche Vertrauen zu ihm und ließen ihn auf seine Bitten noch einen letzten Besuch in Ulm machen, wo er das Münster mit einem schönen Christusbild schmückte, das noch an der Vorhalle des Hauptportals prangt. Als er dieses vollendet, kehrte er, treu seinem Eide, an der Hand eines Knaben ins Kloster Blaubeuren zurück, um dort sich im Todtenhemde seines Sohnes zur ewigen Ruhe zu legen.

Fr. Norden.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Die Achalm 1

Die Sage vom Bau der Achalm 21

Kloster Maria Gnadenthal 37

Der Schuß in das Christusbild 43

Schloß Sachsenheim 49

Der Klopferle von Sachsenheim 57

Ober-Klingenstein im Blauthal 60

Wolf von Klingenstein 62

Ruine Neißenstein 66

Der Bau des Neißensteins 70

Hohenentringen 72

Ritter Jörg von Ehingen, der Landfahrer . . 80

Hohenasperg 92

Die Sage vom Asperg 119

Kloster Gnadenthal zu Offenhausen . . 169

Die Nonne von Gnadenzell 187

Pfalzgrafenweiler im Schwarzwald . . . 199

Die Historie von Meister Eppen u. seinen Hunden 202

Seite

Die Kilianskirche zu Heilbronn 208

Die Sage von dem Siebenröhrenbrunnen in Heilbronn 224

Hohenstaufen und Lorch 230

Die Belagerung der Burg Hohenstaufen . . . 319

Löwenstein 336

Die Sage von dem Seeschlößlein bei Löwenstein 352

Schloß Lichtenberg 391

Die Brüder von Lichtenberg 397

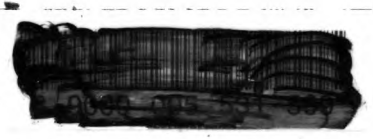
Das Ulmer Münster 421

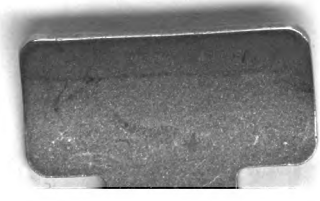
Die Gründung des Ulmer Münsters und die Blendung des Holzschnitzers Georg Syrlin 449

Date Due

Library Bureau Cat. No.

GR166
.S6





ALF Collections Vault
3 0000 118 522 733